Sprachverfall?

Jahrbuch 2013

Sprachverfall?

Dynamik – Wandel – Variation

Herausgegeben von
Albrecht Plewnia und Andreas Witt

De Gruyter

Redaktion: Melanie Steinle

ISBN 978-3-11-034291-8

e-ISBN 978-3-11-034300-7

ISSN 0537-7900

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Vorwort

Warum eine Tagung mit dem Obertitel „Sprachverfall“ – und wenn schon, wieso jetzt?

Im letzten Jahrzehnt ist nach Aussage einer repräsentativen Umfrage, die wir 2008 durchgeführt haben, nicht nur das Interesse an sprachlichen Fragen insgesamt gestiegen, die Wahrnehmung von Veränderungen in der Sprache hat in vergleichbarem Maße zugenommen – und die öffentliche Behandlung solcher Veränderungen ist häufig von einem Diskurs bestimmt, in dem eine negative Interpretation dieser Vorgänge dominiert. Dass sich das sprachliche Bewusstsein in dieser Weise verändert hat, mag der eine Grund dafür sein, die beobachteten Veränderungen, Schwankungen und Wandlungen einer genaueren sprachwissenschaftlichen Würdigung zu unterziehen. Dass die populäre Deutung von sprachlichen Veränderungen als Erscheinungen eines Verfallsprozesses nicht der Sehweise der sprachwissenschaftlichen Beschreibung entspricht, kann man an der Diskussion der entsprechenden Phänomene in den letzten Jahren sehen – und das Fragezeichen im Titel ist Signal dafür: „Sprachverfall?“.

Es ist aber zum anderen auch aus Gründen, die mit Entwicklungen innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschung zu tun haben, ein passender Zeitpunkt, diese sprachwissenschaftliche Sicht, deren leitende Konzepte Dynamik, Wandel und Variation im Untertitel des Tagungsthemas genannt sind, demgegenüber in Anschlag zu bringen. Zum einen ist die empirische Erforschung sowohl der in der öffentlichen Diskussion aufgeführten Erscheinungen und der Bedingungs- und Umgebungsfaktoren, mit denen sie zu tun haben, nicht zuletzt aufgrund der systematischen Erschließung großer einschlägiger Datenmengen – in unterschiedlicher Granularität und Fokussierung – enorm vorangekommen, so dass genaue und verlässliche Aussagen auf dieser Ebene möglich sind, zum anderen ist das auch reflektiert in methodischen und theoretischen Überlegungen zu Wandel, Variation und der zugrundeliegenden Dynamik sprachlicher Entwicklungen. Beide Aspekte waren in den Vorträgen der Jahrestagung 2013 des IDS – der neunundvierzigsten – vertreten, die in diesem Band dokumentiert sind, der sich so als ein empirisch informativer und theoretisch avancierter Beitrag zur Variations- und Sprachwandelforschung mit Bezug auf das heutige Deutsch darstellt.

Die Tagung, die nach zehn Jahren wieder einmal in einem winterlich erscheinenden Mannheimer März stattfand, hatte wiederum an die fünfhundert interessierte Teilnehmer aus etwa dreißig Staaten zusammengeführt. Vorbereitet wurde die Tagung von den Herausgebern dieses Bandes in Verbindung mit den Kollegen Peter Gallmann und Wolf Peter Klein,

ihnen allen sei hiermit herzlich gedankt. Gedankt sei auch allen an der Organisation Beteiligten, die wie immer den glatten Ablauf der Tagung garantierten, und der Stadt Mannheim, die mit dem Empfang für die Teilnehmer die Wertschätzung für unser Tun ebenso ausdrückte, wie sie damit zur guten Stimmung auf der Tagung beitrug. Die Tagung war zudem dadurch gekennzeichnet, dass dieses Jahr wieder die Ehrung eines Nachwuchswissenschaftlers mit dem Hugo-Moser-Preis anstand: Er wurde an Jörg Bücken von der Universität Münster für ein Vorhaben zur Untersuchung von Zirkumpositionen verliehen.

Was den auf Populäres verweisenden Obertitel angeht, so sind die vorliegenden Beiträge zumindest ein Beleg dafür, dass es sich lohnt, im Einzelnen genauer hinzusehen und eine zu punktuelle Sicht, die von generellen Rahmungen wenig weiß, zu vermeiden, bevor man Schwankungen und Wandlungen in der Sprache deutet.

Der Direktor des IDS
Ludwig M. Eichinger

Inhalt

Albrecht Plewnia/Andreas Witt: Einleitung.....	1
--	---

Wandel im System

Martin Durrell: Mit der Sprache ging es immer schon bergab. Dynamik, Wandel und Variation aus sprachhistorischer Perspektive	11
Renata Szczepaniak: Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit. Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen.....	33
Antje Dammel: <i>Die schönen alten Formen</i> ... Grammatischer Wandel der deutschen Verbalflexion – Verfall oder Reorganisation?	51
Ludwig M. Eichinger/Astrid Rothe: Der Fall der Fälle. Entwicklungen in der nominalen Morphologie	71
Damaris Nübling: Sprachverfall? Sprachliche Evolution am Beispiel des diachronen Funktionszuwachses des Apostrophs im Deutschen.....	99

Aspekte der Modellierung

Jürgen Erich Schmidt: Sprachliche Identität und die Dynamik der deutschen Regionalsprachen	127
Marc Kupietz/Cyril Belica/Harald Lungen/Rainer Perkuhn: Zwischen Empirie und Ästhetik – Ansätze zur korpuslinguistischen Untersuchung und Bewertung von Sprachwandel	149
Angelika Storrer: Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation? Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde	171
Gerhard Jäger: Lexikostatistik 2.0	197

Umgang mit Normen

Wolf Peter Klein: Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung.....	219
Richard Schrodtt: Von den Kräften der deutschen Sprachkritik	243
Stefan Kleiner: Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards.....	273
Winifred Davies/Nils Langer: Die Sprachnormfrage im Deutschunterricht: das Dilemma der Lehrenden	299
Alexandra N. Lenz: Sprachvariation und Sprachwandel aus der Perspektive von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern. Einstellungsdaten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz	323
Wolfgang Steinig/Dirk Betzel: Schreiben Grundschüler heute schlechter als vor 40 Jahren? Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972, 2002 und 2012	353

Einleitung

Die Annahme, dass es so etwas wie einen Verfall der Sprache gebe, ist vermutlich so alt wie das Nachdenken über Sprache selbst. Dass Sprache sich wandelt, ist eine anthropologische Grundtatsache; dass dieser Wandel tendenziell als Verfall gelesen wird, ist ein gut eingeführter Topos. Als prominentes Beispiel aus der Antike sei Marcus Tullius Cicero zitiert, der in seiner Schrift „Brutus“ die sprachliche Kompetenz seiner Zeitgenossen mit derjenigen früherer Generationen vergleicht und zu dem Urteil kommt:

aetatis illius ista fuit laus tamquam innocentiae sic Latine loquendi [...], sed omnes tum fere, qui nec extra urbem hanc vixerant neque eos aliqua barbaries domestica infuscaverat, recte loquebantur. sed hanc certe rem deteriorem vetustas fecit et Romae et in Graecia. (Cic., Brut. 258)¹

Dabei steht die Klage über einen allgemeinen Sprachverfall in einer erkennbaren gedanklichen Nähe zu derjenigen über den Verfall der Sitten und der Kultur überhaupt und derjenigen über den Verlust an Bildung und über die damit einhergehende sittliche Verrohung der jeweils nachfolgenden Generation.

Doch was verbirgt sich eigentlich hinter dem Etikett „Sprachverfall“? Eine erste semasiologische Annäherung mit Hilfe von Wörterbüchern erweist sich als überraschend ertragsarm. Im Rechtschreib-Duden beispielsweise ist das Lemma „Sprachverfall“ nicht gebucht. Das ist vielleicht nicht sehr überraschend, weil es hier nur in sehr seltenen Fällen zu orthographischen Irritationen kommen dürfte, und schließlich kann man auch nicht sämtliche denkbaren Komposita aufnehmen. Im zehnbändigen großen Wörterbuch der deutschen Sprache des Duden-Verlags wird man immerhin fündig; dort heißt es: „Sprachverfall, der: Verfall, Niedergang der Sprache“ (Duden 1999, S. 3667). Das ist zwar eine Definition von begrenzter Explantationstiefe, aber immerhin. Das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (Klappenbach/Steinitz (Hg.) 1976) kennt das Lemma „Sprachverfall“ nicht. In *lexiko* (www.owid.de/wb/lexiko/start.html), dem elektronischen Wörterbuch des IDS im Portal OWID, ist „Sprachverfall“ als Lemma gebucht, aber es gehört leider nicht zu den redigierten Stichwörtern, so dass hier lediglich automatisch generierte Belege angezeigt werden (www.owid.de/artikel/100515).

¹ „[J]ene Zeit besaß den Vorzug ebenso der sittlichen Reinheit wie auch der Reinheit in der lateinischen Sprache. [...] Aber es pflegten doch dazumal fast alle richtig zu reden, soweit sie nicht außerhalb dieser Stadt lebten beziehungsweise unter einem schlechten familiären Einfluß litten. Doch hat in dieser Hinsicht der Gang der Zeit verschlechternden Einfluß gehabt, zu Rom sowohl wie auch in Griechenland.“ (Übersetzt von Bernhard Kytzler; Cicero 1990, S. 195–197).

Hilft hier der Thesaurus des Deutschen, das Wörterbuch der Brüder Grimm, weiter? Einschlägig ist an dieser Stelle der im Jahre 1905 erschienene Band 10.1 von *Seeleben* bis *Sprechen* (Grimm 1905). In der Tat gibt es hier die beeindruckende Zahl von 485 Komposita mit „Sprach-“ als Erstglied, von „sprachähnlich“ bis „Sprachzweig“, darunter so schöne Dinge wie den „Sprachenschaum“ oder den „Sprachgegenfüßler“. Nur wider Erwarten ist der „Sprachverfall“ nicht darunter. Am nächsten kommen ihm noch Einträge wie „Sprachverderb“, „Sprachverderberei“, „Sprachverderbnis“, „Sprachverderbung“ (meist mit Belegen aus dem 18. Jahrhundert) oder die „Sprachverunreinigung“ (auch mit einem Verweis auf Campe), „Sprachverwilderung“ (mit einem Beleg von Friedrich Schlegel), „Sprachverwirrung“ (ausdrücklich nicht nur in Bezug auf den Turmbau zu Babel), oder die „Sprachverwüstung“.²

Das Lemma „Sprachverfall“ ist also bei Grimm nicht belegt; man kann hier eine lexikografische Lücke konstatieren, denn das Konzept und eine Debatte um Sprachverfall hat es natürlich gegeben. Selbst Gustav Wustmann (der Bastian Sick des ausgehenden 19. Jahrhunderts) kommt bei Grimm schon vor, und zwar, nicht ohne Ironie, in indirekter Form: Unter dem Stichwort „Sprachverstand“ wird als Beleg ein Buchtitel angeführt, nämlich: „allerhand sprachverstand. kritische keile auf Wustmannsche klötze. von dr. X.***, Bonn 1892“ (Grimm 1905, Sp. 2787), offenbar eine Replik auf die 1891 erstmals erschienenen „Allerhand Sprachdummheiten“ von Gustav Wustmann (Wustmann 1891).

Auch sonst findet man einigermaßen mühelos Belege für den Gebrauch des Terminus „Sprachverfall“ auch im 19. Jahrhundert. Um nur ein einziges, ziemlich beliebig gewähltes Beispiel zu geben, und zwar aus einem Band mit dem Titel „Die Menschen- und Völkerkunde als wissenschaftliche Grundlage der Staats- und Rechtsphilosophie“ aus dem Jahre 1864, verfasst von Karl Friedrich Vollgraff, weiland ordentlicher Professor des Staats- und Völkerrechts zu Marburg. Dort heißt es in Paragraph 486:

Wie nun insonderheit auch die *Sprache* eines Volkes den Metamorphosen seines Lebens genau parallel geht und sie abspiegelt, so ist sie es auch, welche sofort die Spuren des Verfalles kund giebt, wenn sich äusserlich, politisch oder in dem Cultur-Luxus vielleicht noch das gerade Gegentheil herauszustellen scheint und das Volk selbst es noch gar nicht wahrnehmen mag oder kann.

Leider ist es eben wohl nicht möglich, für diesen *Sprach*-Verfall eine wissenschaftliche Formel anzugeben, denn er ist nur syntactischer, prosodischer und stylistischer Natur, nur das *Verständnis* einzelner Worte geht verloren, nicht der Wort-Vorrath selbst (m. s. das Wörterbuch der beiden *Grimms*. 1852). (Vollgraff 1864, S. 952–953; Hervorhebungen im Original)

² Mit dem Beleg „wenn der sprachverwüstung nicht bald einhalt gethan wird, wird es dazu kommen, dasz niemand wird entscheiden können, was richtig und was unrichtig ist.“ von Raimund Halatschka, und zwar aus einem 1883 in Wien erschienenen Buch mit dem Titel „Zeitungsdeutsch“. Nicht untypisch für den öffentlichen Sprachverfalls-Diskurs ist übrigens die Kritik am Sprachgebrauch in den jeweils modernen Medien (hier Zeitung, später Fernsehen, dann Internet usw.).

Der Kontext ist einigermaßen ideologisiert und daher im Detail uninteressant; es geht um vier verschiedene Kultur-Stufen, die ein Volk erklimmen und von denen es auch wieder herabsinken kann. Interessant ist aber die keinesfalls singuläre Parallelisierung von Sprache und Kultur: das wahrgenommene oder irgendwie festgestellte Niveau des einen als Indiz für das Niveau des anderen – das ist eine Argumentationsfigur, die man auch im 21. Jahrhundert findet.

Dass offenbar die Begriffe „Kultur“ und „Sprache“ – zumindest wenn vom Deutschen die Rede ist – untrennbar zusammengehören, erstens, und dass zweitens diese Einheit gefährdet ist, erfährt man beispielsweise auch vom „Verein Deutsche Sprache“, dessen Satzungszweck darin besteht, „die deutsche Sprache als eigenständige Kultursprache zu erhalten“ (www.vds-ev.de/satzung; Paragraph 2) – was ja nur dann ein sinnvolles Ziel ist, wenn dieser hohe Status der Kultursprachlichkeit des Deutschen irgendwie bedroht ist.

Das Konzept des Sprachverfalls, wie gesagt, ist, trotz der sparsamen Repräsentanz in den Wörterbüchern, gut eingeführt. Dies mag auch eine einfache Suchabfrage im Internet illustrieren. Sucht man zum Beispiel etwa bei Google nach dem Stichwort „Sprachverfall“, erhält man ungefähr 26.000 Treffer (Stand: 5.11.2013). Das ist gar nicht einmal so viel. Allerdings muss man bedenken, dass es sich bei Sprachverfall um ein komplexes und eher abstraktes Phänomen handelt, nach dem man vielleicht in dieser Abstraktheit nicht unbedingt sucht; gesucht wird dann eher nach konkreten Problemen: Eine einfache Abfrage mit den Suchbegriffen „falscher Genitiv“ etwa erbringt schon 132.000 Ergebnisse; eine Abfrage nach „falscher Dativ“ ergibt 162.000 Ergebnisse; für „falscher Apostroph“ bekommt man sogar 292.000 Resultate.³

Es gibt einen öffentlichen Diskurs über Sprache und ihre Entwicklung, der – nicht ausschließlich, aber doch dominant – mit einem negativen Zungenschlag geführt wird; typische Kristallisationen sind dabei das Konstatieren eines allgemeinen Rückgangs der sprachlichen, mündlichen wie schriftlichen, Ausdrucksfertigkeit sowie der Rechtschreibleistungen, außerdem die Kritik am Sprachgebrauch in den so genannten Neuen Medien, und, last but not least, natürlich das Problem der Anglizismen; auch die Klage über das vermeintliche Aussterben der Dialekte gehört hierher. Kennzeichnend für diesen (an den Rändern offenen) Diskurs ist, dass er weitgehend von linguistischen Laien geführt wird. Die fachlich zuständige germanistische Sprachwissenschaft hat sich hier lange Zeit in vornehmer Zurückhaltung geübt. Offenbar gibt es zwischen der Gruppe der sprachlich interessierten

³ Als Indiz dafür, dass solche Fragen für Internetnutzer relevant sind, kann man auch die Vorschläge, die einem die Suchmaschine Google bei der Formulierung von Suchanfragen automatisch anbietet, interpretieren: Bei der Eingabe „falscher g“ wird einem (bei gelöschter Suchhistorie) als erstes „falscher genitiv“ vorgeschlagen (Stand: 5.11.2013). Offenbar ist der falsche Genitiv ein prominentes Problem.

linguistischen Laien auf der einen Seite und der Gruppe der Linguisten auf der anderen Seite ein Ungleichgewicht in der Relevanzwahrnehmung. Dabei ist es nicht so, dass die Linguistik hier nichts beizutragen hätte, im Gegenteil. Viele der Phänomene, die im öffentlichen Sprachverfallsdiskurs eine Rolle spielen, haben in Wirklichkeit ihren systematischen Ort im Bereich von sprachlicher Variation oder von Sprachwandelprozessen.

Diesen Problembereich auszuleuchten, war das Ziel der 49. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache im Jahre 2013 mit dem Titel „Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation“, und es ist selbstredend das Ziel des vorliegenden Bandes, in dem die Vorträge der Jahrestagung dokumentiert sind. Der Band ist gegliedert in drei Abschnitte. Im ersten Abschnitt, überschrieben mit **Wandel im System**, geht es um eine empirisch fundierte sprachhistorische Einordnung bestimmter Prozesse, die häufig mit Sprachverfall in Verbindung gebracht werden. Im zweiten Abschnitt mit dem Titel **Aspekte der Modellierung** werden vor allem methodische Probleme diskutiert. Im dritten Abschnitt schließlich wird aus stärker sprachsoziologischer Perspektive der **Umgang mit Normen**, kodifizierten Normen, Gebrauchsnormen und der Unterrichtswirklichkeit, thematisiert.

1. Wandel im System

Wer über Sprachverfall spricht, spricht über Veränderungen und bewertet diese Veränderungen negativ. Dass Sprache sich im historischen Prozess ändert, ist nicht nur unbestreitbar, sondern sogar systemisch notwendig. Zwei Fragen drängen sich also auf. Zum einen stellt sich die Frage, was genau sich tatsächlich im Verlaufe der Sprachgeschichte ändert und welche dieser Veränderungen dann auch Gegenstand des Sprachverfallsdiskurses sind und welche vielleicht nicht. Zum andern muss gefragt werden, wie es zu der negativen Bewertung kommt, ob diese plausibel ist oder ob es für bestimmte Phänomene vielleicht Begründungszusammenhänge gibt, die eine andere Wertung als die des Verfalls nahelegen. Dass derlei viel mit bestimmten weit verbreiteten Vorstellungen über das Wesen von Sprache zu tun hat, zeigt **Martin Durrell** in seinem Beitrag „Mit der Sprache ging es immer schon bergab. Dynamik, Wandel und Variation aus sprachhistorischer Perspektive“. Die Etablierung der Standardsprache, die ja variantenfeindlich ist, ist eng mit bestimmten sprachlichen Mythen verknüpft. Ausgehend von einem Korpus von Texten aus dem 17. und 18. Jahrhundert weist Durrell für einige Beispiele aus der Grammatik nach, wie die Variation im Laufe der Zeit zurückgeht, einzelne Problembereiche sich aber als äußerst langlebig erweisen.

Zu den prominentesten Problemfeldern im populären Sprachrichtigkeitsdiskurs gehört ohne Zweifel der Genitiv. Tatsächlich ist der Genitiv gewissermaßen eine sprachhistorische Dauerbaustelle, auf der allerdings

weniger ein Abbau als vielmehr ein Umbau stattfindet; vereinfacht gesagt wird der Genitiv vom Objektskasus zum Präpositionalkasus. Diese Prozesse zeichnet **Renata Szczepaniak** in ihrem Beitrag „Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit. Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen“ nach; sie zeigt dabei auch, wie Variation an überraschenden Stellen zur funktional-stilistischen Differenzierung genutzt werden kann.

Einer ganz ähnlichen Fragestellung, diesmal aber im Bereich der Verbalflexion, geht **Antje Dammel** nach. Eine kritische Systemstelle ist das Nebeneinander von starker und (sprachhistorisch jüngerer) schwacher Verbalflexion; zudem scheint vor der Folie des Althochdeutschen und noch des Mittelhochdeutschen das neuhochdeutsche System der starken Verben wenig geordnet. In ihrem Beitrag „*Die schönen alten Formen ...* Grammatischer Wandel der deutschen Verbalflexion – Verfall oder Reorganisation?“ zeigt Dammel, dass die Verhältnisse tatsächlich komplizierter sind und dass sich die Entwicklung der Verbalflexion seit dem Althochdeutschen durchaus als funktional erfolgreicher Umbau des Systems beschreiben lässt.

Viele der beschriebenen Prozesse haben auch mit Variantenselektion im Zuge der Standardisierung zu tun. Doch auch im 20. Jahrhundert, zu dessen Beginn die Standardisierung des Deutschen jedenfalls als abgeschlossen angesehen werden kann, lassen sich Fortwirkungen des Systemumbaus nachweisen. **Ludwig M. Eichinger** und **Astrid Rothe** verfolgen auf der Grundlage eines passend angelegten Korpus die morphologischen und morphosyntaktischen Veränderungen in der Nominalflexion im Laufe des 20. Jahrhunderts. In ihrem Beitrag „Der Fall der Fälle. Entwicklungen in der nominalen Morphologie“ zeigen sie, dass es sich keinesfalls um beliebige Normverletzungen handelt; vielmehr kommt es zu einer funktionalen Ausdifferenzierung zwischen der Verwendung alter und neuer Konstruktionen, die damit letztlich sogar systemstabilisierend wirkt.

Im letzten Beitrag dieses Abschnitts befasst sich **Damaris Nübling** mit einem graphematischen Spezialproblem, das sich gleichwohl im laienlinguistischen Diskurs einer besonderen Aufmerksamkeit erfreut, nämlich dem Apostroph. In ihrem Beitrag „Sprachverfall? Sprachliche Evolution am Beispiel des diachronen Funktionszuwachses des Apostrophs im Deutschen“ weist sie nach, dass es sich bei nicht normgerechten Apostrophsetzungen weder um ein neues Phänomen handelt, noch dass diese völlig beliebig erfolgen. Tatsächlich dient der Einsatz des Apostrophs der graphematischen Schonung markierter Wortkörper wie Eigennamen und Fremdwörter.

2. Aspekte der Modellierung

Die Linguistik ist aber nicht nur an der Analyse und Beschreibung der sprachlichen Realität interessiert, sondern auch an ihrer mehr oder weniger stark formalisierten Modellierung. Dass aktuelles ökonomisches Handeln und alte Dialektgrenzen aufeinander beziehbar sind, zeigt **Jürgen Erich Schmidt** in seinem Beitrag „Sprachliche Identität und die Dynamik der deutschen Regionalsprachen“. Die Dominanz der durchgesetzten Standardsprache hat eine Umwertung des alten landschaftlichen Hochdeutsch zur Folge. Die alten Sprachräume sind aber zugleich erstaunlich persistent; die diese perpetuierenden aktuellen Regiolekte erweisen sich außerordentlich stabile Identitätsanker, sprachliche und kulturelle Identität sind eng miteinander verknüpft.

In ihrem Beitrag „Zwischen Empirie und Ästhetik – Ansätze zur korpuslinguistischen Untersuchung und Bewertung von Sprachwandel“ überprüfen **Marc Kupietz, Cyril Belica, Harald Lungen** und **Rainer Perkuhn** exemplarisch einzelne Thesen, die in der aktuellen Sprachverfallsdiskussion formuliert wurden, an schriftsprachlichen Sprachsammlungen des Deutschen, konkret anhand der Texte im Deutschen Referenzkorpus **DEREKO**. Hierbei beschreiben sie nicht nur die Ergebnisse der Fallstudien, sondern diskutieren auch die hypothesenspezifischen Operationalisierungen und mögliche Probleme. Darüber hinaus werden weitere Aspekte von Sprachverfall, wie insbesondere Sprachverfallswahrnehmung als mögliches Resultat der durch die Nutzung des WWW veränderten Textrezeptionsbedingungen untersucht und entsprechende empirische Ansätze besprochen.

Ebenfalls den Texten im Internet widmet sich **Angelika Storrer** in ihrem Text „Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation? Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde“. Die Tatsache, dass die Schriftsprache vermehrt auch für Alltagssprachliche, auch nächstsprachliche Kommunikation eingesetzt wird, befördert die Herausbildung einer interaktionsorientierten Schreibhaltung. Offensichtlich ist diese jedoch stark mediengebunden; es gibt keine empirische Evidenz dafür, dass dieses interaktionsorientierte Schreiben die Schreibhaltung auch in analogen Textsorten entscheidend beeinflusst. Die Aufbereitung geeigneter Korpora zur Erforschung der internetbasierten Kommunikation ist allerdings nicht trivial.

Wie sich gewinnbringend mit großen Datenmengen arbeiten lässt, zeigt auch **Gerhard Jäger** in seinem Beitrag „Lexikostatistik 2.0“. Auf eine sehr lange Sicht führt Sprachwandel zur Entstehung neuer Sprachen. Zu klären, in welchen Verwandtschaftsverhältnissen Sprachen zueinander stehen, ist einer der Gegenstände der historischen (vergleichenden) Sprachwissenschaft. Mit Hilfe sehr großer Korpora kann man eine Klassifikation von Sprachen auf der Grundlage statistischer Abstandsberechnungen erstellen; die Ergebnisse korrespondieren in hohem Maße mit den gängigen, auf der klassischen komparativen Methode beruhenden Modellen.

3. Umgang mit Normen

Ein Sprachverfallsdiskurs ist, mindestens implizit, immer auch ein Diskurs über Normen oder jedenfalls ein normbasierter oder normorientierter Diskurs. Von besonderer Bedeutung sind dabei die in Sprachkodizes explizierten Sprachregeln. Allerdings ist, wie **Wolf Peter Klein** in seinem Beitrag „Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung“ zeigt, die Situation durchaus unübersichtlich; der Kodex ist dynamisch, er ist an den Rändern unscharf, und einzelne Kodex-Teile können sich widersprechen. Insgesamt besteht hier noch erheblicher Forschungsbedarf.

Dass es sich bei der Diskussion um Sprachwandel und Sprachverfall um ein zutiefst soziales Phänomen handelt, ist Thema des Beitrags von **Richard Schrodt** mit dem Titel „Von den Kräften der deutschen Sprachkritik“. Er zeigt an einer Reihe von Beispielen, dass bei sprachkritischen Äußerungen vielfach gar nicht der kritisierte Sprachgebrauch das eigentliche Ziel der Kritik sein muss, sondern dass es vielmehr um die Selbstvergewisserung sozialer Gruppen geht, wobei die Sprache nur mittels ihrer sozialsymbolischen Funktion zum Gegenstand des Interesses wird.

Kodifizierte Normen auf der einen Seite und subsistente Normen auf der anderen Seite können, selbst wenn sie miteinander konfliktieren, durchaus friedlich koexistieren, sofern die Widersprüche ein gewisses Toleranzmaß nicht überschreiten. Die Normierung der deutschen Standardaussprache ist da als kritischer Fall einzuschätzen, wie **Stefan Kleiner** in seinem Beitrag „Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards“ darlegt. Die Aussprachekodizes schreiben eine empirisch nicht gut abgesicherte Norm fort, die an mehreren Stellen vom tatsächlichen Gebrauchsstandard abweicht.

Die sich aus Differenzen zwischen Gebrauchsnormen und statuierten Normen ergebenden Zweifelsfälle spielen natürlich auch im Unterricht eine Rolle, im muttersprachlichen Schulunterricht ebenso wie im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache. **Winifred Davies** und **Nils Langer** gehen in ihrem Beitrag „Die Sprachnormfrage im Deutschunterricht: das Dilemma der Lehrenden“ der Frage nach, wie mit der Existenz von Variation umzugehen sei.

Auch **Alexandra N. Lenz** nimmt die Lehrenden in den Fokus; in ihrem Beitrag „Sprachvariation und Sprachwandel aus der Perspektive von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern. Einstellungsdaten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz“ untersucht sie die Spracheinstellungen von Lehrkräften im deutschen Sprachgebiet. Im Zentrum ihres Interesses stehen Fragen zu Wahrnehmung und Bewertung von Sprachwandel, zu Varietäten und zur Polyarealität/Polyzentrik des Deutschen. Es ergibt sich ein vielfach differenziertes Bild, wobei es aufschlussreiche Unterschiede zwischen den Informanten aus den drei Ländern gibt.

Auf die geläufige Parallelisierung von Sprachgebrauch und Bildungsniveau wurde bereits hingewiesen. **Wolfgang Steinig** und **Dirk Betzel** berichten über eine große Längsschnittstudie, in der über einen Zeitraum von vierzig Jahren die Schreibkompetenzen von Viertklässlern untersucht wurden. In ihrem Beitrag „Schreiben Grundschüler heute schlechter als vor 40 Jahren? Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972, 2002 und 2012“ zeichnen sie ein differenziertes Bild: Die Zahl der Rechtschreibfehler etwa ist erheblich angestiegen; andererseits ist der Wortschatz der Kinder deutlich gewachsen, und die Textgestaltung ist komplexer und kreativer geworden. Auffällig ist, dass in den jüngsten Daten die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht und die Übergangsempfehlung für die weiterführende Schule deutlich stärkere Prädiktoren für die Schreibkompetenzen sind, als das noch 1972 der Fall war.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass der öffentliche Diskurs, in dem Sprachwandel, Sprachpflege, Sprachverfall und ähnliche Themen verhandelt werden, von einer gewissen Asymmetrie in der Beteiligung sprachinteressierter linguistischer Laien auf der einen Seite und der Sprachwissenschaft auf der anderen Seite gekennzeichnet ist. Der vorliegende Band richtet sich daher ausdrücklich nicht nur an die linguistische Fachwelt, sondern möchte zugleich als Beitrag der Sprachwissenschaft zu diesem öffentlichen Diskurs gelesen werden.

Literatur

- Cicero, Marcus Tullius (1990): Brutus. Lateinisch-deutsch. Hrsg. v. Bernhard Kytzler. 4. Aufl. München/Zürich.
- Duden (1999): Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. In zehn Bänden. 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 8: Schl – Tace. Hrsg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- Grimm (1905): Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Zehnten Bandes erste Abtheilung: Seeleben – Sprechen. Leipzig.
- Klappenbach, Ruth/Steinitz, Wolfgang (Hg.) (1976): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Bd. 5: Schinken- – Vater-. Berlin.
- Vollgraff, Karl Friedrich (1864): Die Menschen- & Völkerkunde als wissenschaftliche Grundlage der Staats- und Rechtsphilosophie. Neu hrsg. v. Joseph Held. Frankfurt a.M.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.

Wandel im System

Martin Durrell (Manchester)

Mit der Sprache ging es immer schon bergab

Dynamik, Wandel und Variation aus sprachhistorischer Perspektive

Abstract

Die Vorstellung eines Verfalls der deutschen Sprache lässt sich mindestens bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen, als Schulmeister sich beschwert haben, dass ihre Schüler wegen der um sich greifenden Variation nicht mehr wüssten, was korrektes Deutsch sei. Ähnliche Vorstellungen treten etwa gleichzeitig in anderen europäischen Ländern auf und können vielleicht mit dem langsamen Ersatz des Lateins als vorherrschender Sprache des Schrifttums und der Bildung in Zusammenhang gebracht werden. Sie beruhen auf verbreiteten irrtümlichen Annahmen über das Wesen der Sprache, insbesondere dass die zugrundeliegende Form jeder Sprache homogen und unwandelbar sei und seit sehr langem – eventuell seit Babel – so existiert habe. Diese Annahmen muss man mit Watts (2011) als Mythen werten, sie sind jedoch sehr beharrlich, und in der frühen Neuzeit dienten sie als Grundlage für die Erschaffung der heutigen deutschen Standardsprache, die aus diesem Grunde genauso wie alle anderen europäischen Kultur- oder Standardsprachen eigentlich als ein rezent kulturelles Artefakt anzusehen ist.

In diesem Beitrag wird anhand von Material aus einem neuen elektronischen Korpus der deutschen Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts gezeigt, wie die Standardsprache entstanden ist als Ergebnis dieser Annahmen sowie aus der Vorstellung, nur auf diese Weise sei die deutsche Sprache vor dem endgültigen Verfall zu retten. Im Laufe dieses Vorgangs wurde wo möglich jede Variation aus der Schriftsprache eliminiert und dabei auch sprachliche Varianten stigmatisiert, die heute noch häufig sind, auch wenn sie als „substandard“, „nicht korrekt“ oder „nicht hochsprachlich“ gelten. Auch wurden Regeln des „guten“ hochdeutschen Sprachgebrauchs festgelegt (oder erdacht), die Muttersprachler im spontanen Gespräch immer noch kaum beachten. Aber die Sprachgeschichte lehrt, dass Variation und Wandel nicht zum Verfall der Sprache führen, sondern die dynamische Flexibilität gewährleisten, die für die Sprache nötig ist, wenn sie allen sozial und kulturell erforderlichen Bedürfnissen der menschlichen Kommunikation gerecht werden muss.

1. Einleitung: Das GerManC-Korpus

Von 2006 bis 2012 wurde an der Universität Manchester ein elektronisches Korpus des frühmodernen Deutsch (d.h. zwischen den Jahren 1650 und 1800) von etwa einer Million Wortformen erstellt.¹ Diese Periode ist bisher

¹ Das Gesamtkorpus, mit genauen Angaben über die aufgenommenen Texte, ist im Oxford Text Archive gespeichert und darf ohne Einschränkung heruntergeladen werden: www.ota.ox.ac.uk/desc/2544. Weitere Information zum Korpus findet man bei Bennett et al. (2011) sowie auf der Projektwebseite: www.alc.manchester.ac.uk/subjects/german/research/projects/german/.

trotz ihrer Bedeutung für die endgültige Standardisierung der deutschen Sprache sprachhistorisch relativ wenig erforscht worden, und ein wichtiges Ziel des Korpus war es, diesen Mangel beheben zu helfen, indem es der Forschung zum ersten Mal eine leicht zugängliche Sammlung von Sprachmaterial zur Verfügung stellen sollte, die für den überlieferten Sprachgebrauch dieser Epoche möglichst repräsentativ wäre. Entsprechend dieser Zielsetzung besteht das Korpus aus etwa 360 Textauszügen von jeweils 2000 Wörtern aus den acht Textsorten, die in dieser Periode ausreichend belegt sind, mit einer gleichen Anzahl von Texten aus fünf sprachlichen Großräumen und drei Unterperioden von jeweils 50 Jahren, in die die ganze Periode von anderthalb Jahrhunderten aufgeteilt wurde.

Dieses Korpus stellt eine wichtige neue Ressource zur Erforschung der Entwicklung der deutschen Sprache in der frühen Neuzeit dar, vor allem wegen der Berücksichtigung von bisher etwas weniger beachteten Textsorten. Z.B. hat Polenz (2000, S. 18) schon darauf hingewiesen, dass

Zeitungen [...] – nach der Luther-Bibel – auch zum wirksamsten Mittel der Popularisierung und Verbreitung einheitlicher Sprachvarianten auf dem Wege zur nationalen Schriftsprache [wurden],

aber systematische Untersuchungen von deren sprachlichen Eigenarten sind immer noch etwas spärlich. Sie bieten jedoch viel aufschlussreiches Sprachmaterial. Man liest z.B. in einer Münchener Zeitung (*Mercurij-Relation: Extract-Schreiben auß Lintz* [...]) vom Juli 1684:

Von der jüngst bey Waitzen erhaltenen Victori berichte über voriges/ daß die Türcken über 25000. Mann starck gewesen/ nit allein Jhro Durchl. dem Hertzogen von Lothringen sein Roß/ sondern auch 2. Cavallieren neben seiner die Pferdts tod geschossen worden.

Man könnte natürlich annehmen, der Schreiber habe mit *dem Hertzogen von Lothringen sein Roß* möglicherweise einen vom Standpunkt der grammatischen Korrektheit keineswegs zu beanstandenden *dativus incommodi* gesetzt, aber da es nicht leicht ist, die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten des Dativ auseinanderzuhalten, vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, S. 1337–1341), ist die Analyse nicht gänzlich von der Hand zu weisen, dass es sich hier um eben denjenigen schlampigen Gebrauch des Dativs handelt, der nach Sick (2004) den Tod des Genitivs bedeuten könnte. Nun ist der Genitiv, anders als das Ross des Herzogs, noch lange nicht tot. Es besteht aber immer noch eine Variation, die auch schon im 17. Jahrhundert existiert hat, und zwar kann man den Besitz durch den Genitiv oder durch eine Dativparaphrase ausdrücken. Die letztere Variante wird jetzt aber als „nicht korrekt“ oder „nicht hochsprachlich“ angesehen, und sie gilt insbesondere im geschriebenen Deutsch als absolut inakzeptabel, obwohl sie von vielen Muttersprachlern – vielleicht sogar von einer großen Mehrheit – täglich verwendet wird.

2. Zur Entstehung der deutschen Standardsprache und zu verbreiteten Mythen über die Sprache

Wenn jedoch eine sprachliche Erscheinung wie die Dativparaphrase seit über dreihundert Jahren existiert – mindestens, denn Belege dafür lassen sich möglicherweise bis in ahd. Zeit zurückverfolgen, vgl. Fleischer (2011, S. 96–99) – ohne dass die konkurrierende Variante mit dem Genitiv endgültig dadurch ersetzt wurde, kann man sie kaum als glaubhaftes Beispiel für den heutigen Verfall der Sprache werten. Wir haben es hier eher mit einer Änderung in der Einstellung zur deutschen Sprache zu tun, die wir zunächst durch eine etwa 150 Jahre frühere Aussage erläutern können. Kluge (1904, S. 56) führt nämlich die folgende Aussage eines Erfurter Schulmeisters, Meister Hans Fabritius, aus dem Jahre 1531 auf:

Ich weiß schier nicht, wie ich meine Schulers lehren soll der Ursachen halben, daß jetzunder, wo unser nur drei oder vier deutsche Schreibers zusammen koment, hat jeder einen sonderlichen Gebrauch. Wolte Gott, das es darhin komen möchte, daß die Kunst des Schreibens einmal wider in ein rechten Prauch komen möcht.

Mit nur relativ leichten Änderungen könnte man sich dies als die Aussage eines heutigen Deutschlehrers vorstellen, der über den Verfall der Sprache und deren Verwahrlosung durch die Jugend klagt. Es lohnt sich jedoch, auf diese Aussage etwas gründlicher einzugehen. Im Jahre 1531 gab es nämlich keine einheitliche deutsche Sprache, vgl. Durrell (1999), und es hatte nie eine solche gegeben, aber anscheinend hat Hans Fabritius es als absolut selbstverständlich angenommen, dass sie seit langem existierte und es ihm als Lehrer oblag, seinen „Schulers“ die Normen dieser Einheitssprache beizubringen. Diese Vorstellung, dass jede Sprache eine unveränderliche Grundform besitzt, hat in der Entwicklung der modernen europäischen Standardsprachen eine grundsätzliche Rolle gespielt. Sie tritt in allen europäischen Sprachgebieten etwa gleichzeitig auf, und zwar am Anfang der frühen Neuzeit, als die Volkssprachen nach der Verbreitung des Buchdrucks und der Reformation anfangen, allmählich an der Alleinherrschaft des Lateins als Kultursprache zu rütteln und, wie von Hans Fabritius, auch zum ersten Mal systematisch unterrichtet wurden. Watts (2011, 2012) bezeichnet diese Vorstellung als den „Mythos der sprachlichen Homogenität“, von dem auch eine Anzahl weiterer sprachlicher Mythen abhängt, insbesondere der Mythos einer althergebrachten, „reinen“ Sprache. Diese Mythen² scheinen der Aussage von Fabritius zugrundezuliegen, indem er unreflektiert voraussetzt, dass

² In der Diskussion nach dem Vortrag wurde darauf hingewiesen, dass das deutsche Wort *Mythos* nicht unbedingt das gleiche aussage, wie Englisch *myth*. Jedoch scheint die bei Duden (2001, S. 1113) angeführte Definition von *Mythos* auch den hier intendierten Sinn einzuschließen, und da Maitz (2010) *Mythos* auch in einer durchaus vergleichbaren Bedeutung in einem sprachwissenschaftlichen Kontext verwendet, halte ich den Gebrauch dieses Terminus hier weiterhin für gerechtfertigt.

die deutsche Sprache eine homogene Grundform hat, die allein gültig ist, die in dieser festgelegten und unabänderlichen Form seit Urzeiten existiert und die durch die sündhaft nachlässige Menschheit (bzw. die Jugend) in Verfall geraten ist. Wir werden sehen, dass diese Mythen und der ihnen zugrundeliegende ahistorische Sprachbegriff heute noch weit verbreitete landläufige Auffassungen über die Sprache bestimmen und, wie Maitz (2010) und andere schon gezeigt haben, immer noch Anlass geben zu Äußerungen, die mit den Beschwerden von Hans Fabritius durchaus vergleichbar sind. Milroy/Milroy (1999, S. 24–46) sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Complaint Tradition“, die sie bis William Caxton, der den Buchdruck in England eingeführt hat, zurückverfolgen. Diese Mythen haben, wie Watts (2011) zeigt, bei der Entstehung der englischen Standardsprache ausschlaggebend gewirkt, und sie waren auch in der Geschichte der deutschen Sprache kaum minder bedeutend. Im Grunde genommen sind alle europäischen Standardsprachen aus dem Versuch im 17. und 18. Jahrhundert entstanden, die ursprüngliche, homogene, echte Sprache aufzufinden und sie möglicherweise so festzulegen, dass sie vor dem weiteren Verfall bewahrt wird. Auf diese Weise sind sie letztlich, wie Haugen (1966) erkannt hat, keine natürlich entstandenen Sprachformen, sondern „kulturelle Artefakte“, die schreibsprachlichen Konstrukte einer Bildungselite.

Dies wurde in Deutschland lange vehement geleugnet, vor allem aus ideologischen Gründen, denn im Zeitalter des aufkommenden Nationalismus wollte man nicht wahrhaben, dass die deutsche Muttersprache, die für die Nationbildung einen nicht zu unterschätzenden Symbolwert hatte, nicht grundsätzlich aus der Sprache des Volks hervorgekommen war. So schrieb Gutjahr (1910, S. 6):

Alle bisherigen Versuche, die Lösung des Problems der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache zumeist im Rahmen eines künstlichen Geschaffenseins auf dem Papier herbeizuführen, können in keinerlei Weise befriedigen.

Dieser Gedanke wurde dann bekanntlich von Theodor Frings mit seiner These eines Ursprungs der neuhochdeutschen Schriftsprache in den Siedlermundarten der im Mittelalter kolonisierten deutschen Ostgebiete weitergeführt, aber diese wurde von Werner Besch und anderen Forschern von den 1960er Jahren an endgültig widerlegt, indem sie gezeigt haben, dass der Standardisierungsprozess tatsächlich vornehmlich im Schriftlichen vor sich ging, vgl. Durrell (1999, 2001). Keller (1978, S. 371) formuliert den Vorgang treffend in direktem Widerspruch zu Gutjahr: „what was happening was happening primarily on paper“.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts wurde dieser in frühneuhochdeutscher Zeit begonnene Prozess weitergeführt, indem nach dem bekannten Standardisierungsmodell von Haugen (1966) bestimmte sprachliche Varianten als „korrekt“ selektiert und kodifiziert wurden, d.h. sie konnten mit

Vorstellungen über die „richtige“, „ursprüngliche“ deutsche Sprache vereinbart werden. Träger dieses Prozesses war vor allem eine soziale Elite von Literaten und Sprachexperten (Polenz 2000, S. 135), die ihrem Wirken weitgehend die von Watts (2011) identifizierten Mythen zugrundelegten. Auf dieser Basis wurde eine Anzahl von charakteristischerweise relativ vagen und uneinheitlichen Kriterien und Voraussetzungen entwickelt, nach denen sprachliche Formen bewertet wurden. Insbesondere galt Variation an sich als verwerflich, denn sie gingen von der grundlegenden Annahme sprachlicher Homogenität aus, und so musste eine von zwei konkurrierenden Formen selbstverständlich „falsch“ oder „minderwertig“ sein.

3. Korpusbeispiele für die Eliminierung sprachlicher Variation in der frühen Neuzeit und für die Stigmatisierung bestimmter Varianten

Dieser Prozess lässt sich sehr gut durch Material aus dem *GerManC*-Korpus von Texten aus dem 17. und 18. Jahrhundert veranschaulichen; dazu sollen nun ein paar geeignete Beispiele herausgegriffen werden. Mitte des 17. Jahrhunderts war sprachliche Variation noch eher die Regel als die Ausnahme, vor allem wenn man ein repräsentatives Sample von Textsorten und Regionen in Betracht zieht, und sie betraf nicht nur die Orthographie, sondern auch wesentliche Gebiete der Grammatik wie die Flexion.

3.1 Die Flexion des schwachen Adjektivs im Nominativ/Akkusativ Plural

In dieser Zeit, wie schon im Frühneuhochdeutschen, kommt beim „schwachen“ Adjektiv im Nominativ/Akkusativ Plural neben der heute verbindlichen Endung *-en* auch *-e* vor, vgl. Ebert et al. (1993, S. 189–199) und Solms/Wegera (1991, S. 175–184). Diese Variation ist nicht alt, denn das Mittelhochdeutsche kannte nur das ererbte Flexiv *-en*, aber vor allem im oberdeutschen Raum erscheint dann etwa seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Variante *-e*, und diese wird bis Ende der frühneuhochdeutschen Periode im ganzen hochdeutschen Raum vorherrschend mit Ausnahme des Ostmitteldeutschen. Solms/Wegera (ebd., S. 176) werten die Durchsetzung von *-en* im 18. Jahrhundert und die Bestimmung dieser Variante als alleingültiger hochsprachlicher Norm als die Verallgemeinerung eines in erster Linie ostmitteldeutschen Usus, wobei literarische Sprachvorbilder maßgeblich gewirkt hätten. Das in Tabelle 1 angegebene Material unseres Korpus, das die Endungen des schwachen Adjektivs nach einem bestimmten Artikel angibt, scheint diese Annahme zu unterstützen, denn die Variante *-en*, die

in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur im omd. Raum mit bedeutender Mehrheit vorherrschend war, breitete sich im Laufe der nächsten hundert Jahre auf das gesamte Sprachgebiet aus.³

	1650–1700		1700–1750		1750–1800	
	<i>-e</i>	<i>-en</i>	<i>-e</i>	<i>-en</i>	<i>-e</i>	<i>-en</i>
Norddt.	72 (42%)	101 (58%)	45 (26%)	126 (74%)	24 (15%)	138 (85%)
Westmitteldt.	85 (51%)	81 (49%)	77 (47%)	86 (53%)	35 (24%)	108 (76%)
Ostmitteldt.	28 (21%)	108 (79%)	48 (29%)	116 (71%)	16 (9%)	163 (91%)
Westoberdt.	84 (50%)	83 (50%)	89 (52%)	81 (48%)	55 (29%)	133 (71%)
Ostoberdt.	102 (60%)	68 (40%)	107 (64%)	61 (36%)	46 (28%)	119 (72%)

Tab. 1: Die schwache Adjektivflexion im Nom./Akk. Plural (Adjektiv nach bestimmtem Artikel), Korpusbelege nach Regionen

Wenn wir jedoch die Belege nach Textsorten sortieren, scheint das die von Voeste (1999b) geäußerten Zweifel über die absolute Vorbildwirkung von literarischen Texten und dem ostmitteleutschen Raum zu bekräftigen. In Tabelle 2 sehen wir, dass das Verhältnis der Variante *-en* zu *-e* in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den literarischen Gattungen im Vergleich zum späten 17. Jahrhundert leicht zurückgeht, wohingegen das Übergewicht von *-en* in den geisteswissenschaftlichen Texten und den Briefen auffällt, so dass der Schluss nahe liegen dürfte, dass es vor allem das neue Bildungsbürgertum war, das sich für die Variante *-en* entschied und sie am frühesten allgemein adoptierte. Aber deutlich hielt die Variation viel länger an, als man bisher vermutet hat, so dass noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die „richtige“ Variante noch nicht allein herrschend war. Juristische Texte erscheinen in dieser Hinsicht ausgesprochen konservativ in ihrem Sprachgebrauch, aber, wie die Korpusbelege bestätigen, kommen beide Flexive z.B. noch in Goethes „Egmont“ vor. Wie Voeste (1999a) klarmacht,

³ Frühere Darstellungen zu diesem Thema auf der Basis von Material aus dem *GerManC*-Korpus finden sich bei Durrell/Ennslin/Bennett (2008) und Bennett et al. (2011). Die quantitativen Angaben in diesen Arbeiten unterscheiden sich geringfügig von denen in diesem Beitrag, weil sie auf vorläufigen Ergebnissen von früheren, nicht ganz vollständigen Versionen des Korpus beruhen.

waren diese Normierungsprozesse oft hochkomplex, und die Gründe für die endgültige Selegierung der einen oder der anderen Variante sind selten mit absoluter Sicherheit nachweisbar oder sogar nachvollziehbar. Es genügte keineswegs, dass eine Variante im Ostmitteldeutschen oder in literarischen Texten vorherrschend war, aber wenn tatsächlich eine frühe Adoption der Variante *-en* durch das Bildungsbürgertum erfolgt ist, könnte man in diesem Fall auch das Einwirken einflussreicher Grammatiker und Sprachtheoretiker in Betracht ziehen, die mehrheitlich *-en* favorisierten, vgl. Voeste (1999a). Jedoch sind die Kriterien, warum einer bestimmten Variante der Vorzug gegeben wurde, recht vage, subjektiv oder arbiträr, und anscheinend genügte es einfach, dass sie aus irgendeinem Grund nicht gefiel – oder sie stimmte vielleicht nicht mit dem eigenen Gebrauch überein – um sie für „falsch“ zu erklären, und in dieser Hinsicht sind diese Grammatiker durchaus mit den Sprachwächtern der Gegenwart zu vergleichen.

	1650–1700		1700–1750		1750–1800	
	<i>-e</i>	<i>-en</i>	<i>-e</i>	<i>-en</i>	<i>-e</i>	<i>-en</i>
Zeitungen	135 (74%)	48 (26%)	71 (48%)	78 (52%)	25 (15%)	141 (85%)
Juristische Texte	43 (52%)	40 (48%)	81 (74%)	29 (26%)	66 (54%)	56 (46%)
Geisteswiss. Texte	48 (48%)	52 (52%)	25 (25%)	75 (75%)	13 (15%)	75 (85%)
Briefe	25 (48%)	27 (52%)	26 (29%)	65 (71%)	14 (20%)	55 (80%)
Predigten	39 (38%)	65 (62%)	43 (41%)	62 (59%)	26 (35%)	49 (65%)
Naturwiss. Texte	47 (33%)	95 (67%)	59 (47%)	66 (53%)	18 (11%)	143 (89%)
Erzählende Prosa	29 (33%)	58 (67%)	32 (40%)	48 (60%)	9 (11%)	71 (89%)
Dramen	15 (23%)	50 (77%)	28 (36%)	49 (64%)	6 (13%)	42 (87%)
Gesamt	381 (47%)	435 (53%)	365 (44%)	472 (56%)	177 (22%)	632 (78%)

Tab. 2: Die schwache Adjektivflexion im Nom./Akk. Plural (Adjektiv nach bestimmtem Artikel), Korpusbelege nach Textsorten

3.2 Die Genusdifferenzierung bei dem Zahlwort *zwei*

Beim nächsten Fall, der hier besprochen werden soll, und zwar dem Abbau der Genusdifferenzierung beim Zahlwort *zwei*, war dagegen ein Präskriptionsversuch von Grammatikern und Sprachtheoretikern letztlich nicht erfolgreich. Bis in die frühe Neuzeit hatte das Zahlwort *zwei* genusdifferenzierte Formen im Nominativ und Akkusativ, vgl. Walch/Häckel (1988, S. 536–552). Wie Tabelle 3 zeigt, ist es in unserem Korpus leider spärlich belegt, aber einige vorläufige Schlüsse dürfen wohl aus diesem Material gezogen werden. Es scheint erstens klar zu sein, dass der Ausgleich im späten 17. Jahrhundert eigentlich schon weiter vorangeschritten war als bisher angenommen. Belege für eine „ungeregelte Vermischung“ der Formen, vgl. Schirmunski (1962, S. 474), sind dann schon in allen Regionen anzutreffen, und in kaum einem einzigen Text in unserem Korpus ist eine absolut konsequente Handhabung der Genusdifferenzierung vorzufinden. Dagegen haben unsere ostmitteldeutschen Texte nach 1700 fast ausschließlich genusindifferentes *zwei*.

	1650–1700					1700–1750					1750–1800				
	<i>zween</i>	<i>zwo</i>	<i>zwei</i>			<i>zween</i>	<i>zwo</i>	<i>zwei</i>			<i>zween</i>	<i>zwo</i>	<i>zwei</i>		
Genus des Subst.			M	F	N			M	F	N			M	F	N
Norddt.	7	2	5	2	8	8		7	5	11	7	2	7	6	9
WMD	9	6	10		19	1	5	11	7	5	2	2	12	8	6
OMD	4	2	12	3	3			4	5	5	2	2	19	1	5
WOD	5	1	4	1	2	3	6	8	2	8	2	1	6	11	5
OOD	13	2	6	3	10	11	1	10	7	7		1	7	7	8

Tab. 3: Genusdifferenzierung beim Zahlwort *zwei*

Jedoch empfahlen alle Grammatiker und Sprachtheoretiker des 18. Jahrhunderts bis Adelung die Genusdifferenzierung als korrektes Deutsch, vgl. Walch/Häckel (1988, S. 539). Gottsched (1762, S. 200–221) scheint sich z.B. wohl bewusst zu sein, dass er hier gegen den mehrheitlichen Gebrauch dafür plädiert, indem er zugibt, dass „das zweene, zwo, zwey“ manchem „fremd“ vorkommen möchte. Er unterstützt seine Präskription jedoch mit dem Argument, dies sei der Gebrauch der „Alten“ gewesen und in der Lutherschen Bibelübersetzung zu beobachten, d.h. er wendet als Kriterium ganz explizit den Mythos der althergebrachten Sprache an, und seiner Meinung nach obliegt es den heutigen Sprachteilhabern, den ererbten Formen-

reichtum zu bewahren. Den Ausgleich der Unterschiede scheint Gottsched zumindest implizit als Verfall zu werten, aber seit frühneuhochdeutscher Zeit war sonst jegliche Genusdifferenzierung im Plural verschwunden – beim bestimmten Artikel z.B. schon im 15. Jahrhundert, vgl. Ebert et al. (1993, S. 219), und die natürliche diachrone Entwicklung, wobei das Genus als morphosyntaktische Kategorie auf den Singular als den nicht markierten Numerus beschränkt war, war letztlich nicht durch das künstliche Einwirken der Sprachwächter aufzuhalten. In dieser Hinsicht sind daher die Belege für die Genusdifferenzierung in norddeutschen Texten im 18. Jahrhundert interessant, denn in den niederdeutschen Dialekten ist sie sehr früh verschwunden, vgl. Schirmunski (1962, S. 474). Vielleicht lässt sich dies auf eine genauere Beachtung der grammatischen Präskriptionen zurückführen in einer Region, wo das Hochdeutsche noch nicht zur Primärsprache geworden war. Aber dabei ist zu vermerken, dass alle Beispiele für die Genusdifferenzierung im späten 18. Jahrhundert einem einzigen Text entstammen, und zwar Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* vom Jahre 1772. Aber auch sein Gebrauch ist nicht konsequent, indem er auch genusindifferentes *zwei* verwendet.

3.3 *tun* als Hilfsverb

Es kommen jedoch auch Fälle vor, wo die Sprachwächter anscheinend doch den Gang der Entwicklung bestimmt haben, indem ihre Präskriptionen für die endgültig kodifizierte Hochsprache akzeptiert wurden. Wenn Sick (2006, S. 67) seine Meinung über die Inakzeptabilität des Gebrauchs von *tun* als Hilfsverb äußert, greift er auf eine lange Tradition zurück, wie Langer (2001) und Davies/Langer (2006, S. 211–224) gezeigt haben. Bei Sick (2006, S. 67) sehen wir wieder die Abwertung einer vermeintlichen „Simplifizierung“ der Grammatik, und die Charakterisierung dieser Konstruktion als „nicht elegant“ oder „unbeholfen“ findet man schon früher. Diese Einschätzung ist natürlich rein subjektiv, denn man könnte sich kaum explizite linguistische Kriterien vorstellen, nach denen man eine regelmäßige grammatische Konstruktion so bezeichnen könnte. Aber der Gebrauch von *tun* als Hilfsverb wurde sehr früh mit ähnlicher Begründung für schlechtes Deutsch gehalten und als Beispiel für den Sprachverfall gewertet, wie z.B. von Zesen 1643 (Langer 2001, S. 189), dessen abwertende Bezeichnung von *tun* als „Flickwort“ durchaus mit den von Sick für die Stigmatisierung dieser Konstruktion angeführten Gründen vergleichbar ist, aber Zesen appelliert darüber hinaus ausdrücklich an Mythen, denen wir schon begegnet sind, und zwar vor allem an den Mythos der reinen, althergebrachten Sprache, gegen deren Grundsätze dieser Gebrauch von *tun* verstoße, weil es „nicht von Anbeginn in der Deutschen Sprache gewesen“ sei, vgl. Langer (2001, S. 189). In der Bezeichnung „Flickwort“ erkennen wir auch den Versuch, die Präskrip-

tion rationalistisch zu begründen, wie es für die zeitgenössische Auffassung von Sprache und Grammatik charakteristisch ist. Die Konstruktion mit *tun* ist überflüssig und steht daher im Widerspruch zu den Regeln der Vernunft, weil sie in der – allerdings irrtümlichen – Meinung dieser Sprachtheoretiker nichts anderes auszusagen vermag als das einfache Verb und keine selbstständige Funktion oder Bedeutung hat.

Langer (2001) zeigt, wie der Gebrauch von *tun* als Hilfsverb im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mit derartigen Begründungen allmählich stigmatisiert wurde, und ab 1680 gilt es überhaupt als „nicht korrekt“, wobei ein weiterer Mythos nunmehr ins Spiel gebracht wird, und zwar die Vorstellung der „reinen“ Sprache des Nordens im Gegensatz zur „verderbten“ Sprache des Südens. Diese Ansicht finden wir z.B. in den Bemerkungen von Bödiker zum Gebrauch von *tun* als Hilfsverb, wo er die falsche Sprechweise der Schwaben und anderer Oberländer dem reinen und sauberen Sprachgebrauch des Nordens gegenüberstellt, vgl. Langer (ebd., S. 202). Nach 1740 wird dann nach Langer (2001) die Konstruktion zusätzlich soziolinguistisch stigmatisiert, als Merkmal der Pöbelsprache, aber diese Abwertung ist schon in den Äußerungen von Bödiker unverkennbar. Es ist auch durchaus typisch für den sprachlichen Standardisierungsprozess dieser Zeit, dass eine Variante, die aus irgendwelchem Grunde für die Hochsprache abgelehnt wird, als Merkmal der unteren, ungebildeten sozialen Schichten gekennzeichnet wird – ein Vorgang, den Reichmann (1988) als „Vertikalisierung“ des Varietenspektrums bezeichnet hat.

Diese Entwicklung der Stigmatisierung dieses Gebrauchs von *tun* kann aber nun mit dessen Vorkommen in unserem Korpus verglichen werden, das Langer (2001) natürlich noch nicht zur Verfügung stand. Die Konstruktion ist nicht häufig, mit insgesamt nur 59 Belegen, die zeitlich und regional sehr ungleichmäßig verteilt sind. In norddeutschen Texten kommt sie überhaupt nicht vor, und im Ostmitteldeutschen erscheint sie nur zweimal, in einem frühen Text, und zwar in Matthäus Hammers *Rosetum Historiarum* (Zwickau 1654). Sonst haben wir 7 Belege aus dem Westmitteldeutschen, 16 aus dem Ostoberdeutschen und 33 aus dem Westoberdeutschen, von denen nicht weniger als 22 einem einzigen Text entstammen, nämlich Johann Caspar Weissenbachs *Aufnehmende Helvetia* [...], einem in Zug aufgeführten volkstümlichen Schauspiel aus dem Jahre 1672. Sehr bezeichnend erscheint es jedoch auch, dass die Konstruktion nach 1710 lediglich dreimal im Korpus belegt ist, und von diesen stammt ein Beleg aus Philipp Hafners Wiener Komödie *Mägera, die fürchterliche Hexe* aus dem Jahre 1764, und zwar bezeichnenderweise in einer Rede der Narrenfigur Hanswurst, in der der Autor deutlich einen volksnahen Ton intendiert hat:

HANSWURST: He! moderir sich der Herr, der Herr lacht wie ein Stockfisch, wenn der Herr wissen **thäte**, was in dem Namen Ganßbiegel steckt, so wurde der Herr anderst Respect haben.

Aus diesem Material dürfen wir ein paar vorläufige Schlüsse ziehen, die nach weiterem Material zu ergänzen wären. Das Fehlen der Konstruktion mit *tun* in norddeutschen Texten lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass sie von Schreibern mit niederdeutscher Muttersprache, die Hochdeutsch als Schreibsprache gelernt hatten, vermieden wurde. Sollte dies aber der Fall sein, so könnte man darauf hinweisen, dass die Konstruktion schon Mitte des 17. Jahrhunderts für weniger gut gehalten wurde – wir haben ja im Falle der Genusdifferenzierung von *zwei* gesehen, wie eine von den Grammatikern als mustergültig vorgeschriebene sprachliche Erscheinung in Norddeutschland im Schriftlichen aufgenommen wurde, obwohl sie im Niederdeutschen fehlte. Diese Annahme einer verhältnismäßig frühen Abneigung gegen die Umschreibung mit *tun* wäre dann durch die relativ spärliche Anzahl der Belege im Ostmitteldeutschen begründet, dessen schreibsprachlicher Gebrauch auch in anderen Regionen ein gewisses Prestige besaß. Darüber hinaus dürfte man aus der relativen Häufigkeit der Konstruktion in oberdeutschen Texten schließen, dass es sich sehr wohl um eine eher süddeutsche Schreibvariante handelt. So wäre die Stigmatisierung der umschriebenen Form nicht allein in abstrakten Überlegungen begründet, sondern man könnte sie in gewisser Hinsicht als den Versuch auffassen, einen im ostmitteldeutschen Raum schon etablierten Schreibusus mithilfe rationalistischer Argumente als „korrekt“ zu rechtfertigen. Wie dem auch sei, in diesem Fall scheint die Bekämpfung eines vermeintlichen Sprachverfalls durch die Sprachwächter einigermaßen wirksam gewesen zu sein, indem die Konstruktion immer noch als nicht hochsprachlich gilt. Aber völlig verschwunden ist sie nicht. Anscheinend finden sie viele Muttersprachler in der gesprochenen Sprache immer noch nützlich, denn in bestimmten Kontexten greifen sie häufig zu dieser Umschreibung. Wie Langer (2001, S. 50–63) zeigt, gibt es wohl sprachliche Funktionen, die sich optimal dadurch ausführen lassen, was die Sprachwächter des 18. Jahrhunderts übersehen haben.

3.4 Der Konditionalis mit *würde*

Im Fall des sogenannten Konditionalis mit *würde*, den wir nun als nächstes (und letztes) Beispiel behandeln, sind die Grammatiker und Sprachtheoretiker nach Durrell (2007) anscheinend weniger erfolgreich gewesen. Der Konjunktiv ist ja stets einer ihrer Lieblingsgegenstände gewesen – nach Glück/Sauer (1997, S. 63) ist für sie der Konjunktiv „nicht nur ein Modus, er ist auch eine Weltanschauung“. Diese Ansicht lässt sich wohl wieder auf den Mythos der unveränderlichen althergebrachten Sprache zurückführen, denn anscheinend stellt man sich vor, dass alle Sprachen, die für sich eine ehrwürdige Geschichte in Anspruch nehmen wollen, wie Latein und Griechisch, über diesen schönen Modus verfügen müssen. So galt der Ersatz des syn-

chronischen Konjunktiv Präteritum durch eine Umschreibung mit *würde* lange als klares Zeichen von Sprachverfall, und die Stigmatisierung dieser Konstruktion war im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert besonders intensiv, vgl. Durrell (2007). Die Seiten der *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* wimmeln von Klagen dagegen aus der Lehrerschaft, die charakteristische Elemente dieses Diskurses aufweisen, mit Hinweisen auf den Mythos der reinen unveränderlichen Sprache sowie mit typisch vagen und subjektiven Kriterien der vermeintlichen Sprachschönheit, wie z.B. in der folgenden Aussage von Maydorn (1892, S. 44):

Niemand wird es leugnen, daß es ein Zeichen des Verfalles ist, wenn alte klangvolle Formen zu vorzeitigem Absterben verdammt werden. [...] Ist man aber erst einmal gewöhnt, die alten schönen und kurzen Formen zu gebrauchen, dann bedarf es besonderer Belehrung nicht mehr, um die Unschönheit und Unzweckmäßigkeit der Umschreibungen einzusehen.

Auch fehlt in dieser Zeit des aufkommenden Nationalismus nach der Reichsgründung das patriotische Moment nicht, indem bei der Verbreitung dieser Konstruktion fremde Einflüsse gewittert werden, was natürlich mit dem Fremdwortpurismus dieser Zeit zusammenhängt. Scherffig (1905, S. 132) vermutet z.B. dass die Umschreibung mit *würde* „unter dem Einfluß der französischen Sprache zu dem heutigen Umfang ihres Gebrauchs gekommen [ist]“. Dass das Französische keine Konditionalparaphrasen mit einem Hilfsverb kennt, ist für dieses Argument offensichtlich nicht relevant. Auch der Mythos der „reinen“ Sprache des Nordens, der uns schon begegnet ist, darf in diesem Zusammenhang nicht fehlen, indem sich eine als nicht-hochsprachliche regionale Besonderheit des Südens angesehene Form aus ihrem „angestammten heimischen Bezirk [erhob] zu einem Feldzug über den Main, eroberte und unterjochte den Norden und säete sich, während die Leute schliefen, als ein böses Unkraut unter unsern Weizen“ (Cüppers 1903, S. 297).

Diese Stigmatisierung findet sich dann in den Stilfibeln dieser Zeit, wie etwa Wustmann (1891, S. 184–185), wieder; aber entgegen deren Annahmen ist diese Paraphrase keineswegs neu und auch keine regionale Besonderheit. Sie lässt sich bis in frühneuhochdeutsche Zeit zurückverfolgen und ist in unserem Korpus in verschiedenen Verwendungsweisen reichlich belegt, als Ersatz für den synthetischen Konjunktiv Präteritum sowie auch in der Bedeutung eines Futurpräteritum. In dieser letzten Funktion, in der sie schon im ausgehenden Mittelalter belegt wurde, ist sie in unserem Material besonders häufig. Auch kommt sie im 17. und 18. Jahrhundert trotz der scharfen Stigmatisierung durch spätere Grammatiker nicht nur in der Prothesis von Konditionalsätzen vor, sondern auch in der Apodosis, in diesem Fall mit einer erstaunlichen Häufigkeit in juristischen Texten. Auch in den Grammatiken des 18. Jahrhunderts findet man keinerlei Hinweise auf die Unrichtigkeit der Umschreibung mit *würde*, vgl. Auer (2009, S. 87–132).

Adelung verwendet die Form reichlich in seinem eigenen Text und scheint ihren Gebrauch in allen Kontexten ohne Einschränkung zu akzeptieren. Insbesondere weist er darauf hin (Adelung 1782, § 685), dass es keine Alternative dazu gibt, wenn man Zukünftiges in der Vergangenheit ausdrücken will. Erst in den 1830er Jahren, in den Grammatiken von Götzinger (1836) und Heyse (1838), finden wir eine klare Stigmatisierung, jedoch ohne jegliche Begründung außer der Behauptung, die Verwendung von *würde* verstoße „gegen den guten hochdeutschen Sprachgebrauch“ und sei – wenn überhaupt – nur in der Apodosis zugelassen (ebd., S. 770–771). Die Belege in unserem Korpus weisen zwar darauf hin, dass die Paraphrase in der Protasis vor 1800 besonders häufig war und dass das synthetische Konjunktiv Präteritum etwas häufiger in der Apodosis verwendet wurde, aber diese Verteilung war keineswegs eine feste Regel, und es gibt überhaupt keine Indizien dafür, dass die Umschreibung vor den 1830er Jahren in irgendwelchen Kontexten systematisch vermieden, geschweige denn stigmatisiert wurde.

Wenn man von einer unerwünschten Neuerung sprechen will, dann kann man nur sagen, dass sie in der plötzlichen unbegründeten Stigmatisierung der *würde*-Form lag. Diese taucht in den 1830er Jahren wie aus dem Nichts auf, und die Präskription scheint dem eigentlichen Sprachgebrauch keineswegs entsprochen zu haben – weder in der geschriebenen noch in der gesprochenen Sprache – und sie entbehrte zunächst jeglicher Motivierung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde jedoch von den gebildeten Schichten akzeptiert, dass die Umschreibung mit *würde* nicht hochsprachlich sei, und diese Annahme wurde dann von den Sprachwächtern durch Begründungen rationalisiert, die aus den charakteristischen landläufigen Mythen über die Sprache abgeleitet wurden. Jedoch war diese Stigmatisierung letztlich gekünstelt, und sie hat sich infolge eines intensiven Drucks seitens der Lehrerschaft nur mit Mühe gegen den ererbten Sprachgebrauch behaupten können. Rückblickend mag es als lächerlich erscheinen, dass man die Umschreibung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als beispielhaft für den Sprachverfall gehalten hat, aber die Einschätzung von Durrell (2007), dass die Stigmatisierung heutzutage endgültig am Ende sei, erscheint doch etwas verfrüht, denn es fehlt immer noch nicht an Versuchen, sie aufrechtzuerhalten. Ludwig Reiners' *Stilfibel* ist soeben 2013 in einer neuen Auflage erschienen, und dort wird der Gebrauch von *wenn* mit *würde*, also in der Apodosis, als „Stilgebrechen“ gewertet (Reiners 2013, S. 55–56). Dies sei „eine Regel [...], für die es keine logische Begründung“ gebe, aber es handle sich um eine Schulregel, an die wir uns halten müssten, obwohl es uns manchmal schwerfalle, sie zu befolgen. Nach Reiners beruhe diese Präskription „auf dem Sprachgebrauch“, aber wenn das so ist, versteht man kaum, warum es dann so schwierig sein sollte, die Regel zu befolgen. Dagegen nahm jedoch schon die erste bundesdeutsche Auflage der Duden-Grammatik aus dem Jahre 1959 (Duden 1959, S. 536) ganz klar dazu Stellung:

Die Umschreibung muß heute überall als korrekt betrachtet werden, wo die einfache Konjunktivform veraltet ist, geschraubt klingt oder mit der Indikativform übereinstimmt. Sie ist nur dort überflüssig, wo die einfache Konjunktivform noch der natürlichen Sprechweise entspricht.

Eine durchaus vergleichbare Stellungnahme zu dieser Frage ist auch in allen späteren Auflagen der Grammatik zu finden, vgl. Duden (2009a, S. 538–539).

Aber auch im Dudenverlag kann man sich offensichtlich nicht vollständig von alten präskriptiven Gewohnheiten trennen: In dem Duden-Kalender „Auf gut Deutsch“ (Duden 2008) zum 27. Juli 2009 wird nämlich die Verwendung des synthetischen Konjunktiv Präteritum immer noch als „korrekt“ empfohlen (allerdings mit dem Zugeständnis an fünfzehnjährige Mädchen, dass sie die Umschreibung vielleicht noch umgangssprachlich verwenden dürfen).

RICHTIG STILVOLL

Namenstage:

»Wenn er doch nur
mit mir gehen würde!«

Liebesseufzer, umgangssprachlich

Er ist eben soooo süß, dieser Robbie aus der 9 b, doch er beißt einfach nicht an. Drei Dutzend Mal am Tag muss Samira seufzen: »Wenn er doch nur mit mir gehen würde!«

Doch durch die Wiederholung wird der Satz nicht richtiger. Denn auf *wenn* folgt der einfache Konjunktiv. Korrekt geseufzt wäre: Wenn er mit mir ginge. Weitere Beispiele: Wenn ich könnte (nicht: können würde), wenn du kämst (nicht: kommen würdest), wenn ich mich darauf verließe.

Noch eleganter wäre es, ließe man das »wenn« ganz weg: Könnte ich doch, kämest du, verließe ich mich ... Aber zugegeben, die Sehnsuchtsseufzer einer 15-Jährigen dürfen ruhig auch umgangssprachlich formuliert sein – und da ist das »wenn ... würde« ja recht gebräuchlich.

DUDEN

27

Montag

05:39 ☉ 21:17 12:54 > 23:03

22.7.–22.8.

Juli 2009

	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
6	13	20	27				
7	14	21	28				
8	15	22	29				
9	16	23	30				
10	17	24	31				
11	18	25					
12	19	26					

Duden – Auf gut Deutsch 2009

Abb. 1: Empfehlungen im Duden-Kalender 2009 zum Gebrauch von *würde*

Und in der nächsten Ausgabe dieses Kalenders (Duden 2009b) wurden zum 13./14. November weitere Beispiele gebracht, bei denen die Präskription, dass der Ersatz des Konjunktiv II durch Kombinationen mit *würde* möglichst vermieden werden soll, sehr klar zum Ausdruck kommt (Abb. 2).

Die Einschränkung „nach Möglichkeit“ ist natürlich eine unaufrichtige Ausweichung, die über die Sprachwirklichkeit hinwegtäuscht, dass viele Formen des Konjunktiv II in der Tat veraltet sind und „geschraubt klingen“. Im Kalender 2009 (Duden 2008) findet man am 2. Juli unter der Rubrik „Konjunktiv korrekt“ sogar folgende Empfehlung (Abb. 3):

Manchmal scheint es, als habe das Deutsche die Umlaute hauptsächlich dazu erfunden, um seine Konjunktive bilden zu können. Doch, Hand aufs Herz, ist es nicht, als *gewönne* die Sprache dadurch erst an Farbe? *Verlöre* sie nicht Entscheidendes, *behülfe* man sich nicht dieser Formen, *nähme* man sie nicht wahr und *sprössen* nicht alle möglichen ä-, ö- und ü-Schattierungen aus den Ritzen des Deutschen? Es *läge* uns also am Herzen, *ergössen* sich die Umlaute durchaus reichlich.

RECHTSCHREIBUNG UND GRAMMATIK

Ich behauptete, sie würde lieber vorlesen statt zuzuhören. Sie entgegnete, sie habe das nie gesagt. Ich fürchtete schon, sie beginne zornig zu werden und würde mir den Kopf abreißen.

In diesen Sätzen ist der Konjunktiv II teilweise falsch angewandt.

Wie muss es richtig lauten?

Namenstage: Helmes, Karl, Livia, Traude / Alberich, Bernhard, Nikolaus

Immer Vergangenheit ohne Würde

Grundregel Nr. 1: Der Konjunktiv II steht immer in der Vergangenheit. Man benutzt ihn zur Kennzeichnung von irrealen Vergleichen oder Vorstellungen.

Grundregel Nr. 2: Würde-Sätze haben keine Würde. Vermeiden Sie es nach Möglichkeit, den Konjunktiv II durch Kombinationen mit »würde« plus Infinitiv zu ersetzen.

So klingt der Irrealis korrekt und würdevoll: Ich behauptete, sie **läse** lieber vor statt zuzuhören. Sie entgegnete, sie hätte das nie gesagt. Ich fürchtete schon, sie **begänne/begönne** zornig zu werden und **risse** mir den Kopf ab.

23.10.–21.11. 07:36/07:37 16:36/16:35 | 13:13/13:30 23:41/– 45. Woche

Volkstrauertag

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30					

13 14 Samstag Sonntag November

Duden – Auf gut Deutsch 2010

Abb. 2: Weitere Empfehlung zum Gebrauch von *würde* im Duden-Kalender 2010

RICHTIG STILVOLL

WENN ICH DIR HÄLFE, GEWÄNNEST DU ...

Namenstage: Jakob, Ruzo, Wiltrud

Konjunktiv korrekt

Nein, falsch wäre es nicht, wenn ich dir *hälfe* und du *gewännest*, auch wenn die Formen vom Duden als »selten« bezeichnet werden. Die Formen *hälfe* und *gewönne* dagegen klingen zwar etwas altertümlicher, doch sie sind die gängigeren – und auf jeden Fall korrekt.

Manchmal scheint es, als habe das Deutsche die Umlaute hauptsächlich dazu erfunden, um seine Konjunktive bilden zu können. Doch, Hand aufs Herz, ist es nicht, als *gewönne* die Sprache dadurch erst an Farbe? *Verlöre* sie nicht Entscheidendes, *behülfe* man sich nicht dieser Formen, *nähme* man sie nicht wahr und *sprössen* nicht alle möglichen ä-, ö- und ü-Schattierungen aus den Ritzen des Deutschen? Es *läge* uns also am Herzen, *ergössen* sich die Umlaute durchaus reichlich.

DUDEN 05:11 21:41 17:40 21:18 27. Woche

2 Donnerstag 21.6.–21.7. Juli 2009

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
6	13	20	27			
7	14	21	28			
1	8	15	22	29		
2	9	16	23	30		
3	10	17	24	31		
4	11	18	25			
5	12	19	26			

Duden – Auf gut Deutsch 2009

Abb. 3: Der Weisheit letzter Schluss? Weitere Empfehlungen im Duden-Kalender 2009 zum richtigen Gebrauch von *würde*

Solche Formen können im heutigen Deutsch kaum als akzeptabel gelten, und dass sie vom Dudenverlag als „korrekt“ kolportiert werden sollten, kommt einer Persiflage gleich. Aber dass in einer Grammatik mit wissenschaftlichem Anspruch, wie Duden (2009a), etwas anderes behauptet wird als in laienlinguistischen Kalendern von demselben Verlag, veranschaulicht auf beispielhafte Weise die gespaltenen Einstellungen zum sprachlichen Wandel, die zur Verunsicherung bei den Sprachteilhabern und zu irrtümlichen Vorstellungen von einem Verfall der Sprache führen.

4. Schlussfolgerungen und Fazit

Durch diese Fallstudien sollte gezeigt werden, dass Annahmen über einen vermutlichen Sprachverfall auf einer Fehleinschätzung des dynamischen Prozesses des Sprachwandels beruhen, die aus der unreflektierten Akzeptanz einiger beharrlicher Mythen über das Wesen der Sprache entsteht, insbesondere des Mythos der grundsätzlichen Homogenität und Unveränderlichkeit der Sprache. Am Schluss ihrer Einführung in die historische Sprachwissenschaft mit dem bewusst provokativen Titel „Language Change: Progress or Decay?“ gibt Aitchison (2013, S. 234) eine zusammenfassende Antwort auf die im Titel gestellte Frage, ob der sprachliche Wandel als Fortschritt oder Verfall zu werten sei, und sie kommt zu dem Schluss, dass weder das eine noch das andere zutrifft, denn:

The majority of self-proclaimed ‘experts’ who argue that language is disintegrating have not understood the complexity of the factors involved in language change. They are giving voice to a purely emotional expression of their hopes and fears.

Die hier aufgeführten Beispiele bestätigen durchweg diese Einschätzung. Die Sprache ist weder homogen noch unveränderlich, aber dem Sprachteilhaber fällt die ständige Variation im sprachlichen Alltag nicht als solche auf. Wie Maitz (2010, S. 2) neuerdings gesagt hat, sind Variation und Wandel „essentielle funktionelle Eigenschaften natürlicher menschlicher Sprachen“, sie sind nötig, damit die Sprache den Zweck der zwischenmenschlichen Kommunikation erfüllen kann. Man muss sich nämlich je nach Gesprächspartner, nach sozialer Situation oder nach Medium anders ausdrücken können. Die deutsche Sprache ist kein invariantes, für alle Zeiten festgelegtes, von den Sprechern unabhängiges Naturobjekt, sondern ein anpassungsfähiges Kommunikationsmittel, und muttersprachliche Sprecher sind völlig fähig, sie nach ihren empfundenen Bedürfnissen zu verwenden und weiter zu entwickeln. Wenn sie nicht mehr imstande wären, auf diese Weise die Sprache immer wieder nach den ihnen in der Struktur der Sprache zur Verfügung stehenden Mitteln neu zu gestalten, dann würde die Sprache nicht einfach in Verfall geraten, sie würde sterben.

Diese Fallstudien aus der Sprachgeschichte zeigen jedoch, dass selbst-ernannte Sprachwächter – die „guardians“ im Sinne von Joseph (1987) bzw. die oben erwähnten „self-proclaimed ‘experts’“ von Aitchison (2013, S. 234) – seit der frühen Neuzeit die von Watts (2011, 2012) aufgezeichneten Mythen als selbstverständlich hingenommen und natürliche sprachliche Entwicklungen zu beeinflussen oder zu bremsen versucht haben, auf der Basis von vagen subjektiven Kriterien, die sich ihrer Meinung nach daraus ableiten ließen bzw. die ihnen zu diesem Zwecke einfielen. Aber, wie Aitchison (2013, S. 234) sagt, sie sind mit diesen Bestrebungen selten absolut erfolgreich gewesen, denn natürliche Prozesse der sprachlichen Entwicklung lassen sich letztlich nicht aufhalten, und der Sprachgebrauch einer Mehrheit von Sprachteilhabern kann auf die Dauer nicht als inakzeptabel oder „inkorrekt“ stigmatisiert werden. Präskriptionen führen höchstens zur Verunsicherung oder aber auch zur Ausbildung der Variation, indem als „nicht korrekt“ oder „nichthochsprachlich“ gebrandmarkte Alternativen in anderen weniger formellen sprachlichen Registern weiter verwendet werden und zu deren Charakterisierung beitragen.

Jedoch können solche Einsichten keineswegs als die Ergebnisse der neusten Forschung gelten. Sitta (1990) hat auf einer Jahrestagung des IDS vor über 20 Jahren vergleichbare Gedanken vorgetragen, und ähnliche Ansichten sind bei Polenz (2000, S. 19) zu finden. Aber fast ein Jahrhundert davor, im Jahre 1900, hat Otto Behaghel einen Vortrag im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main gehalten über „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit“, in dem er sich mit genau derjenigen Problematik befasste, die das Hauptthema dieser Tagung bildet (Behaghel 1900). Er spricht mit sprudelndem Witz und tiefer Einsicht über die verbreitete, aber seiner Meinung nach total verkehrte Ansicht, dass die deutsche Sprache vor dem baldigen Verfall gerettet werden müsse, wobei er genau die Erscheinungen erwähnt, die noch heute bei Bastian Sick (2004, 2006) vorgeführt werden und die damals Gustav Wustmann (1891) beanstandete, wie z.B. *größer wie* oder *größer als* oder den Gebrauch des Dativs nach *trotz*. Er spricht von dem grundlegenden Unterschied zwischen dem mündlichen und dem schriftlichen Gebrauch sowie auch davon, dass vor allem in der gesprochenen Sprache von sprachlicher Einheitlichkeit keine Rede sein kann. Nach ihm müsse man erkennen, dass die sogenannten Sprachfehler und Schwankungen der Sprache etwas Berechtigtes, sogar etwas Notwendiges sind, und dass alle Sprachveränderungen darauf ausgehen, mit möglichster Kraftersparung möglichst vollkommen den Zweck der Sprache zu erreichen, nämlich die Verständigung zwischen den Menschen. Und zum vermeintlichen Verfall der Sprache sagte er Folgendes aus, wobei er sich auch auf die Kraft der Mythen bezieht, von denen hier die Rede war (Behaghel 1900, S. 19):

Es gab eine Zeit, wo unsere germanistische Wissenschaft, voran ihr Begründer Grimm, des Glaubens war, daß im Leben der Sprache das Jüngere stets das Schlechtere sei; daß sprachliche Entwicklung ziemlich gleichbedeutend sei mit sprachlichem Verfall. [...] Und das ist auch der Standpunkt des Mannes, der vor kurzem sich zum Gesetzgeber der Sprache aufgeworfen hat, von Wustmann in seinen „Sprachdummheiten“. [...] Heute wissen wir, daß diese Anschauung vom Leben der Sprache eine durchaus verkehrte ist. Wie schon früher auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, so hat man auch jetzt bei uns die Erkenntnis gewonnen, daß in alten Zeiten genau die gleichen Ursachen gewirkt, die gleichen Vorgänge sich abgespielt und die gleichen Wirkungen sich ergeben haben, wie diejenigen, die wir in den lebenden Sprachen unmittelbar beobachten können. Es liegt im Wesen der Sprache, es ist eine unbedingte Naturnotwendigkeit, daß sie sich verändert, daß ihre Entwicklung in keinem Augenblick stille steht.

Am Beginn seines Vortrags bemerkt Behaghel (ebd., S. 16), dass diese Fragen

oft mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt werden, wie sie sonst nur bei politischen und wirtschaftlichen Fragen üblich ist, und dass die Heftigkeit des Streites sehr häufig im umgekehrten Verhältnis zu der Einsicht steht, mit der der Streit geführt wird.

Dazu kann man nur hinzufügen, dass wir in der Zwischenzeit anscheinend nicht so viel dazu gelernt haben, wie wir gern meinen möchten, weil man immer noch auf selbsternannte Sprachwächter und Experten wie damals Wustmann und jetzt Bastian Sick hört und, wie zu Jacob Grimms Zeiten, „des Glaubens zu sein scheint, dass sprachliche Entwicklung ziemlich gleichbedeutend sei mit sprachlichem Verfall“, und wir doch noch nicht richtig zur Kenntnis genommen haben, daß „diese Anschauung vom Leben der Sprache eine durchaus verkehrte ist“ (Behaghel 1900, S. 19).

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1782): Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache, zur Erläuterung der deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig.
- Aitchison, Jean (2013): *Language change: Progress or decay?* 4. Aufl. Cambridge.
- Auer, Anita (2009): *The Subjunctive in the Age of Prescriptivism. English and German developments during the Eighteenth Century.* (= Palgrave Studies in Language History and Language Change). Basingstoke.
- Behaghel, Otto (1900): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 17/18, S. 16–30.
- Bennett, Paul et al. (2011): Investigating diachronic grammatical variation in Early Modern German. Evidence from the *GerManC* corpus. In: Konopka, Marek et al. (Hg.): *Grammatik und Korpora* 2009. (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 1). Tübingen, S. 539–549.

- Cüppers, W. (1903): Mißbrauch der Umschreibung mit „würde“. In: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 18, S. 294–298.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): The making of bad language. Lay linguistic stigmatisations in German: Past and present. (= Variolinguia 28). Frankfurt a.M. u.a.
- Duden (1959): Der große Duden. Bd. 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. Mannheim.
- Duden (2001): Deutsches Universalwörterbuch. 4., neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- Duden (2008): Duden-Kalender „Auf gut Deutsch!“ 2009. Mannheim u.a.
- Duden (2009a): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarb. Aufl. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- Duden (2009b): Duden-Kalender „Auf gut Deutsch!“ 2010. Mannheim u.a.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, S. 285–308.
- Durrell, Martin (2001): Nationalism and the history of the German national language. Theodor Frings's theories of the origin of standard German. In: Davies, Maire C./Flood, John L./Yeandle, David N. (Hg.): ‚Proper Words in Proper Places‘. Studies in lexicology and lexicography in honour of William Jervis Jones. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 400). Stuttgart, S. 195–212.
- Durrell, Martin (2007): ‚Deutsch ist eine *würde*-lose Sprache‘. On the history of a failed prescription. In: Elspaß, Stefan et al. (Hg.): Germanic Language Histories ‘from Below’. (= Studia Linguistica Germanica 86). Berlin/New York, S. 243–258.
- Durrell, Martin/Ensslin, Astrid/Bennett, Paul (2008): Zur Standardisierung der Adjektivflexion im Deutschen im 18. Jahrhundert. In: Czachur, Waldemar/Czyżewska, Marta (Hg.): Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag. Warschau, S. 259–267.
- Ebert, Robert P. et al. (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte: A, Hauptreihe 12). Tübingen.
- Fleischer, Jürg (2011): Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.
- Glück, Helmut/Sauer, Werner Wolfgang (1997): Gegenwartsdeutsch. 2., überarb. u. erw. Aufl. (= Sammlung Metzler 252). Stuttgart.
- Gottsched, Johann Christoph (1762): Vollständige und Neuerläutete Deutsche Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller [...] abgefasst. 5. Aufl. Leipzig.
- Götzinger, Max Wilhelm (1836): Die deutsche Sprache und ihre Literatur. Bd. 1: Die deutsche Sprache. Erster Theil. Stuttgart.
- Gutjahr, Emil A. (1910): Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache vor Luther. Streifzüge durch die deutsche Siedelungs-, Rechts- und Sprachgeschichte auf Grund der Urkunden deutscher Sprache. Halle a.d.S.
- Haugen, Einar (1966): Language, dialect, nation. In: American Anthropologist 68, S. 922–935.

- Heyse, Johann Christian August (1838): Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache nebst einer Geschichte derselben. Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht. 5. völlig umgearb. u. sehr verm. Ausgabe von Karl Wilhelm Ludwig Heyse. Hannover.
- Joseph, John Earl (1987): *Eloquence and power. The rise of language standards and standard languages.* (= Open Linguistics Series). London.
- Keller, Rudolf Ernst (1978): *The German language.* London.
- Kluge, Friedrich (1904): *Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze.* 4., durchges. Aufl. Straßburg.
- Langer, Nils (2001): *Linguistic purism in action. How auxiliary tun was stigmatized in Early New High German.* (= Studia Linguistica Germanica 60). Berlin/New York.
- Maitz, Péter (2010): Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 6, S. 1–19.
- Maydorn, Bernhard (1892): Über die Konjunktiv-Umschreibung mit „würde“. In: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* 6, S. 44–48.
- Milroy, James/Milroy, Lesley (1999): *Authority in language. Investigating language prescription and standardisation.* 3. Aufl. London.
- Polenz, Peter von (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart.* Bd. 1: Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. u. erg. Aufl. Berlin/New York.
- Reichmann, Oskar (unter Mitwirkung von Christiane Burgl, Martin Kaufhold und Claudia Schäfer) (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst Haider et al. (Hg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern.* Berlin/New York, S. 151–180.
- Reiners, Ludwig (2013): *Stilfibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch.* 4. Aufl. München.
- Scherffig, Richard (1905): Zur Umschreibung mit „würde“. In: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* 19, S. 131–133.
- Schirmunski, Viktor M. (1962): *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten.* (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 25). Berlin.
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache.* Köln.
- Sick, Bastian (2006): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache.* Köln.
- Sitta, Horst (1990): Defizit oder Entwicklung. Zum Sprachstand von Gymnasialabsolventen und Studenten. In: Stickel, Gerhard (Hg.): *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven.* (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1989). Berlin/New York, S. 233–254.

- Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter (1991): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Bd. 6: Flexion der Adjektive. (= Germanische Bibliothek: Reihe 1, Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher). Heidelberg.
- Voeste, Anja (1999a): Varianz und Vertikalisierung. Zur Normierung der Adjektivdeklinaton in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 140). Amsterdam/Atlanta.
- Voeste, Anja (1999b): Ist bei der Normierung der Adjektivdeklinaton in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von einer Vorbildwirkung ostmitteldeutscher Texte auszugehen? In: Bister-Broosen, Helga (Hg.): Beiträge zur historischen Stadtsprachenforschung. (= Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 8). Wien, S. 67–78.
- Walch, Maria/Häckel, Susanne (1988): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre. Bd. 7: Flexion der Pronomina und Numeralia. (= Germanische Bibliothek: Reihe 1, Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher). Heidelberg.
- Watts, Richard J. (2011): Language myths and the history of English. (= Oxford Studies in Sociolinguistics). Oxford.
- Watts, Richard J. (2012): Language myths. In: Hernández Campoy, Juan/Conde Silvestre, Juan Camilo (Hg.): The handbook of historical sociolinguistics. Malden, MA, S. 585–606.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.

Renata Szczepaniak (Hamburg)

Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit

Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen

Abstract

Aus der Perspektive der Sprachbenutzerinnen ist der Genitiv vom Sprachverfall bedroht. Jedoch lässt sich in der Geschichte des Deutschen kein geradliniger Abbau nachweisen. Die kurze Genitivendung *-s* (aus *-es*) setzte sich zwar schon im Frühneuhochdeutschen als die häufigere Variante durch, im weiteren Sprachwandel entwickelte sich dann aber eine komplex gesteuerte Variation beider Endungen. Mit dem Abbau des verbalen und attributiven Genitivs gehen zwar wichtige Funktionsbereiche verloren, doch zeichnet sich in der neuesten Sprachgeschichte ein unerwarteter Aufbau des Genitivs als Präpositionalkasus ab. In diesem Beitrag wird dafür plädiert, dass die formale und funktionale Entwicklung des Genitivs stark durch sprachliche Unsicherheit beeinflusst wurde und wird, die eine Reaktion auf bestehende Varianz darstellt. Es wird dafür argumentiert, dass die stilistische Aufwertung der langen Genitivform und des Genitivs gegenüber dem Dativ den Sprachwandel aufhält bzw. sogar in eine andere Richtung lenkt.

1. Einleitung

Der Genitiv, v.a. in seiner maskulinen und neutralen Singularform, gehört aus der Perspektive der Sprachbenutzer/innen zu den vom Sprachverfall bedrohten grammatischen Phänomenen. Tatsächlich lässt sich in der Geschichte des Deutschen ein formaler und funktionaler Wandel des Genitivs beobachten, jedoch kein geradliniger Abbau. Dies ist auf die Wechselwirkung zwischen Sprachwandel und sprachlicher Unsicherheit zurückzuführen. Der sich vollziehende Sprachwandel schafft auf der Systemebene Varianz, die auf der Sprachgebrauchsebene zu Unsicherheit führt. Diese wiederum kann den Sprachwandel blockieren oder sogar in eine andere Richtung lenken, wenn die (mehr oder weniger freien) Varianten in die Konstruktion von sozialen Kontrasten aufgenommen werden. In diesem konkreten Fall des formalen und funktionalen Wandels des Genitivs ist die bis heute bestehende Variation seit der Herausbildung der überregionalen Schriftsprache Gegenstand der Sprachreflexion und auch der polarisierenden und (explizit oder implizit) stigmatisierenden Sprachkritik. Es ist ein bewusstes und salientes Sprachwandelphänomen und zugleich ein „Vorzeigemodell“ für so genannten Sprachverfall.

Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Frage, inwieweit der unsichere Sprachbenutzer in den Sprach- und Normwandel eingreifen kann. Zum einen (Abschnitt 2) wird es um den formalen Normwandel von der langen zur kurzen Genitivendung gehen. Die formale Variation zwischen *-es* und *-s* (z.B. *des Fluges/des Flugs*) resultiert aus der typologischen Tendenz des Deutschen zur Wortsprachlichkeit, die gerade im Frühneuhochdeutschen eine Phase der Intensivierung erfuhr. Im Zuge des typologischen Umbaus wurden Wortstrukturen phonologisch profiliert, indem die unbetonten Reduktionsvokale abgebaut und dadurch (passiv) die betonten Silben hervorgehoben wurden. Die Reduktion der Genitivform *-es* > *-s* ist ein Teil dieser Entwicklung, die, stark zunächst vom prosodisch-phonologischen Kontext abhängig, schon im Mittelhochdeutschen begann. Doch fiel das verstärkte Aufkommen der kurzen Genitivendung in die frühneuhochdeutsche Phase, die für den Normwandel entscheidend war.

Auf der Systemebene war das Frühneuhochdeutsche die Phase des formalen Umbaus. Gleichzeitig war es die Zeit der Herausbildung der Standardsprache und damit die Zeit der Spracharbeit (siehe u.a. Hundt 2000). Auf die Existenz der funktional nicht unterscheidbaren Varianten *-es* und *-s* reagierten die Grammatiker des 18. und 19. Jahrhunderts mit Polarisierung und Stigmatisierung der kurzen Genitivendung, die sich in gegenwärtigen Sprecherurteilen fortsetzen. Die mit dem Sprachwandel in Bewegung gesetzte systembezogene Instabilität erzeugt eine sprachliche Unsicherheit, die mit Hilfe soziolinguistischer Kriterien scheinbar stabilisier- bzw. stratifizierbar ist. Es steht zu vermuten, dass der formale Abbau der Genitivendung durch stilistische Kontrastierung, die in den Dienst der intendierten sozialen Verortung, eigentlich des sozialen Aufstiegs des Sprechers, gestellt wird, seit Jahrhunderten aufgehalten wird.

Zum anderen (Abschnitt 3) wird der funktionale Wandel betrachtet, der neben dem Abbau des verbalen und attributiven Genitivs einen Aufbau des präpositionalen Genitivs umfasst. Laienlinguistische Salienz erlangte der präpositionale Genitiv bereits im Frühneuhochdeutschen mit der Stigmatisierung der Dativrektion nach der Präposition *wegen* (siehe Davies/Langer 2006). Diese hallt in der populären Sprachkritik nach. Den Sprechern dient dieser Fall offensichtlich als (aus sprachhistorischer Perspektive inkorrekt)es Muster zum Umgang mit schwankender Präpositionalrektion von sekundären Präpositionen, z.B. *dank dem guten Wetter/dank des guten Wetters*. Mit dem Prestigegenitiv können Fälle sprachlicher Unsicherheit gelöst werden. Als „Nebeneffekt“ wird der Sprach- und Normwandel beeinflusst.

2. Von der langen zur kurzen Genitivendung

Auf den ersten Blick ließen sich die kurze und die lange Genitivendung wie in *des Fluges/ des Flugs, des Korbes/ des Korbs* als Zweifelsfall bezeichnen. Als solcher gilt nach Klein (2003, S. 7) „eine sprachliche Einheit (Wort/Wortform/Satz), bei der kompetente Sprecher im Blick auf (mindestens) zwei Varianten (a, b ...) in Zweifel geraten können, welche der beiden Formen (standardsprachlich) korrekt ist“. Faktisch lassen sich solche Zweifel unterschiedlich nachweisen: So legt die in der Internetplattform der Ratgeber-Community *gutefrage.net* gestellte Frage (sowie auch die Antworten) Unsicherheiten bei der Variantenwahl offen.

(1) Frage von *haecor* (10.7.2007)¹

Genitiv-s: Ist das „e“ davor grundsätzlich erlaubt oder nur in Ausnahmefällen? Wikipedia schreibt dazu: „In einigen Fällen kann ein „flüchtiges e“ auftreten. Dann sind zwei Genitivvarianten möglich. Beispiel: des Baums/des Baumes.“ Daraus werde ich nicht so richtig schlau.

Ich meine mich zu erinnern, dass man das „e“ nicht setzen soll, wenn nicht notwendig (z.B. „des Darms“ statt „des Darmes“ aber „des Mordes“, weil es sonst schwierig auszusprechen wäre.

Weiß jemand Bescheid?

(2) Antwort von *critter* (10.7.2007)

So kenne ich es auch. Wenn es sich gut sprechen lässt, kann man das „e“ weglassen. Aber Mords wird doch auch häufig benutzt statt Mordes. Allerdings würde ich, wenn ich einen Brief schreibe oder auch Schüler einen Aufsatz o.ä. schreiben, eher mehr zu der Form mit „e“ neigen, es klingt eleganter und gebildeter. Nur in der Umgangssprache würde ich es weglassen bis auf die wenigen Ausnahmen bei schwieriger Aussprache.

(3) Antwort von *sdeleo* (29.6.2010)

Wenn ich mich recht erinnere, so wird ein e eingeschoben, wenn es sich beim Substantiv um ein einsilbiges Wort handelt: „des Baumes“, aber „des Tannenbaums“, weil es sich um ein mehrsilbiges Wort handelt.

In dieser Frage (und in den ausgewählten Antworten) sind – und dieser Aspekt des Zweifels soll hier im Vordergrund stehen – laienlinguistische Erklärungen mitgeliefert, die die Wahl einer der beiden Varianten zumindest in (konzeptuell) schriftlicher Kommunikation beeinflussen (können). Sie werden in 2.1 diskutiert. Aus der linguistischen Perspektive sind die Erklärungen nicht vollständig, was u.a. an der Komplexität der Distribution beider Genitivvarianten liegt, die zwischen obligatorischer Setzung (Nullvariation), gradueller und freier Variation oszilliert (siehe dazu 2.2). Nicht

¹ Zur Frage der Userin und den dazugehörigen Antworten siehe www.gutefrage.net/frage/genitiv-s-ist-das-e-davor-grundsatzlich-erlaubt-oder-nur-in-ausnahmefaelen (Stand: 12.3.2013).

in allen Kontexten sind beide Genitivvarianten korrekt. Es gibt also Bereiche, in denen der Sprecher nicht zweifeln muss. Dies ist das Ergebnis einer historischen Entwicklung, die im Mittelhochdeutschen angestoßen wurde und im Frühneuhochdeutschen zum formalen Umbau führte (siehe 2.3).

2.1 Die Suche nach einfachen Regeln

Das generelle Paradoxon, mit dem sich die Sprachbenutzer offensichtlich konfrontiert sehen, besteht aus ihrer Perspektive darin, dass von den beiden Genitivendungen, die stilistisch nicht gleichwertig sind, gerade diejenige, die „eleganter und gebildeter“ klingt, eher in Ausnahmefällen verwendet werden darf, siehe die Antwort von *critter* in (2). Da die Genitivendungen mit unterschiedlichen Wertungen verknüpft sind (*-es* gilt als elegant und gebildet, *-s* hingegen als alltäglich und umgangssprachlich), entsteht hier der Eindruck, dass der Sprachwandel zum Sprachverfall führt.

Diese wertungebundene Variation kann zur Selbstdarstellung und Abgrenzung von anderen genutzt (und so auch gefestigt) werden, zumal mit der Verwendung der langen Genitivendung hohes Stilniveau signalisiert werden kann. Der Anspruch, eine hohe Kompetenz im Bereich konzeptioneller Schriftlichkeit (meist wie in (2) auf das Schriftmedium reduziert) erworben zu haben, wirkt sich nicht nur auf die Genitivvariation aus, sondern kann sogar die Richtung des Sprachwandels bestimmen (siehe Abschnitt 3).

In der in (1)–(3) zitierten Auseinandersetzung mit der Genitivvariation auf *gutefrage.net* werden folgende Regeln formuliert:

- 1) Aussprache: Die kurze Genitivendung erschwere die Aussprache. Daher solle sie nach komplexen finalen Konsonantengruppen vermieden werden.
- 2) Konzeptionelle Schriftlichkeit (reduziert auf das Schriftmedium): Die kurze Genitivendung könne im Schriftverkehr (Schulaufsätze, Briefe usw.) durch die lange ersetzt werden.
- 3) Morphologische Komplexität (reduziert auf die Wortlänge): Die lange Genitivendung werde in mehrsilbigen Wörtern nicht verwendet. Die unterschiedliche Wortlänge in den Beispielen von *sdeleo* ergibt sich aus der morphologischen Komplexität der Flexionsbasis.
- 4) Varianz und Frequenz: Die formulierten Regeln seien nicht zuverlässig. Bei vielen Wörtern treten beide Genitivendungen auf, wobei eine der beiden vermutlich seltener sei, z.B. *Mordes* häufiger als *Mords*.

Die explizite Stigmatisierung der kurzen Genitivendung wie in Punkt 1) und 2) hat eine lange Tradition. Sie lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. So bevorzugt Johann Christoph Adelung im *Umständlichen Lehrgebäude* die *e*-haltigen Genitiv- (und Dativ-)Endungen als Ausdruck der „edleren und feierlichen Schreibart“ und stellt sie den synkopierten (bzw. apokopier-

ten) Formen gegenüber, die er mit „härtern Mundarten“ und „der Sprache der Vertraulichkeit und des gemeinen Lebens“ assoziiert. Allerdings bemerkt er zum Schluss selbst, dass nach der „verbissenen“ Form durchaus aus ästhetischen Gründen „um des Wohllautes willen“ gegriffen werden kann. Die kurze Genitivendung lässt sich also nicht auf die Domäne des Umgangssprachlichen beschränken.

Das e ist in derselben [Deklinationsklasse; R.S.] ein charakteristischer Biegungslaut, daher derselbe, in eigentlich Deutschen Wörtern, im Genitiv und Dativ der Einheit nie verbissen werden sollte, so häufig solches auch theils in härtern Mundarten, theils in der Sprache der Vertraulichkeit und des gemeinen Lebens der Hochdeutschen geschiehet, wo man Baums, Arms, Oheims, Wohls, Aufschubs, Abends u.s.f. für die richtigern Baumes, Armes, Oheimes, Wohles, Aufschubes, Abendes, schreibt und spricht. Wenigstens sollte die edlere und feierliche Schreibart, die dichterische, um des Silbenmaßes willen, allenfalls ausgenommen, sich dergleichen Verbeissungen nicht zu Schulden kommen lassen, es müßte denn um des Wohllautes willen geschehen. (Adelung 1791 [1782], S. 399, § 178)

Noch im 19. Jahrhundert äußert sich Jacob Grimm deutlich abwertend über die kurze Genitivform:

Genitive wie *priss* (¶*priss*) f. *prises*, *âbents* f. *âbendes* [...] *vriunts* f. *vriundes* etc. sind nicht nachzuahmen. (Grimm 1822, S. 669)

Der stigmatisierende Charakter dieser Äußerungen wird noch einmal deutlicher, wenn sie dem tatsächlichen damaligen Sprachgebrauch gegenübergestellt werden, in dem die kurze Genitivendung (hier in schriftsprachlichen Belegen) überwog (siehe 2.3).

Aus sprachhistorischer Perspektive ist nicht allein die Tatsache interessant, dass sich die stigmatisierende Haltung (auch entgegen dem tatsächlichen Sprachgebrauch) über Jahrhunderte halten konnte, sondern auch, dass sie, ähnlich wie in anderen Fällen (siehe Davies/Langer 2006), den Verlauf des Sprachwandels mitbestimmt hat. Hierbei kommt dem Sprecher selbst, den Hundt (2009) als den Sprachsouverän bezeichnet, eine wichtige Rolle zu: Indem er Formen auswählt, wirkt er sprachnormverbreitend. Im Falle von wertegebundenen Dubletten (wie den Genitivendungen) ist dies zumindest zum Teil eine bewusste Entscheidung. Beeinflusst wird sie dadurch, dass sich der Sprecher über eigenes fehlendes oder eingeschränktes Wissen bewusst ist. Er ist, wie Antos (2003) es formuliert, das „Subjekt des Zweifels“. Wenn er sprachlich unsicher ist, sucht er nach plausiblen Erklärungen und beschreibbaren Regeln, die aus verlässlichen Quellen stammen.

Die Wirkung der Normautoritäten, die nach Davies/Langer (2006, S. 74) für die Durchsetzung von Normen oder eher Normvorstellungen von zentraler Bedeutung sind, kann auch im Falle des Genitivs angenommen werden. Dass die Korrektoren (in erster Linie Lehrer, aber auch Eltern) die Wertung (durch bevorzugte Verwendung einer) der Varianten prägen, zeigt sich indirekt darin, dass sich die User in ihren Antworten nicht explizit

auf eine Grammatik beziehen, sondern sich vielmehr (wohl aus dem Unterricht) *erinnern* oder *es so kennen*. Auf der Suche nach einfachen Regeln bevorzugen sie möglicherweise populäre Ratgeber.

2.2 Der Genitiv zwischen Norm und Variation

Die formale Variation zwischen *-es* und *-s* im heutigen Standarddeutschen lässt sich nicht mit einfachen Regeln beschreiben. Selbst die umfangreiche Beschreibung in der Duden-Grammatik (2009, §§ 301–306) ist nicht vollständig. Auf die Distribution wirken sich mehrere miteinander interagierende Faktoren aus, die unterschiedliche Variationsgrade hervorrufen:

- 1) Die phonologisch-prosodischen Steuerungsprinzipien betreffen den Stammauslaut und die prosodische Ausgangs- sowie Zielstruktur der Wortform. Daraus ergeben sich phonologisch definierte Wortschatzbereiche, in denen eine der beiden Varianten obligatorisch ist (Null-Variation) oder überwiegt (graduelle Variation) bzw. beide Varianten gleichermaßen möglich sind (freie Variation):

Null-Variation: Ausschließlich *-es* folgt auf Substantive, die auf [s] auslauten, z.B. *Satz-es* ['zatsəs]. Kurzes *-s* ist hingegen obligatorisch nach zwei- und mehrsilbigen, nicht finalbetonten (auch vollvokalisch auslautenden) Stämmen, z.B. *A.bend-s* ['a:.bənts], *Ki.no-s* ['ki:.nos]. Hier unterliegt die lange Genitivendung einer outputorientierten Restriktion, die dreisilbige phonologische Wörter **A.bend-es* verhindert. Diese Restriktion betrifft daher nicht nur zweisilbige Stämme, sondern auch Suffigierungen mit Schwasilbe, z.B. *Lehr+er+s* ['le:.rəs]. Darüber hinaus ist die kurze Genitivendung nach Suffigierungen mit Vollvokal obligatorisch, z.B. *Reichtums* (für die phonologische Analyse siehe Szczepaniak 2010).

Graduelle bis freie Variation: Zwischen den beiden Polen, in denen nur eine der beiden Endungen möglich ist, erstreckt sich der phonologisch-prosodisch gesteuerte Variationsbereich. Die Untersuchung geschriebener Korpora (W-Archiv des IDS Mannheim) in Szczepaniak (2010) ergab folgende Variation: Einsilbige Simplizia weisen die stärkste Tendenz zur langen Genitivendung auf, morphologisch und phonologisch komplexe Substantive tendieren hingegen zur kurzen Endung: Die relative Frequenz der kurzen Endung liegt bei Simplizia bei 0,37, während sie bei Derivaten mit unbetontem Präfix, z.B. *Verstand*, 0,67 und bei Derivaten mit betontem Präfix, z.B. *Anruf*, sogar 0,78 beträgt. Komposita weisen tendenziell einen höheren Anteil an kurzen Genitivendungen auf als Simplizia, z.B. *Stands* (0,06) vs. Komposita mit *Stand* als Zweitglied, z.B. *Kontostand* (0,28) (siehe aber Punkt 5 zur semantischen Transparenz von Komposita).

Zum anderen ist die Variantenwahl von der Qualität und Quantität des Wortauslauts abhängig: Je sonorer der Wortauslaut, desto häufiger die kurze Genitivendung, z.B. *des Lärms*, aber *des Bett(e)s*. Sie tritt umso seltener auf, je komplexer die wortauslautende Konsonantengruppe, z.B. eher *des Betts* als *des Pferds*. Bei vokalisch auslautenden Einsilblern sowie bei mehrsilbigen Wörtern mit finalbetontem Vollvokal nimmt die Duden-Grammatik (2009, §§ 301–306) eine starke Tendenz zur kurzen Genitivendung an.

2) Lexikalische Steuerungsprinzipien (graduelle bis freie Variation): Die lange Genitivendung tritt v.a. bei Erb- und Lehnwörtern auf, nur selten bei Fremdwörtern (und Eigennamen) – hier aber immer beim *s*-Auslaut, z.B. *des Atlases*, neben *des Atlas* (siehe Duden-Grammatik 2009, §§ 301–306).

3) Frequenz (graduelle bis freie Variation): Bei sehr frequenten (einsilbigen) Substantiven, z.B. *Gott*, wird eine der beiden Endungen (hier: *Gottes*) deutlich präferiert, während weniger frequente, z.B. *Spott*, beide Varianten (*Spottes* und *Spotts*) zulassen (Fehring 2004).

4) Morphologische Kriterien (Null-Variation): Substantivierungen, z.B. *des Rots*, *des Wenns*, verlangen die kurze Endung (oder sind sogar endungslos). Auch bei Kurzwörtern ist die lange Endung ausgeschlossen, z.B. *des LKWs* (Duden-Grammatik 2009, §§ 314–315).

5) Morphologische Transparenz (graduelle Variation): Semantisch transparente Komposita, z.B. *Blindenbundes*, tendieren nach Fehring (2011) zu derselben Genitivvariante wie die entsprechenden Simplicia (*Hundes*). Opake Komposita wie *Seebund* weichen davon ab.

2.3 Genitivendungen im Frühneuhochdeutschen

Historisch gesehen ist die kurze Genitivendung die jüngere. Sie entstand erst durch die mittelhochdeutsche Synkope, die zunächst nur in bestimmten prosodischen Kontexten möglich war:

1) Bereits im Mittelhochdeutschen entwickelte sich die Tendenz zur *e*-Tilgung in dreisilbigen Flexionsformen, z.B. mhd. *fa.te.res* > *fa.ter*s oder *en.ge.les* > *en.gel*s. Dieser Prozess trug zum typologischen Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache bei, weil sich damit die im Gegenwartsdeutschen starke Präferenz des trochäischen Wortes herausgebildet hat (siehe Szczepaniak 2007, 2012). Heute gibt es bei zweisilbigen Stämmen keine Variation; hier ist *-s* obligatorisch, z.B. *des Segels*, *des Vaters*, *des Bodens*, *des Abends*.

2) Die Tilgung fand im Mittelhochdeutschen auch nach einsilbigen Stämmen statt, doch zunächst nur nach Liquiden (nach Kurzvokal), z.B. *spiles* > *spils*, Spiel-GEN.SG.⁴

Anschließend weitete sich die Synkope aus, so dass zum einen der Sonoritätsunterschied zwischen finalem Konsonanten und Genitiv-*s* immer geringer wurde, bis schließlich im Frühneuhochdeutschen das extrasilbische (Genitiv)-*s* aufkam, z.B. in nhd. *Flugs* [flu:ks]. Zum anderen dehnte sich -*s* auch auf Stämme mit langem Vokal und solche mit auslautenden Konsonantenclustern aus (siehe unten).

Die fortschreitende Überwindung der anfänglichen phonologisch-prosodischen Beschränkungen führte zum Frequenzanstieg der kurzen Genitivendung im Frühneuhochdeutschen. Die Analyse des Bonner Frühneuhochdeutschkorpus (www.korpora.org/Fnhd/) ergibt ein deutliches Bild des sich vollziehenden Normwandels (siehe Tabelle 1).² Bei den einsilbigen Simplicia lässt sich eine graduelle Frequenzverschiebung von -*es* (graue Balken in Abb. 1), das im Zeitraum 1350–1400 mit 71% noch überwiegt, zum -*s* (schwarze Balken in Abb. 1), das zwischen 1650 und 1700 denselben Wert erreicht, feststellen.

	1350–1400	1450–1500	1550–1600	1650–1700
- <i>es</i>	71% (292)	43% (160)	43% (205)	26% (102)
- <i>s</i>	26% (108)	56% (210)	56% (266)	74% (292)
Ø	2% (10)	1% (4)	1% (4)	<1% (1)
Gesamt	410	374	475	395

Tab. 1: Frequenz beider Genitivendungen im Frühneuhochdeutschen (Datenbasis: Das Bonner Frühneuhochdeutschkorpus)

Abb. 1: Frequenz beider Genitivendungen im Frühneuhochdeutschen (Datenbasis: Das Bonner Frühneuhochdeutschkorpus)

² Die folgende Analyse umfasst Tests aus dem obersächsischen, ostfränkischen, hessischen und ripuarischen Gebiet.

Die Ergebnisse der Korpusuntersuchung zeigen, dass die Durchsetzung der kurzen Genitivendung silbenphonologisch gesteuert war: Im ersten Zeitraum 1350–1400 (Abb. 2) tritt *-s* nach ein- und zweigliedrigen Konsonantengruppen auf, zwischen 1650–1700 (Abb. 3) auch nach dreigliedrigen. Diese Tendenz stimmt mit dem generellen Zuwachs an komplexen Konsonantenclustern überein, den Werner (1978) in der Geschichte des Deutschen nachweist.

Abb. 2: Distribution beider Genitivendungen im Zeitraum 1350–1400

Abb. 3: Distribution beider Genitivendungen im Zeitraum 1650–1700

Nach einfach geschlossenen Silben steigt zwischen 1350 und 1700 der Anteil an kurzen Genitivendungen sonoritätsgesteuert an. Dass Plosive eher als (sonorere) Affrikaten den Übergang zur kurzen Endung fördern, kann mit der phonetischen Komplexität der Affrikaten, z.B. [pf], erklärt werden, denn hierbei entstehen dreigliedrige Auslautcluster, z.B. *Kopfs*. Bei [ts] trägt das morphologische Konstanzprinzip zur Erhaltung von *-es* bei, z.B. *Satzes*.

3) Aufgrund der zu geringen Datenbasis können keine zuverlässigen Aussagen über die Rolle der morphologischen und phonologischen Komplexität bei der Durchsetzung von *-s* gemacht werden. Es ist jedoch erwähnenswert, dass im Zeitraum 1350–1400 unter den 23 Komposita mit einsilbigem Kopf lediglich in fünf Fällen die kurze Genitivendung erscheint. So

schwankt beispielsweise die Genitivendung von <hymelr(e)ich> zwischen <hymelr(e)iches> (3 Mal) und <hymelr(e)ichs> (5 Mal). Im letzten Untersuchungszeitraum 1650–1700 überwiegt schon die kurze Genitivendung.

Diese kleine diachrone Studie zeigt, dass sich viele der heutigen Variablen bereits im Frühneuhochdeutschen abzeichnen und den Normwandel zur kurzen Genitivendung fördern. Es steht zu vermuten, dass dieser durch die soziolinguistische Ausdifferenzierung (Stigmatisierung) der Varianten, d.h. im Zuge der Entwicklung der überregionalen normierten Schriftsprache, aufgehalten wurde/wird. Die den Sprachwandel aufhaltende Polarisierung dürfte mit der Einführung der Schulpflicht seit dem 19. Jahrhundert zugenommen haben. Vermutlich trugen die Korrektoren als Norminstanz zur Verbreitung von soziolinguistisch aufgeladenen Normen (der stilistische Mehrwert des langen Genitivs) bei, sicherlich dienten auch die Bildungsträger in ihrer sozialen Bestätigungs- und Aufwärtsbestrebung als Multiplikatoren.

3. Funktionaler Umbau des Genitivs

Eine weit größere Auswirkung der soziolinguistischen Kontrastierung von Varianten kann im Bereich des funktionalen Wandels beobachtet werden. Hier ist neben dem Abbau des verbalen und attributiven Genitivs ein unerwarteter Aufbau des Genitivs als Präpositionalkasus von sekundären Präpositionen wie *dank*, *entgegen*, *entsprechend* oder *gemäß* zu beobachten. Diese ursprünglichen Dativpräpositionen wechseln zum Genitiv, z.B. *dank dem guten Wetter* und *dank des guten Wetters* (für eine umfangreiche Korpusammlung siehe Di Meola 2000). Bei der Präposition *trotz* ist der Rektionswandel bereits fast abgeschlossen.

3.1 Genitiv als Marker für fortschreitende Grammatikalisierung sekundärer Präpositionen

In der Grammatikalisierungsforschung gehört die Kasuswahl zum wichtigen Kriterium, nach dem der Grammatikalisierungsgrad von Präpositionen bestimmt wird, d.h. Grammatikalisierung äußert sich im Rektionswandel. Im Deutschen regieren prototypische, d.h. kurze, nicht-segmentierbare, semantisch und syntaktisch vielwertige Präpositionen den Dativ bzw. den Akkusativ (siehe Lindqvist 1994). Zu Gunsten dieser Kasus geben sekundäre (jüngere und morphologisch transparente) Elemente im Zuge ihrer fortschreitenden Grammatikalisierung die Genitivrektion auf. Hier ist also Variation zu erwarten, wohingegen tertiäre Präpositionen wie *in Bezug auf* ihre Rektion via primäre Präposition (hier: *auf*) abwickeln:

Rektion via primäre Präposition	Genitiv	Genitiv/Dativ/ Akkusativ-Variation	Akkusativ bzw. Dativ	
<i>in Bezug auf, in Abhängigkeit von</i>	<i>anstatt</i>	<i>entlang, während, wegen</i>	<i>auf, bei, zu</i>	zunehmender Grammatikali- sierungsgrad

Die kausale Präposition *wegen* (ähnlich auch temporales *während* und lokales *entlang*) ist in ihrer Entwicklung dicht an die primären Präpositionen gerückt. Die kausale Bedeutung, in der sie seit dem 14./15. Jahrhundert verwendet wurde, setzte sich im 19. Jahrhundert durch (siehe Braunmüller 1982; Lindqvist 1994; Szczepaniak 2011). Ihre formale Entwicklung *von X wegen* > *X wegen* > *wegen X* umfasste neben der Ausdrucksreduktion auch den Stellungswandel von der Zirkum- über die Post- zur Präposition. Schließlich war seit dem 17. Jahrhundert neben der (ursprünglichen) Genitiv- auch die Dativselektion möglich (Davies/Langer 2006, S. 200) (zum Umgang mit der variablen Kasusrektion in den historischen Grammatiken siehe Abschnitt 3.2).

Eine gegenläufige Entwicklung weisen sekundäre Präpositionen auf, darunter *entgegen*, *entsprechend*, *nabe* und *gemäß*, die ihre ursprüngliche Dativrektion zugunsten des Genitivs aufgeben. Di Meola (1999, 2000, 2004) erklärt diesen Trend damit, dass bei der Grammatikalisierung ein maximaler Abstand zum Spenderlexem gesucht wird. Da diese dem Bezugsubstantiv folgen, z.B. *Sie ist dem Ziel (sehr) nabe*, wird durch den Stellungswandel und den Rektionswechsel vom Dativ zum Genitiv hin der funktionale Unterschied zum Spenderlexem formal verdeutlicht, z.B. *Sie ist nabe dem Ziel* > *Sie ist nabe des Ziels*. Die Tendenz zur Genitivrektion ist dabei umso stärker, je fortgeschrittener der Stellungswandel von der Nach- zur Voranstellung ist, da nur Präpositionen den Rektionswechsel zulassen:

Präposition	Anteil Voranstellung	Anteil Genitiv
<i>entgegen</i>	45%	5%
<i>entsprechend</i>	75%	8%
<i>nabe</i>	79%	11%
<i>gemäß</i>	97%	25%

Tab. 2: Die Korrelation zwischen Stellungen- und Rektionswandel von sekundären Präpositionen (aus: Di Meola 1999, S. 345–346)

Dieses Prinzip gelte laut Di Meola (2004) auch für sekundäre Präpositionen mit ursprünglicher Genitivrektion wie *entlang* oder *gegenüber*, die im Zuge der Grammatikalisierung zur Dativflexion tendieren. Jedoch ist diese Tendenz deutlich weniger ausgeprägt. Die Daten sprechen eher für einen gerichteten Wandel Dativ > Genitiv.

Die auf dem *Language Forum* von *Wordreference.com* geführte Online-Diskussion (hier nur in Ausschnitten präsentiert)³ zeigt eine weitere Dimension des Rektionswandels, die es zu berücksichtigen gilt.

(4) Initiierender Beitrag von *Nanexa* (28.7.2007, 15:55)

Ich verwende das Wort „dank“ eigentlich immer mit Genitiv.

also:

Dank des Einsatzes der Feuerwehr ...

Dank deiner Bemühungen ...

Nun hab ich heute wieder in einem Buch gelesen: *dank dem schnellen Eingreifen ...* und das klingt für mich so falsch.

Ich finde dank+dativ öfters – was ist denn nun richtig?

Genitiv oder Dativ?

(5) Antwort von *ablativ* (28.7.2007, 16:12)

Lt. „Wikipedia“ und „canoo“, wo ja genau Deine Beispiele gezeigt werden, ist sowohl Gen. wie Dat. richtig. Vorzugsweise sogar eher Dativ; der Genitiv sei aber **auch** richtig, besonders im Plural.

(6) Antwort von *Suilan* (28.7.2007, 16:24)

Duden #9, 2001, sagt allerdings, dass der Dativ im Plural eines stark gebeugten Substantivs bevorzugt wird, da der Genitiv hier den Kasus nicht deutlich machen würde. Das Beispiel: „dank Fortschritten in der Wissenschaft“.

(7) Resümee von *Nanexa* (28.7.2007, 16:45)

Danke für Eure Antworten.

Ich nehme dann mal an, dass es sich mit *dank* genauso wie mit *wegen* verhält. Hier war ursprünglich nur der Genitiv richtig und inzwischen ist auch der Dativ erlaubt ...

@Suilan:

wieso, man könnte doch genauso gut sagen : dank der Fortschritte in der Wissenschaft. ?? Ohne Artikel würde ich das nicht verwenden, klingt komisch, finde ich.

(8) Antwort von *Suilan* (28.7.2007, 17:28)

Laut Duden war's wohl andersherum: *dank* kam ursprünglich von „**Dank sei** seinem Einfluss,“ daher Dativ, aber weil andere „unechte“ Präpositionen (d.h. solche, die aus einem Substantiv entstanden) mit Genitiv gebraucht werden, z.B. kraft, laut, statt, infolge, wurde bei *dank* der Genitiv auch üblich.

Ist ja auch nur gerecht so! Wenn der Dativ sonst überall den Genitiv vertreibt!⁴

³ <http://forum.wordreference.com/showthread.php?t=594432> (Stand: 3.7.2013).

⁴ Schneider (2005, S. 158) verweist auf die wertende Formulierung von Bastian Sick, dass dem Genitiv bei der Präposition *trotz* „eine feindliche Übernahme gelungen“ sei.

In dieser Diskussion wird zum einen eine Analogie zu *wegen*, bekannt für seine Kasuschwankung, gesucht. Zum anderen wird die Schwankung mit dem Abbau (ja der Verdrängung) des Genitivs gleichgesetzt, was den (auch zum Teil bewussten) hyperkorrekten Gebrauch des Genitivs auslöst.

3.2 Die Stigmatisierung des Präpositionaldativs bei *wegen*

Die Rektionsschwankung bei *wegen* ist im laienlinguistischen Bewusstsein fest etabliert. Dabei ist der Dativ auch heute noch negativ konnotiert. In der historischen Grammatikographie lässt sich eine zunehmende Stigmatisierung beobachten, die deutlich später auftritt als die Variation selbst. So stellen Davies/Langer (2006, S. 200–211) vier Stigmatisierungsphasen fest:

- 1) In den Grammatiken des 17. Jahrhunderts wird die bereits bestehende Variation nicht thematisiert. *Wegen* wird entweder als Genitiv- oder als Dativpräposition aufgeführt. Wie Davies/Langer (2006, S. 201) beobachten, weichen in Stielers „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz [...]“ von 1691 sogar die Beispiele von der angegebenen Rektionsregel ab.
- 2) Seit 1700 wird die Präposition als genitivregierend beschrieben. Die Dativrektion bleibt unerwähnt; der Dativ wird indirekt stigmatisiert.
- 3) Ab der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, zuerst in Heynatz' „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen“ von 1777, wird der Dativ explizit stigmatisiert.
- 4) Seit den 1980er Jahren wird die Verwendung des Dativs in Ausnahmefällen erlaubt.

Nach der Duden-Grammatik (2009, § 917) gehört *wegen* zu vier Präpositionen, die den Dativ „erlauben, gerade in der gesprochenen Sprache“.

Die Studie von Elspaß (2005) zeigt, dass die (ältere) Genitivrektion bei *wegen*, aber auch *während*, *(an)statt* und weiteren Präpositionen im 19. Jahrhundert bereits zum Zeichen höherer Bildung aufgestiegen ist. Sie tritt in den Auswandererbriefen deutlich seltener auf als die Dativ-/Akkusativrektion (nur zu 26%). Den insgesamt seltenen Genitiv verwenden über vier Fünftel der Schreibenden mit höherer Bildung, aber nur ein Fünftel mit Volksschulbildung. Daraus kann geschlossen werden, dass die (vermutlich eher implizite) Stigmatisierung des Dativs im 19. Jahrhundert an höheren Schulen weiter vorangeschritten war als an Volksschulen, was den Wert des Genitivs als Indikator einer höheren sozialen Klasse (der Bildungsschicht) verstärkte. In der Übersichtsstudie von Davies (2005) geben 57% aller Lehrer heute noch an, dass sie die Verwendung des Dativs als umgangssprachlich einstufen. Die Dativrektion, obwohl weitestgehend akzeptiert, wird immer noch mit konzeptioneller Mündlichkeit assoziiert (siehe u.a. Schneider 2005; Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997).

3.3 Genitiv bei sekundären Präpositionen

Aufgrund von Kasuschwankungen (Genitiv/Dativ oder Akkusativ) werden sekundäre Präpositionen wie *entsprechend* oder *dank* laienlinguistisch parallel zur Präposition *wegen* behandelt: Wie die zitierte Online-Diskussion zeigt, leiten Sprecher von dem bekannten Fall der Präposition *wegen* die (sprachhistorisch inkorrekte) Regel ab, dass die kasuschwankenden Präpositionen die Genitivreaktion zugunsten der Dativreaktion aufgeben. Dieses sich dabei zeigende Interesse an sprachhistorischen Zusammenhängen sollte im schulischen Unterricht bedient werden. Doch wie im Folgenden in Anlehnung an Becker (2011) diskutiert wird, werden sekundäre Präpositionen nur ganz selten im Schulunterricht behandelt. Sie bleiben eine Quelle sprachlicher Unsicherheiten, da ihr Erwerb aufgrund folgender Aspekte erschwert wird (siehe Becker 2011):

- 1) Frequenz: Sekundäre Präpositionen haben eine viel geringere Frequenz als primäre.
- 2) Konzeptionelle Zuordnung: Im Gegensatz zu primären Präpositionen, die gleichermaßen in nähe- wie distanzsprachlichen Texten auftreten, gehören sekundäre Präpositionen eher der konzeptionell schriftlichen Kommunikation an. (Tertiäre Präpositionen sind noch distanzsprachlicher.)
- 3) Erwerbsabschluss: Der Erwerb von Präpositionen verläuft gestaffelt, was u.a. aus den Unterschieden in konzeptioneller „Gebundenheit“ resultiert. Am frühesten werden primäre Präpositionen erworben: *in, auf, unter* im 3. Lebensjahr, *neben, hinter, vor, zwischen* im 5. Lebensjahr. Der Erwerb semantisch-lexikalischer Aspekte von primären Präpositionen ist im Grundschulalter abgeschlossen, während der morphologisch-syntaktische Aspekt, u.a. die Kasusreaktion, mehr Schwierigkeiten bereitet; hier mangelt es aber an entsprechenden Studien zum Erwerbsabschluss. Für den Erwerb der semantischen und syntaktischen Aspekte der sekundären und tertiären Präpositionen geht Becker (2011, S. 206) von einem langen Aneignungsprozess aus, der (insbesondere bei tertiären Präpositionen) mit dem Erwerb der konzeptionellen Schriftlichkeit zusammenhängt.
- 4) Schulunterricht: Gleichzeitig, dies bemängelt Becker (2011, S. 201), wird der Erwerb der drei Präpositionengruppen sprachdidaktisch unterschiedlich intensiv begleitet. In den Lehrbüchern werden die primären Präpositionen thematisiert, die sekundären nur ausnahmsweise und die tertiären überhaupt nicht.
- 5) Grammatikographie: Die Grammatiken liefern heterogene, zum Teil widersprüchliche Informationen zur Rektion sekundärer Präpositionen.

Wie die Studie von Becker (2011) zeigt, greifen erwachsene Sprecher im Zweifel zum Genitiv. Becker legte den Studierenden Lückentexte in zwei

Versionen vor: in einer eher fachsprachlichen, formelleren und einer alltags-sprachlichen, informelleren Version. Fast völlig unabhängig vom Formalitätsgrad entschieden sich die Probanden (wohl aufgrund der Testsituation in der Bildungsstätte) meist für den Genitiv. Neben reinen Dativpräpositionen untersucht Becker auch reine Genitiv- und kasusschwankende Präpositionen, siehe Tabelle 3.

Untersuchte Präpositionen	Mit Genitiv	Mit Dativ
Dativpräpositionen (<i>gemäß, außer, gegenüber, entsprechend, entgegen</i>)	65%	35%
Dativ-/Genitivpräpositionen (<i>einschließlich, während, laut, innerhalb, dank</i>)	86%	14%
Genitivpräpositionen (<i>bezüglich, ungeachtet, hinsichtlich, längs, jenseits</i>)	97%	3%

Tab. 3: Der Anteil an Genitiv- und Dativrektion in der Studie von Becker (2011)

Die Studie zeigt, dass der Genitiv bei sekundären Präpositionen vorherrscht. Damit liefert Becker (2011) ein alternatives Szenario für die Entwicklung der sekundären Präpositionen. Während Di Meola (siehe Abschnitt 3.1) einen auf maximale Distanz zur lexikalischen Quelle gerichteten Grammatikalisierungspfad annimmt, der gleichermaßen den Rektionswandel Genitiv > Dativ und Dativ > Genitiv umfasst, sprechen die Ergebnisse aus Becker (2011) dafür, dass bei den distanzsprachlich assoziierten sekundären Präpositionen der prestigehaltigere Kasus gewählt wird. Hierdurch können sich Sprecher als der Bildungsschicht zugehörig darstellen. Diese soziolinguistisch beeinflusste Wahl lenkt den Sprachwandel und fördert die Verwendung des Genitivs (vgl. Labov 1978, 2001).

4. Fazit

Sprachliche Unsicherheiten beeinflussen den Sprachwandel. Sie können ihn anhalten oder sogar lenken. Der Normwandel von der langen zur kurzen Genitivendung, der durch die phonologisch-typologische Neuorientierung des Deutschen in Gang gesetzt wurde, ist vermutlich durch die stilistische Aufwertung der langen Genitivendung aufgehalten worden.

Die mediale und sprachkonzeptuelle Aufwertung des Genitivs als Präpositionalkasus lässt sich bereits für das frühe Neuhochdeutsche belegen. Auf diese kann der Rektionswandel Dativ > Genitiv bei sekundären Präpositionen zurückgeführt werden, zumal bei sprachlicher Unsicherheit der Prestigegenitiv bevorzugt wird.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1971 [1782]): Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache zur Erläuterung der deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. 1. (= Documenta linguistica: Reihe 5, Deutsche Grammatiken des 16. Und 18. Jahrhunderts). Hildesheim/New York. [Reprogr. Nachdruck d. Ausg. Leipzig 1782.]
- Antos, Gerd (2003): „Imperfektibles“ sprachliches Wissen. Theoretische Vorüberlegungen zu „sprachlichen Zweifelsfällen“. In: Linguistik online 16, S. 35–46.
- Becker, Tabea (2011): „Entgegen des Trends“: Erwerb, Rektion und Didaktik von Präpositionen. In: Köpcke, Klaus-Michael/Noack, Christina (Hg.): Sprachliche Strukturen thematisieren. Sprachunterricht in Zeiten der Bildungsstandards. (= Diskussionsforum Deutsch 28). Baltmannsweiler, S. 199–217.
- Braunmüller, Kurt (1982): Syntaxtypologische Studien zum Germanischen. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 197). Tübingen.
- Davies, Winifred (2005): Deutschlehrer und Deutschlehrerinnen (in Deutschland) als Geber und Vermittler von sprachlichen Normen. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD) (Hg.): Germanistentreffen: Deutschland – Großbritannien – Irland. Dresden 30.9.–3.10.2004. Dokumentation der Tagungsbeiträge. Bonn, S. 323–338.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): The making of bad language. Lay linguistic stigmatisations in German: past and present. (= VarioLingua 28). Frankfurt a.M. u.a.
- Di Meola, Claudio (1999): *Entgegen, nahe, entsprechend* und *gemäß*. Dativpräpositionen mit Genitivrektion. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 27, S. 344–351.
- Di Meola, Claudio (2000): Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. (= Studien zur deutschen Grammatik 62). Tübingen.
- Di Meola, Claudio (2004): The rise of the prepositional genitive in German – a grammaticalization phenomenon. In: Lingua 114, S. 165–182.
- Duden-Grammatik (2009): Der Duden. Bd. 4: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarb. Aufl. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. Mannheim/Wien/Zürich.
- Elspaß, Stephan (2005): Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte, von unten. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York, S. 63–99.
- Fehring, Carol (2004): How stable are Morphological Doublets? A case study of /ə/ ~ Ø variants in Dutch and German. In: Journal of Germanic Linguistics 16, S. 285–329.
- Fehring, Carol (2011): Allomorphy in the German genitive. A paradigmatic account. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 39, S. 90–112.
- Grimm, Jacob (1822): Deutsche Grammatik. Erster Theil. 2. Ausg. Göttingen.
- Hundt, Markus (2000): „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin/New York.

- Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 117–140.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: Linguistik online 16, 4, S. 5–33. Internet: www.linguistik-online.de/16_03/klein.pdf (Stand 30.10.2013).
- Labov, William (1978): Sprache im sozialen Kontext: Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation. Bd. 2. Hrsg. von Norbert Dittmar und Bert-Olaf Rieck. (= Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 23). Königstein i.Ts.
- Labov, William (2001): Principles of linguistic change. Bd. 2: Social factors. (= Language in Society 29). Malden, MA u.a.
- Lindqvist, Christer (1994): Zur Entstehung von Präpositionen im Deutschen und Schwedischen. (= Linguistische Arbeiten 311). Tübingen.
- Schneider, Jan Georg (2005): Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 2005, S. 154–177.
- Szczepaniak, Renata (2007): Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache. (= Studia Linguistica Germanica 85). Berlin/New York.
- Szczepaniak, Renata (2010): *Während des Flug(e)s/des Ausflug(e)s*: German short and long genitive endings between norm and variation. In: Lenz, Alexandra/Plewnia, Albrecht (Hg.): Grammar between norm and variation. (= VarioLingua 40). Frankfurt a.M., S. 103–126.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. 2., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Szczepaniak, Renata (2012): Lautwandel verstehen. Vom Nutzen der Typologie von Silben- und Wortsprachen für die historische und die synchrone germanistische Linguistik. In: Maitz, Péter (Hg.): Historische Sprachwissenschaft: Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate. (= Studia Linguistica Germanica 110). Berlin/New York, S. 85–104.
- Werner, Otmar (1978): Schwa-Schwund und Phonotaktik im Deutschen. In: Birnbaum, Henrik et al. (Hg.): Studia linguistica Alexandro Vasilii filio Issatschenko a collegis amicisque oblata. Lisse, S. 127–147.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.

Antje Dammel (Mainz)

Die schönen alten Formen ...

Grammatischer Wandel der deutschen Verbalflexion – Verfall oder Reorganisation?*

Abstract

Betrachtet man „Verfallserscheinungen“ des Verbalsystems wie Übergänge stark > schwach, so zeigt sich, dass hier weder Rezenz noch Verfall zu konstatieren ist. Mit diachroner und analytischer Tiefe offenbart sich ein gestaffelter, systematischer Komplexitätsabbau, der seine Hochphase im Frühneuhochdeutschen hat und sich schlecht mit der Passivität und Chaos implizierenden Verfallsmetapher verträgt: Reorganisation statt Dekadenz. Entwicklungen wie der präteritale Numerusausgleich (*ich sang – wir sungen* > *ich sang – wir sangen*) oder die Herausbildung der vereinfachten Ablautalternanz X–o–o sind nie nur Komplexitätsreduktion, sondern immer auch Systematisierung; sie bremsen Verfall. Dabei ist der Gewinn an Systematik i.d.R. nicht Normautoritäten geschuldet, sondern ihm liegen sprachsystematische, kognitive und frequenzielle Faktoren zugrunde.

1. Einleitung

Die laienlinguistisch-wertende Frage nach *Sprachverfall* haben die Organisator/innen der IDS-Jahrestagung mit dem Untertitel *Sprachdynamik – Sprachvariation – Sprachwandel* schon selbst negativ beantwortet und damit sozusagen Eulen nach Athen getragen. Linguist/innen wissen, dass Sprachverfallsklagen hochgradig sozial aufgeladen sind, dass entlang von konservativen versus innovativen grammatischen Varianten soziale Grenzen konstruiert wurden und werden. Man kann das als gegeben hinnehmen. Eine andere Möglichkeit, die hier verfolgt werden soll, ist es, solche Grenzziehungen offenzulegen und das sozial motivierte laienlinguistische Interesse an sprachlicher Variation als Aufhänger für Aufklärungsarbeit zu nutzen; Laien zuzutrauen, sich auf der Objektebene mit Problemen des Sprachwandels auseinanderzusetzen und so eine differenziertere Sicht auf Sprachwandel zu gewinnen. Dieser Beitrag demonstriert das an einem Modellfall, der notorisch von Verfallsklagen betroffen ist: dem „Aussterben“ starker Verben (Kap. 2). Er richtet sich dabei nicht direkt an Laien – dafür wären andere Publikationsorte geeigneter –, sondern versteht sich als eine „Gebrauchs-

* Ich danke Jessica Nowak dafür, dass sie mir ihr umfangreiches Korpus historischer Grammatiken sowie vorab Ergebnisse ihrer Dissertation „Zur Legitimation einer 8. Ablautreihe“ (i.Vorb.) zur Verfügung gestellt hat und ganz besonders dafür, dass sie jederzeit für ein Gespräch über Ablaut zu begeistern ist.

anweisung für Aufklärer“, die durchspielt, welche Argumente man heranziehen könnte. Dafür ist das IDS-Jahrbuch als eine Schnittstelle zwischen Fachwissenschaft und Öffentlichkeit nicht der schlechteste Ort.

Dieses Vorhaben bringt mit sich, dass die Metapher *Verfall* hier bewusst ernst und wörtlich genommen wird, nicht auf ihre wertenden Konnotationen hin, sondern als analytischer Ansatzpunkt, der sich an gegebenen Entwicklungen verifizieren lässt (siehe Tab. 1): Was müsste mit einer Sprache passieren, um von Sprachverfall sprechen zu können? Sind entsprechende Prozesse in der Diachronie der deutschen Verbflexion festzustellen?

Wertende Konnotationen	Analytische Ansatzpunkte
Wildwuchs: chaotisch, ungeregt	Gestaffelt, prinzipiengesteuert?
Passivität, Dekadenz: Sprecher/innen lassen ihre Sprache verlottern	Gleichgerichtete Aktivität von Sprecher/innen reorganisiert das System
Verarmung <ul style="list-style-type: none"> durch Verlust obligatorischer Distinktionen durch Verlust synthetischer zugunsten analytischer Strukturen 	Reduktion morphologischer Komplexität <ul style="list-style-type: none"> Komplexitätsreduktion kann Systematisierung implizieren: Wo wird Komplexität erhalten, wo nicht? Differenzierung nach Inventarebene (Anzahl der Einheiten/Optionen) und Systemebene (Komplexität der Anwendung)
Hier und jetzt Früher war das Deutsche intakt, gegenwärtig geht es bergab	Langzeitperspektive Kontinuität des Phänomens, Einbettung in übergreifende Zusammenhänge

Tab. 1: Perspektiven auf *Sprachverfall*

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen wird Wandel im Bereich der starken Verbflexion, der laienlinguistisch als rezente Verfallerscheinung gehandelt wird, aus der Langzeitperspektive untersucht und in übergreifende Systemzusammenhänge eingebettet. Es wird sich zeigen, dass wir es nicht mit Verfall, sondern mit prinzipiengesteuertem Wandel zu tun haben, der seinen Schwerpunkt in der frühneuhochdeutschen (fnhd.) Phase (1350–1650) hat. Gerade das Fnhd. eignet sich sehr gut für Aufklärungsarbeit, weil in dieser Zeit eine tiefgreifende Umstrukturierung auf der morphologischen Ebene stattfand und viele der heutigen grammatischen Zweifelsfälle angelegt wurden (vgl. Klein 2011; zum Genitiv z.B. Szczepaniak in diesem Band). Mit der fnhd. Phase beginnt auch die Vertikalisierung des Deutschen, bei der Erwartungen an eine normierte Standardsprache entstehen, und es for-

miert sich eine Tradition der Grammatikographie, die auf Wandel reagiert, ihn aufgreift und bis ins 20. Jahrhundert auch wertet – ihn damit aber nur seltenst beeinflusst (vgl. Hundt 2009 zu den verschiedenen Determinanten der Normkonstitution). Dazu kommt mit dem Buchdruck eine Umwälzung im Bereich der Medien, die Vereinheitlichungen im grammatischen System mitbedingt, die syntaktische Komplexität generiert und die so das Argument „die Medien bedingten Sprachverfall“ als Pauschalisierung entlarvt.

2. Ein (Ver-?)Fallbeispiel: Flexion der starken Verben

Einen Abgesang auf den Ablaut der starken Verben stimmt schon J. Grimm, der Erfinder des Begriffs Ablaut, an:

[...] so hat sich dagegen die *herliche und dauerhafte natur* des deutschen verbums fast nicht verwüsten lassen, und von ihr gehn unzerstörbar *klang und klarheit* in unsere sprache ein. die grammatiker, welche ihre sprachkunde auf der oberfläche, nicht in der tiefe schöpften, haben zwar alles gethan, um den ablaut, der die *edelste* regel deutscher conjugation bildet, als ausnahme, die unvollkommene flexion als regel darzustellen, so dasz dieser der rang und das recht zustehe jene allmählich einzuschränken, wo nicht gar aufzuheben. *fühlt* man aber nicht, dasz es *schöner* und deutscher klinge zu sagen *buk nob boll* (früher noch besser *wab ball*) als *backete webte bellte*, und dasz zu jener form die participia *gebacken gewoben gebollen* stimmen? im gesetzte des ablauts gewahre ich [...] den ewig schaffenden wachsamem sprachgeist, der aus einer anfänglich nur phonetisch wirksamen regel mit dem heilsamsten wurf eine neue dynamische gewalt entfaltete, die unserer sprache *reizenden* wechsel der laute und formen zuführte. es ist sicher alles daran gelegen ihn zu behaupten und fortwährend schalten zu lassen. (Grimm [1847] 1864, S. 340; Hervorhebungen AD)

Bei Grimm findet sich ein häufig realisierter Topos der Sprachkritik, die Ästhetisierung und Aufwertung des Archaischen (kursive Markierung), Ablaut wird als zu wahrendes Kulturgut dargestellt; nicht zufällig geht dies mit nationalistischen Anklängen einher (Unterstreichung). Gleichzeitig wird aus dem Zitat auch deutlich, dass die frühen Grammatiker des 17./18. Jahrhunderts ein weitaus pragmatischeres Verhältnis zum Ablaut hatten und mit Listen und Beispielparadigmen Lernschwierigkeiten beheben wollten, daher auch Bezeichnungen wie „ungleichfließend“, „unordentlich“ für die starke Konjugation (z.B. Gueintz 1978 [1641], S. 68). Dieselbe Ästhetisierung des Konservativen finden wir noch in modernen Sprachratgebern wie z.B. Schneider (2009), vgl. auch Corr (2013).

Ja, auch jüngere Leute können Sätze wie diesen noch verstehen: «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?» (Matthäus 16, 26). [...] – wer immer sein Publikum gewinnen will, muss wohl in Rechnung stellen, dass *die schönen alten Formen* (oh, glömmе doch ein Feuer!) auf die meisten Adressaten archaisch wirken, wenn nicht maniert. (Schneider 2009, S. 11, Hervorhebungen AD)

Schneiders Äußerung teilt mit anderen sprachkritischen Aussagen nicht nur den häufig bemühten Topos „die Jugend ist schuld“, sondern auch den Aspekt der Pauschalisierung. Denn Konjunktivformen starker Verben fallen nicht alle gleichermaßen als archaisch auf, vgl. etwa *ließe* und *gäbe*, die unauffällig und gebräuchlich sind.

Es ist also eine häufig vorgebrachte Verfallsklage, dass die starken Verben langfristig aussterben, vor allem indem sie zur schwachen Flexion übergehen. Analytisch betrachtet wäre dies eine Systemvereinfachung, ein Abbau flexionsmorphologischer Komplexität. Die diversifizierten Flexionsmuster der starken Verben sind schwer zu lernen und leisten auf den ersten Blick nichts anderes als das schwache Dentalsuffix. Aus der Langzeitperspektive und differenziert nach Inventar- und Systemebene zeigt sich, dass diese Komplexität äußerst resistent und funktional ist.

2.1 Inventarebene

Im Inventar ist tatsächlich ein deutlicher Rückgang der starken Flexion zu verzeichnen (siehe Abb. 1); doch ist dieser in erster Linie nicht wie häufig angenommen dem Übergang zur schwachen Klasse geschuldet (62 Vb.), sondern vor allem durch Schwund bedingt (160 Verben, z.B. ahd. *quedan* ‚sprechen‘). Worttod betrifft schwache Verben gleichermaßen, nur ist hier die Grundgesamtheit wesentlich größer und die Klasse voll produktiv. Abbildung 1 zeigt auch, dass ausnahmsweise neue starke Verben entstehen können, z.B. im Althochdeutschen (Ahd.) die Entlehnung *scriban* ‚schreiben‘ und zum Neuhochdeutschen hin z.B. das ehemals schwache Verb *preisen*, das sich ebenfalls dem mitgliederstarken Muster *ei – i: – i:* anschließt.

AHD	MHD	NHD
349 (100%)	339 (98%)	169 (48%)
> schwache Vb.: – 8	> schwache Vb.: – 54	
ausgestorben: – 41	ausgestorben: – 119	
neu/aus schw. Vb.: + 39	aus schw. Vb.: + 3	

Abb. 1: Rückgang starker Verben seit dem Althochdeutschen¹

Betrachtet man die wenigen Übergänge zur schwachen Flexion genauer, so zeigt sich erstens, dass deren Hochphase im 16. Jahrhundert zu verorten und bereits seit dem 18. Jahrhundert eine Sättigungstendenz eingetreten ist (vgl. auch Kupietz in diesem Band). Und zweitens streuen die Übergänge nicht willkürlich, sondern bilden eine *s*-Kurve, die sich vorausberechnen lässt und die bei zahlreichen Sprachwandelerscheinungen (vgl. Zuraw 2003), aber

¹ Zahlen nach Augst (1975, S. 255), Visualisierung nach Wegera/Waldenberger (2012, S. 178).

auch Naturphänomenen wie dem radioaktiven Zerfall, zu beobachten ist. Selbst „Verfall“ verläuft also nicht chaotisch, sondern lässt sich regelhaft beschreiben.

Abb. 2: Übergänge starker Verben in die schwache Flexion (Kurve nach Best 2003, S. 13, Zahlen nach Faust 1980, S. 400–404)

Ein wichtiger Gegenspieler der Regularisierung ist hohe Gebrauchsfrequenz. Formen, die wir häufig nutzen, und das ist bei den meisten verbliebenen starken Verben der Fall, memorieren wir gut und speichern wir ganzheitlich ab. Dass starke Formen kürzer und deutlicher unterschieden sind als schwache, ist bei häufigem Gebrauch vorteilhaft für Produktions- wie Perzeptionsseite. Das gilt in besonderem Maße für Funktionsverben, die noch stärkere Irregularitätsgrade als starke aufweisen, z.B. *haben*, das diachron aus der regulären schwachen Klasse ausgeschert ist und unikale Flexionseigenschaften entwickelt hat.² Das erlaubt die Prognose, dass es unter den bestehenden Bedingungen im Deutschen nicht zu einer vollen Vereinheitlichung (nur schwache Verben) kommen wird; unterschiedliche Grade von (Ir-)Regularität werden sich in verschiedenen Gebrauchsfrequenzbereichen halten (z.B. Werner 1987).

Für die Inventarebene lässt sich damit festhalten, dass diachron zwar ein deutlicher Verlust starker Verben zu verzeichnen ist, dieser aber heute stagniert und dass die noch vorhandenen starken Verben, die meist fester Bestandteil des Grundwortschatzes sind, auf absehbare Zeit erhalten bleiben (vgl. z.B. auch Augst 1975).

2.2 Systemebene

Betrachtet man die Systemebene aus der diachronen Langzeitperspektive, so wird Ablaut, das Hauptkennzeichen starker Verben, eher systematisiert und integriert als abgebaut. Tabelle 2 gibt einen Überblick über die relevanten Prozesse, die im Folgenden schrittweise skizziert werden.

² Nach Augst (1975, S. 258) flektieren von 4000 Verbsimplizia im Lexikon 3811 (95,3%) schwach, 169 (4,2%) stark und 20 (0,5%) anderweitig irregulär (z.B. *haben*, *müssen*). Von den im Fließtext vorkommenden Verbformen sind dagegen durchschnittlich gleich viele stark und schwach (je 41%) und 18% irregulär.

Entwicklung des Ablauts	Illustration
IDE Ablaut ist Begleiterscheinung zu Akzentverhältnissen und Affixen	Inf. 1.Pl. Perfekt <i>*kélb-onom</i> <i>*ke-kélb-mé</i> Normalstufe Schwundstufe
GERM, AHD Vereinfachung und Systematisierung nach Stammauslaut (gut lernbar aber nicht auf jedes neue Verb anwendbar); Funktionalisierung: Tempus (Modus/ Numerus/Person) (Nebenmarker zu distinkten Suffixen)	7 Ablautreihen 1.Pl.Präs. 1.Pl. Prät. <i>helf-emēs</i> <i>hulf-um</i>
MHD Ablaut wird Hauptmarker (Nebensilbenreduktion)	<i>helf-en</i> <i>hulf-en</i>
FNHD Aufsplitterung der Ablautreihen (Lernbarkeit sinkt) Reduktion und Systematisierung der Ablautstufen: Tempusausdruck	7 > 40 Ablautmuster <i>helfen – half</i> <i>helfen</i> – <i>gehoffen</i>
(F)NHD frequenzgesteuerte Umschichtungen, Entstehung neuer Subregularitäten wie X- <i>o-o</i> Erhalt bei ausreichender Frequenz bzw. „Inseln der Verlässlichkeit“ (für starke Verben typischen phonologischen Strukturen)	A-B-A, A-B-C > A-B-B +++ Gebrauchsfrequenz --- Einzelverben Großgruppen z.B. Stamm auf -iNC

Tab. 2: Entwicklung des Ablauts starker Verben (Überblick)

Ablaut beginnt im Vor-Indoeuropäischen als phonetische Alternation, die durch Akzentunterschiede und andere kombinatorische Lautwandelprozesse verursacht ist (z.B. Mailhammer 2007a, S. 15–19 mit Lit.). Im Indoeuropäischen (Ide.), das man etwa um 4000 v. Chr. ansetzt, ist die Ablautalternation zwar verfestigt, aber noch immer eine bloße Begleiterscheinung zu Akzentverhältnissen und Affixen. Exemplarisch lässt sich das an dem Formenpaar Infinitiv **kélb-onom* ‚helfen‘ – 1.Pl.Perfekt **ke-kélb-mé* zeigen. Die lexikalische Wurzel ist *-kélb-*. Im Infinitiv liegt der Akzent auf der Wurzel, hier steht die Vollstufe *e*; im Perfekt, bei dem das Suffix betont ist, liegt die Wurzel in der Akzentsenke. Deshalb zeigt der Ablaut hier eine Schwundstufe. Der ide. Ablaut ist also in vielen Fällen durch seine Umgebung vorhersagbar.

Im Ide. gab es eine große Anzahl verschiedener Ablautmuster. Das ändert sich zum Germanischen (Germ.) hin: Hier wird Ablaut stark vereinfacht, systematisiert und funktionalisiert (siehe Tab. 3, Reihen I–V).

Stufen Funktionen		1 Inf., Präs., Konj. I	2 Prät.Ind. 1./3.Sg.	3 Prät.Ind. Pl., 2.Sg. Konj. II	4 Part. II
Reihen					
I-V ide. Vorläufer	I $-\dot{i}$	Normalstufe idg., germ. <i>e</i>	Abtönstufe ide. <i>o</i> > germ. <i>a</i>	Schwundstufe I+II: ide., germ. Null III: ide. Null > germ. <i>u</i>	
	II $-\ddot{u}$				
	III $-\text{N/L+C}$				
	IV $-\text{N/L}$			Dehnstufe ide. $\bar{e}$ > germ. $\bar{a}$	Normalstufe ide., germ. <i>e</i>
	V $-\text{C}$ ($\neq \text{N/L}$)				
VI (Germ.)	<i>a</i> C(C)	<i>a</i>	germ. $\bar{o}$ > ahd. <i>uo</i>		<i>a</i>
VII (Ahd.)	(< reduplizierende Verben)	<i>a, \bar{a}, ei;</i> <i>ou, \bar{o}, uo</i>	ahd. <i>ie</i>		<i>a, \bar{a}, ei;</i> <i>ou, \bar{o}, uo</i>

Tab. 3: Das altgermanische Ablautsystem (N=Nasal, L=Liquid, C=Konsonant, V=Vokal)

Die Vereinfachung besteht vor allem darin, dass von den vielen Mustern des Ide. im Wesentlichen nur dieses überlebt: *e—o—Null* (mit kleinen Abweichungen in Reihen IV und V). Ablaut emanzipiert sich dabei vom Akzent, der nun fest auf der Stammsilbe liegt. Systematisierung und Funktionalisierung zeigen sich daran, dass die Ablautstufen, also die Teile eines Musters, jetzt fest in die Anzeige verbaler Kategorien eingebunden werden.³ Dieses System ist relativ leicht lernbar: Es gibt nur wenige Alternanzmuster, die Zuordnung ist aufgrund der phonologischen Struktur des Stammes weitgehend vorhersagbar (vgl. z.B. Mailhammer 2007b). Indem der Ablaut diesem System gehorcht, ist er ab dem Germ. an der Markierung von Tempus beteiligt, alterniert aber auch für weitere Kategorien, nämlich Modus, Numerus und im Westgerm. sogar für Person (2.Ps.Sg.Prät.Ind.), vgl. die folgenden althochdeutschen Formen von ‚helfen‘ aus Ablautreihe III:

Stufe 1 (chem. Vollstufe, ide. <i>e</i>)	Stufe 2 (chem. Abtönung, ide. <i>o</i> > germ. <i>a</i>)	Stufe 3, 4 (chem. Schwundstufen, germ. Sprossvokal <i>u</i>)
<i>helfemēs</i> 1.Pl.Präs.Ind.	<i>half</i> 1./3.Sg.Prät.Ind.	<i>hulf-i</i> 2.Sg.Prät.Ind. <i>hulf-um</i> 1.Pl.Prät.Ind. <i>hulf-im</i> 1.Pl.Prät.Konj. <i>gi-holfan</i> Part. II (germ. <i>u</i> > <i>o</i> vor <i>a</i>)

³ Dabei wird das alte Aspektsystem des Ide. (+/– perfektiv) als Tempussystem uminterpretiert, alte Perfekt- werden zu neuen Präteritalformen (vgl. Ringe 2006, Kap. 3.3.1). Als mögliche Ursache für diese Reorganisation und Vereinfachung kommt früher Sprachkontakt in Betracht (Stedje 1987; Mailhammer 2007a), dessen genaue Konstellation aber zu weiten Teilen spekulativ bleiben muss.

Dabei zeigt sich aber auch, dass Ablaut noch immer nicht ganz selbstständig ist und im Vergleich zu den noch gut unterschiedenen Suffixen den Status eines Nebenmarkers hat (Wurzel 1996). Das ändert sich entscheidend zum Mittelhochdeutschen (Mhd.) hin:

Stufe 1	Stufe 2	Stufe 3, 4
<i>helf-en</i> 1.Pl.Präs.Ind.	<i>half</i> 1./3.Sg.Prät.Ind.	<i>hül-f-e</i> 2.Sg.Prät.Ind.
		<i>hul-f-en</i> 1.Pl.Prät.Ind.
		<i>hül-f-en</i> 1.Pl.Prät.Konj.
		<i>ge-holf-en</i> Part. II

Durch die Reduktion aller unbetonten vollen Vokale zu *e* [ə] verlieren die Suffixe an Distinktivität, und bei einigen Formen rückt dadurch der Ablaut zum Hauptmarker auf, der die Information alleine trägt, z.B. bei dem Paar *wir helfen* – *hulffen* (1.Pl. Präsens vs. Prät.). Aus der Perspektive des Systems wird der Ablaut damit keineswegs abgebaut, sondern gewinnt sogar diachron an Funktionalität.

Im Fnhd. setzen dann Prozesse ein, die den Ablaut auf der Ebene der verschiedenen Muster (Ablautreihen) verkomplizieren, auf der Ebene der Teile eines Musters (Ablautstufen) aber vereinfachen und systematisieren: Während das ursprüngliche System mit seinen max. sieben Ablautreihen und den typischen konsonantischen Strukturen der Wurzel noch leicht lernbar war, verkompliziert sich zum Nhd. die Lage. Aus sieben werden knapp 40 Ablautmuster.⁴ Schuld daran ist zum einen Lautwandel, der abhängig vom Kontext unterschiedlich greift: Die fnhd. Dehnung kurzer Vokale in offener Tonsilbe hat z.B. bei Verben mit stimmhaftem Dentalplosiv gewirkt (*meiden* – *m[i:]d* – *gem[i:]den*), bei stimmlosem aber nicht (*reiten* – *r[ɪ]tt* – *ger[ɪ]tten*). Das Verb *kommen* (< ahd. *queman*) hat sich gänzlich aus seiner Ablautreihe IV abgesetzt und sich zum Einzelgänger entwickelt, indem im Präsens der ehem. Labial im Anlaut *qu-* [kv] den folgenden Vokal *e* zu *o* irregulär gerundet hat. Aber auch morphologische Prozesse haben zu Abspaltungen geführt: Bei Verben der Ablautreihe III hat sich im Präteritum normalerweise der Sg.-Vokal *a* durchgesetzt: *ich half/sang* – *wir hulffen/sungen* → *half, halfen/sang, sangen*. Nur *werden* hat (wohl unter Einfluss der an Frequenz gewinnenden Konj.-Form *würde*) den Pluralvokal zu heutigem *wurde* generalisiert und *ward* im 19. Jahrhundert aufgegeben. Auf ähnliche Weise entstanden zahlreiche neue Ablautmuster, die die Lernbarkeit des Systems erschweren.

⁴ Vgl. die Übersicht der Duden-Grammatik (Duden 1998, S. 127), die im Folgenden die Basis für alle Mengenangaben zum Ablaut nhd. starker Verben bildet. Spätere Auflagen systematisieren die Alternanzmuster nicht mehr so kompakt.

Dieser Aufsplitterung auf der Ebene der Muster steht eine Vereinfachung der Stufen entgegen. Der an Numerus gekoppelte Ablaut im Präteritum wird ausgeglichen (so genannter präteritaler Numerausgleich), in den Dialekten südlich der Mainlinie gefolgt vom gänzlichen Verlust des Präteritums:

mhd.	<i>helfen</i>	<i>half</i>	<i>hulfen</i>	<i>geholffen</i>
fnhd.	<i>helfen</i>	<i>half, halfen</i>	- - -	<i>geholffen</i>
Dialekte etwa südl. der Mainlinie	<i>helfe</i>	- - - - -		<i>g(e)holfe</i>

Bei diesem Ausgleichprozess gewinnt im Deutschen teils der Sg-, teils der Pluralvokal, was zu unterschiedlich differenzierten Alternationstypen führt: ABB, ABC und ABA (Solms 1984; Hempen 1988; Nübling 1998).⁵

	Präs.	Prät.Sg.	Prät.Pl.	Part.Perf.	Alternationstyp
Reihe I:	<i>reiten</i>	<i>reit</i>	<i>ritten</i>	<i>geritten</i>	→ A-B-B (*A-A-B <i>reit</i> hätte Tempus nivelliert)
Reihe III:	<i>helfen</i>	<i>half</i>	<i>hulffen</i>	<i>geholffen</i>	→ A-B-C
Reihe V:	<i>geben</i>	<i>gab</i>	<i>gāben</i>	<i>gegeben</i>	→ A-B-A

Ein Hauptauslöser für diesen Vereinfachungsprozess, der sich vom 13. bis ins 18. Jahrhundert zieht und seine Hochphase im 16. Jahrhundert hat, ist die Frequenzzunahme des Perfekts auf Kosten des Präteritums, weil ersteres zunehmend den Funktionsbereich des Prät. übernimmt (Dentler 1998). Während vor 1400 in Texten noch das Präteritum dominiert (61% Prät. : 39% Part. II), ist um 1650 das Verhältnis zugunsten des Perfekts gekippt (25% Prät. : 75% Part. II) (Solms 1984, S. 311).

Man könnte den präteritalen Numerausgleich als Abbau von Distinktionen und damit als Verfallserscheinung werten. Aber auch hier verläuft die Vereinfachung nicht zufällig, sondern hat System. Es entsteht z.B. nie ein Muster AAB, das in Reihe I phonologisch möglich gewesen wäre, aber den Tempusausdruck gefährdet hätte (Enger 1994). Auch verläuft der Ausgleich auf interessante Weise gestaffelt (Tab. 4): Schon vor dem 15. Jahrhundert wird das Sonderflexiv der 2.Ps.Sg.Prät. ausgeglichen (*du hulfe* > *du halfst*), dann erst folgt Numerus im Prät. (*ich half* – *wir hulfen* > *halfen*), was zu einer eindeutigen Koppelung des Ablauts an Tempus führt.

⁵ Andere germanische Sprachen haben andere Präferenzen (vgl. z.B. Durrell 2001; Hempen 1988). Im Niederländischen führt der Numerausgleich z.B. zu sehr regulären Ablautmustern (80% ABB) mit hoher Mitgliederzahl, die auch schwache Verben aufgenommen haben (z.B. *zenden* – *zond* – *gezonden* ‚senden‘).

Prät.		MHD unsystematisch	FNHD 15. Jh. Numerus	(F)NHD 16.–19. Jh. Tempus
Sg.	1.	<i>half</i>	<i>half</i>	<i>half</i>
	2.	<i>hūlf-e > hūlf-est</i>	<i>half-est</i>	<i>half-(ē)st</i>
	3.	<i>half</i>	<i>half</i>	<i>half</i>
Pl.	1.	<i>hulf-en</i>	<i>hulf-en</i>	<i>half-en</i>
	2.	<i>hulf-et</i>	<i>hulf-et</i>	<i>half-(ē)t</i>
	3.	<i>hulf-en</i>	<i>hulf-en</i>	<i>half-en</i>

Tab. 4: Systematisierung des Ablauts zum Tempusausdruck

Diese Staffe­lung ge­horcht ei­ner Ge­ne­ra­li­sie­rung, die aus der Sprachtypo­lo­gie be­kannt ist, dem so ge­nannten Re­le­vanzprinzip (Bybee 1985; Nübling/Dammel 2004). Dieses Prin­zip be­sa­gt, dass In­for­ma­tio­nen, die das Verb stark in sei­ner Be­deu­tung be­ein­flus­sen, auch for­mal stär­ker mit dem Verb fusio­nieren sol­len. Das ist beim Ablautaus­gleich der Fall: Die In­for­ma­tio­nen, die „nur“ Kon­gruenzkate­go­rien sind und nicht das Verb di­rekt be­treffen (Per­son, Nu­me­rus), wer­den aus dem Stamm aus­ge­la­gert und heu­te über Af­fixe und Pro­no­men markiert. Da­durch kon­zen­triert sich Ablaut auf die für das Verb re­le­vante In­for­ma­tion Tempus.⁶

Nicht nur starke, auch schwache Verben wurden vereinfacht: Die ehemals knapp 200 Verben umfassende Mischklasse der Rückumlautverben, die durch einen Umlaut-Vokalwechsel und ein Dentialsuffix gekennzeichnet war (z.B. mhd. *keißen* – *keuste*), wird in der fnhd. Phase bis auf wenige Verben abgebaut (z.B. Dammers/Hoffmann/Solms 1988, §§ 160–164). Der Effekt ist eine klare Abgrenzung der beiden Großklassen stark und schwach, die weitere Übertritte hemmt, indem sie das Bewusstsein für zwei distinkte Klassen stärkt (Dammel 2010, S. 113–133).

Wenn starke Verben zur schwachen Flexion übertreten, geschieht auch das im Deutschen nicht willkürlich, sondern gestaffelt nach einer gerichteten Implikation (Abb. 3, verändert nach Bittner 1996; vgl. aber auch schon Adelung 1782, S. 819; für eine formale Modellierung siehe Clahsen et al. 2002). Die Schwächung starker Verben beginnt mit dem Abbau der Imperativhebung (*Milk!* > *Melk(e)!*), sofern diese vorhanden war. Es folgt die so genannte Wechselflexion zwischen 2./3.Ps.Sg. und dem übrigen Präsens *sie milkt* > *melkt*, dann schwanken die starken Präteritalformen im Indikativ und Konjunktiv *molke* > *melkte*. Am stabilsten ist im Deutschen das Part. II *gemolken*.

⁶ Selbst im Afrikaans, der germanischen Sprache mit der sprachkontaktbedingt stärksten Deflexion, verlief der Abbau geordnet nach Relevanz: Numerus und Person wurden lange vor Tempus aufgegeben (siehe Dammel 2010, S. 107 mit Lit.).

Imperativ <i>e > i</i>	Präsens Umlaut, <i>e > i</i>	starkes Prät., Ablaut, kein Dentialsuffix; Umlaut	starker Konj. II	Part. II Ablaut, -en	schwach
<i>Lies!</i> / (<i>Les(e)!</i>)	<i>liest</i>	<i>las</i>	<i>läse</i>	<i>gelesen</i>	
	<i>fällt</i>	<i>fiel</i>	<i>fiele</i>	<i>gefallen</i>	
		<i>band</i>	<i>bände</i>	<i>gebunden</i>	
<i>Milk</i>	<i>milkt</i>	(<i>molk</i>) / <i>melkte</i>	(<i>mölke</i>) / <i>melkte</i>	<i>gemolken</i>	
	<i>sitzt</i>	<i>sitz</i>	<i>sietze</i>	<i>gesalzen</i>	
<i>Bill</i>	<i>billt</i>	<i>ball</i>	<i>brülle</i>	<i>gebollt</i>	

Abb. 3: Hierarchie des Vergessens starker Formen (nach Bittner 1996)

Diese Hierarchie gilt zwar nicht ausnahmslos, ist aber eine starke Generalisierung, die sich schon für das Fnhd. und ältere Nhd. aus Textkorpora und Aussagen der Grammatiker erschließen lässt (Nowak i.Vorb.). Die Staffe­lung kann man so interpretieren, dass sich hier Stammalternation schrittweise aus den Kategorien Person und Modus zurückzieht und auf den Tempusausdruck konzentriert, an dem, zumindest in konzeptioneller Mündlichkeit, das Perfekt heute am stärksten beteiligt ist.

Die vorgestellte Skala deckt aber im Spannungsfeld starker und schwacher Verben noch nicht alles ab, was System hat. Es lassen sich auch innerhalb der starken Verben, also solange Vokalwechsel erhalten bleiben, unterschiedliche Grade der Reorganisation und Regularisierung beobachten. Die nhd. ca. 40 Alternanzmuster starker Verben sind nicht gleich stark differenziert: Manche unterscheiden Prät. und Part. II durch einen gesonderten Vokal (*helfen* – *half* – *geholfen* ABC, *fahren* – *fuhr* – *gefahren* ABA), andere nicht (*fliegen* – *flog* – *geflogen* ABB). Letztere stehen damit dem Typus der schwachen Verben (Dentialsuffix in Prät. und Part. II) näher. Einige Alternanzmuster, besonders des Typs ABB, haben viele Mitglieder, unter denen auch selten gebrauchte Verben sind, z.B. *ei* – *i* – *i* (*streiten*, *schreiten*) mit 23 Verben. Andere Muster sind nur durch ein Verb vertreten (z.B. *o* – *a* – *o* durch *kommen*) – meist ein sehr häufig gebrauchtes. Der Differenzierungsgrad von Alternanzmustern und deren Mitgliederstärke korrelieren also stark mit Gebrauchshäufigkeiten, siehe hierzu Abbildung 4.

Abbildung 4 zeigt links das Type-Token-Verhältnis für die drei abstrakten Distinktionstypen, rechts für ausgewählte konkrete Alternanzmuster: ABB hat viele Mitglieder mit durchschnittlich geringerer Gebrauchsfrequenz, während sich bei ABC und besonders ABA das Verhältnis umkehrt. In letzterem Typ konnten sich diachron fast nur hochfrequente Verben halten, die heute Kleingruppen oder Einzelalternanzen bilden (siehe e(:) – a(:) – e(:), *geben*, ganz rechts in Abb. 4). Hier besteht bei einem Rückgang der Präteritum-Verwendung keine Vokalalternanz mehr, wodurch der Weg zum schwachen Verb besonders kurz ist: *backen* – ~~*bnk*~~ > *backte* – *gebacken* (ABA, vgl. Solms 1984, S. 323).

Abb. 4: Type-Token-Verhältnis der verschiedenen Distinktionstypen (links) und ausgewählter Ablautmuster (rechts)⁷

Unter den Alternanzmustern des Typs ABB ist X-*o-o* mit seinem ausgewogenen Type-Token-Verhältnis besonders interessant. An der diachronen Entwicklung dieses Musters zeigt sich eindrücklich, dass der Ablaut auch im Nhd. kein Fossil ist. Diese vereinfachte Alternanz ist bis heute semi-produktiv, wie die folgenden Beispiele lektorierte Zeitungstexte mit *o-* statt *a-* Ablaut zeigen:

Er schwomm über 400 Meter Freistil zu Gold – und war unglücklich.
(FAZ, 11.12.2008)

Gisela Kaiser und ihre Freundinnen spinnen Schafswolle zu Garn.
(WAZ, 12.1.2009)

Sie [...] verweisen auf die Genfer Seerechtskonvention, die das Mittlinienprinzip für Grenzzwiste empfohl. (FR 1993)

Erst nach dem Rückstand besonn sich die Heimelf und erzielte durch einen Doppelschlag den Ausgleich. (Nürnberger Zeitung, 10.3.2008, S. 29)

Die Führung übt zu wenig Druck aus“, ronn es ihr dominahaft aus der Feder.
(TAZ 1991)

Es gibt allerdings auch Kritik an dem Projekt: Prozessor-Hersteller Intel etwa scholt den 100-Dollar-Laptop als „Gadget“, also ein technisches Spielzeug. (Hannoversche Allgemeine, 27.9.2007, S. 14)

Das Muster ist eine fnhd. Innovation; der Anteil von Verben mit *o* in Prät. und Part. II steigt in dieser Phase von lautgesetzlich 14% durch morphologische Generalisierung auf 28% der starken Verben (Dammers/Hoffmann/Solms 1988, S. 538). Das Kerngebiet der Innovation ist das (Ost-)Mittel-

⁷ Zahlen nach Nowak (i.Vorb.): Types beziehen sich auf die Mitgliederzahl eines Musters, Tokens auf die durchschnittliche Gebrauchsfrequenz (Simplizia) pro 1 Mio. Textwörter, Datenbasis: Leipziger Projekt Wortschatz (Stand 2011, ca. 217 Mio. Wörter).

deutsche, wo das Muster durch Lautwandel gestützt ist (mitteldt. Senkung $u > o$). Auf der Basis des Bonner Fnhd.-Korpus wurde das Phänomen von Solms (1984) an Texten untersucht. Nowak (2010 und i.Vorb.) erforscht X-*o-o* an einem diachronen Korpus von ca. 70 Grammatiken (16.–21. Jahrhundert), wobei sie auch den Vergleich zum Niederländischen und Luxemburgischen einbezieht, die ähnliche Übergeneralisierungen zeigen.

Bei X-*o-o* handelt es sich um keine gewöhnliche Ablautreihe, da der Infinitivvokal hier unspezifiziert ist (daher X-*o-o*). Wir haben es also nicht mit einer Ableitungsbeziehung, einer so genannten inputorientierten Generalisierung zu tun wie z.B. bei der Gruppe um *reiten* mit „wenn *ei* im Inf., dann *i* in Prät. und Part. II“ der Fall, sondern mit einer Wohlgeformtheitsbedingung für abgeleitete Formen (outputorientierte Generalisierung: Prät., Part. II *o*). Dennoch verhält sich das Muster wesentlich systematischer als etwa die traditionelle Ablautreihe VII, deren Mitglieder verschiedene Vokale in Präsens und Part. II aufweisen (*a, au, o, u*) und als einzige Gemeinsamkeit *i* im Prät. teilen. D.h., wenn man für das Nhd. überhaupt noch von Ablautreihen sprechen will, kann man wie Nowak (2010) X-*o-o* mit vollem Recht als „8. Ablautreihe“ aufnehmen.

Heute gibt es knapp 50 Verben mit *o-o* in Prät. und Part. II. Davon haben 20 das Muster sekundär durch morphologischen Ausgleich erworben. Im Fnhd. wurde X-*o-o* über den heutigen Stand hinaus auf weitere 29 Verben generalisiert (Nowak 2010, S. 435), auch die oben an Zeitungsbelegen illustrierten Schwankungen lassen sich bereits im Fnhd. belegen. Die Verben in Tabelle 5 gehören entweder heute noch zu X-*o-o* (unterstrichen) oder haben vorübergehend zu diesem Muster tendiert.

hist. Ablautreihe	Mitglieder der „8. Ablautreihe“
IIIa i- α /u-o ⁸	<u>glimmen</u> , <u>klimmen</u> ; fnhd. Variation: <i>beginnen</i> , <i>gewinnen</i> , bis heute Variation: <i>rinnen</i> , <i>schwimmen</i> , <i>spinnen</i> , <i>besinnen</i>
IIIb e- α /u-o	<u>melken</u> , <u>quellen</u> , (<u>er</u>) <u>schallen</u> , <u>schmelzen</u> , <u>schwellen</u> ; fnhd. Variation: <i>gellen</i> , <i>helfen</i> , <i>bergen</i> , <i>sterben</i> , <i>verderben</i> , <i>werben</i> , <i>werden</i> , <i>werfen</i> ; bis heute Variation: <i>schelten</i> , <i>bersten</i> ; heute schwach: <i>bell</i> , (<i>ver</i> -) <i>wirren</i> , <i>gellen</i>
IV e- α / $\hat{a}$ -o	<u>dreschen</u> , <u>fechten</u> , <u>flechten</u> , (<u>er</u>) <u>löschen</u> , <u>scheren</u> ; fnhd. Variation: <i>brechen</i> , <i>gebären</i> , <i>nehmen</i> , <i>schrecken</i> , <i>stechen</i> , <i>stehlen</i> , <i>treffen</i> ; heute Variation: <i>be-/empfehlen</i> ; heute schwach: <i>rächen</i> , <i>schwüren</i> , <i>verbehlen</i>
V e- α / $\hat{a}$ =e	<u>gären</u> , <u>weben</u> , heute schwach: <i>pflegen</i> , <i>bewegen</i> , <i>wägen</i>
VI V-u=V	<u>heben</u> , <u>schwören</u>
VII V- ic =V	Fnhd. Variation: <i>laufen</i>

Tab. 5: Gegenwärtige und ehemalige Mitglieder der „8. Ablautreihe“ (nach Nowak 2010, i.Vorb.)

⁸ Mit Senkung $u > o$ vor Doppelnasal, sonst gilt bei Reihe IIIa u im Part. II. Normalerweise wären die links angegebenen Alternanzmuster (Inf. – Prät.Sg/Pl. – Part. II) zu erwarten; die durchgestrichenen Vokale wurden durch *o* verdrängt.

Hier fällt zum einen auf, dass für viele der Verben die Annahme von *o* eine Zwischenstation zum schwachen Verb war, etwa für *bell*en und derzeit *melk*en, worauf Grimm im eingangs angeführten Zitat anspielt (Unterstreichung AD): „fühlt man aber nicht, dasz es schöner und deutscher klinge zu sagen buk wob boll (früher noch besser wab ball) als backte webte bellte, und dasz zu jener form die participia gebacken gewoben gebollen stimmen?“ Für andere Verben erweist sich X-*o*-*o* dagegen als stabile Auffangklasse, z.B. für *schmelzen*, *scheren* oder *quellen*, das Popowitsch (1754, S. 348) hier in seinem Schwankungsstadium aufgreift:

Quellen, du quillst, es quillt; es quall (Böd. Steinb. Smothh. [sic]), *es quälle* [...]; *es ist gequollen, quill*. So gehet auch *verquellen*, z.B. *die Thür ist verquollen*. Frisch und Hr. Gottsched schreiben *quoll*, anstatt *quall*.

Zum anderen fällt auf, dass die meisten Verben nicht zum zentralen Wortschatz gehören, dass es sich um wenig frequente bzw. an Frequenz einbüßende Verben handelt (Zahlen dazu in Nowak 2010 und i.Vorb.). Die Generalisierung über den nhd. Stand hinaus (z.B. auf *befehlen*, *stehlen*, *sinnen*, *werben*) klingt in Texten bereits im 17. Jahrhundert wieder ab, in Grammatiken erreicht sie erst im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt (Nowak i.Vorb.). Hier bestätigt sich erneut, dass Kodifizierer auf Sprachwandel reagieren, ihn aber nur in Ausnahmefällen bedingen.

Wie muss man sich nun die Generalisierung von X-*o*-*o* vorstellen? Der Vokal *o* hatte mit der mitgliederstarken Ablautreihe II bereits eine solide Basis im Ablautsystem. Im Part. II war er zusätzlich in weiteren Reihen (III und IV) vertreten, siehe Tabelle 6:

AL-Reihe	Inf., Präs.	Prät.Sg.	Prät.Pl.	Part. II	Distinktionstyp
I	<i>rîten</i>	<i>reit</i>	<i>riten</i>	<i>geritten</i>	
II	<i>bieten</i>	<i>bôt</i>	<i>buten</i>	<i>geboten</i>	ABB
	<i>fliegen</i>	<i>flouc</i>	<i>flugen</i>	<i>geflogen</i>	
III	<i>finden</i>	<i>fant</i>	<i>funden</i>	<i>gefunden</i>	ABC
	<i>helfen</i>	<i>half</i>	<i>hulfen</i>	<i>gebolfen</i>	
IV	<i>nemen</i>	<i>nam</i>	<i>nâmen</i>	<i>genomen</i>	
V	<i>geben</i>	<i>gâp</i>	<i>gâben</i>	<i>gegeben</i>	
VI	<i>graben</i>	<i>gruop</i>	<i>gruoben</i>	<i>gegraben</i>	ABA
VII	<i>slâfen</i>	<i>slief</i>	<i>sliefen</i>	<i>geslâfen</i>	

Tab. 6: Basis von X-*o*-*o* im Ablautsystem des Mittelhochdeutschen

Nun nahm, wie bereits beim präteritalen Numerusausgleich angesprochen, in der fnhd. Phase die Frequenz des Perfekts auf Kosten des Präteritums zu. Man kann davon ausgehen, dass dadurch die Partizipien im mentalen Lexikon der Sprecher/innen besser verankert waren als die Präteritalformen (vgl. Solms 1984, S. 319). Bei Verben, die an Gebrauchsfrequenz einbüßten und die eine lautgesetzliche Basis für *o* im eigenen Paradigma hatten, konnte sich dieses *o* vom Part. II auf das Prät. ausbreiten (intraparadigmatische Generalisierung, z.B. bei *melken*). Bei frequenteren Verben wird das Prät. zu gut memoriert (*helfen*), hier greift nur der präteritale Numerusausgleich:

Ablautreihe IIIb: *helfen* *half(en) – ~~hulfen~~* *geholfen*
melken *~~malk – mulken~~* *molk(en) ← gemolken*

Spektakulärer ist die Entwicklung bei Verben, die im eigenen Paradigma überhaupt keine Basis für *o* haben, z.B. *weben*, das sich normalerweise wie *geben* verhalten sollte.

Ablautreihe V: *geben* *~~gāp~~ – gāben* *gegeben*
weben *~~wāp~~ – wāben* *geweben* *gewoben*

$\uparrow$ $\leftarrow \leftarrow$ $\uparrow$
 (0) 0

Hier muss der Vokal *o* über eine interparadigmatische Generalisierung ins Paradigma gelangt sein, d.h. die Sprecher/innen haben das Alternanzen übergreifende Muster X-*o-o* erkannt und produktiv angewendet. Dabei lässt sich für das Fnhd. eine Staffelung der Annahme von *o* beobachten. Wenn noch nicht vorhanden, tritt es zuerst im Part. II auf, dann erst im Präteritum, dort zuerst im Plural, dann im Singular (Ebert et al. 1993, S. 273; Nowak 2010, S. 433). Das spricht für ein Ineinandergreifen von zuerst inter- und dann intraparadigmatischer Generalisierung, wie bei *wēben* durch die Pfeile angedeutet.

Im Konjunktiv II (Konj. II) entwickeln sich auf der Basis des neuen Präteritalvokals *o* Formen mit *ö*, und zwar auch bei Verben, bei denen sich später wieder *a* im Prät. durchgesetzt hat, die also nur vorübergehend zu X-*o-o* tendierten. Bei diesen Verben erreichen die *ö*-Konjunktive in Grammatiken ihre Hochphase erst mit dem Abklingen der indikativischen *o*-Formen ab dem 18. Jahrhundert (Nowak i.Vorb.), also dann, als im Indikativ wieder *a* gilt. Sie zeigen – oft bis heute – Variation im Konj. II, weil sich einerseits der alte Konjunktivvokal *ö* gehalten hat, zusätzlich aber ein neuer Konjunktiv mit *ä* zum neuen Präteritalstamm auf *a* gebildet wurde:

	alt		neu
<i>begann –</i>	<i>begönne</i>	oder	<i>begänne?</i>
<i>gewann –</i>	<i>gewönne</i>	oder	<i>gewänne?</i>

Bei einer Präferenz der *ö*-Formen setzt sich eine Strategie morphologischer Kontrasterhöhung durch (vgl. Lotze/Gallmann 2009), da *ö*-Formen bei Präsensvokal *e* distinktiver sind, z.B. *steble* – *stäble* aber *stöhle*. Sprachkritiker wie Wustmann (1896, S. 59) propagieren den Erhalt der *ö*-Formen allerdings weniger mit Systembezug als mit dem bereits angesprochenen Topos konservativ = hochwertig:

Bei einigen Verben, wie bei *beginnen*, hat der Streit zwischen *ä* und *ü* im Anschluss an das *o* des Partizips (*begonnen*) *ö* in Aufnahme gebracht. Auch hier verdienen diese Formen mit *ö* (*beföhle*, *begönne*, *besönne*, *empföhle*, *gewönne*, *gölte*, *rönne*, *schölte*, *schwömmen*, *spönne*), da sie den Formen mit umgewandeltem Pluralvokal entsprechen, den Vorzug vor denen mit *ä*.

Nowak (i.Vorb.) zeigt, dass sich Konj. II mit *ö* als Varianten zu *ä* bis in heutige Grammatiken halten, wobei *ä* zunehmend als Leitvariante ausgezeichnet wird. Dies lässt sich als Optimierung der Morphemkonstanz zwischen Prät. Ind. und Konj. II auf Kosten der Modus-Distinktivität interpretieren: *steble* – *stabl* – *stöhle* > *steble* – *stabl* – *stäble*. Dass sich die Variation hier so lange hält, erklärt sich also auch aus dem Konflikt der beiden lokalen Optimierungen Distinktivität vs. Morphemkonstanz (siehe auch Eisenberg 1997).

Warum wurde nun gerade das Muster X-*o*-*o* über starke Subklassen hinweg generalisiert? Wir haben gesehen, dass *o* eine breite Ausgangsbasis im Ablautsystem hatte und dass dort, wo bereits *o* im Part. II galt, die Generalisierung ins Prät. häufiger eintrat. Für das mitteldt. Sprachgebiet kommt als phonologischer Faktor die Senkung *u* > *o* begünstigend hinzu (vor Nasal [dialektal auch Liquid], z.B. mhd. *sunne* > nhd. *Sonne*), die bei Verben der Reihe III und IV auch im Prät.Pl. zu *o*-Formen führen konnte (Ebert et al. 1993, Kap. III.6.7). Begünstigend wirkt auch die Signalstärke des Vokals *o* im Ablautsystem: *o* kommt kaum als Präsens- und Infinitivvokal vor und ist damit ein besonders eindeutiger Marker für Prät. und Part. II (Nowak i.Vorb.; zur nicht zufälligen Verteilung von Vokalqualitäten im nhd. Ablautsystem vgl. auch Wiese 2008). Als wichtiger gebrauchsbefördernder Faktor, aus dem sich auf den Grad an Verankerung im mentalen Lexikon schließen lässt, hat sich eine niedrige bzw. abnehmende Frequenz der betroffenen Verben erwiesen (Hempen 1988, S. 317). Deutlich wird das daran, dass sich Verben unterschiedlicher Frequenzbereiche bei gleicher phonologischer Struktur divergent verhalten: Während minderfrequentes *glimmen* schon seit dem Fnhd. *o*-Formen aufweist, schwanken wir heute noch bei *spinnen* (*spann/sponn*) und würden bei höherfrequenten Verben wie *beginnen* und *gewinnen* nicht auf die Idee kommen, **sie gewonn* oder **begonn* zu bilden. Hier sind die Präteritalformen zu gut durch häufigen Gebrauch verankert. Das zeigt eindrucksvoll, dass es sich um morphologischen Ausgleich handelt, nicht um phonologischen Wandel (siehe Nowak 2010, S. 436; i.Vorb. für diachrone Frequenzangaben).

X-*o-o* ist also eine teilregularisierte Auffangklasse für „schwächelnde“ starke Verben, die eine Zwischenstufe im Übergang zur schwachen Flexion bilden kann (z.B. *bellēn*, *melken*), seit der fnhd. Phase aber auch 20 Verben dauerhaft in der starken Flexion stabilisiert. Zweifelsfälle wie *spinnen* und *schwimmen* zeigen, dass die „8. Ablautreihe“ noch heute produktiv ist. Auch sprachspielerisch, etwa in der Lyrikabteilung der „Gesellschaft zur Stärkung der Verben“, wird besonders das X-*o-o*-Muster übergeneralisiert:

Ein Schwachverbenstärker aus Labenz/ **stork** Verben von morgens bis abends.

Auch Nomen er **stork**, wobei er **bemork**/ die Einspar so manchen Buchstabens.
(http://verben.texttheater.net/Drei_Limericks; 2.7.2013)

X-*o-o* ist ein Pfad der Regularisierung konkreter Vokalalternanzen, den man in den abstrakten Regularisierungspfad aus Abbildung 3 einbetten kann. Wichtigste Bedingung ist geringe/fallende Tokenfrequenz, die zu schlechter Verankerung der Prät.-Formen und deren Neubildung auf Basis des eigenen Part. II oder anderer Verben mit X-*o-o* führt.

3. Fazit

Insgesamt zeigen die hier dargestellten Entwicklungen, dass der Umbau von Ablautmustern prinzipiengesteuert ist: Starke Verben sind keine morphologischen Fossilien, sondern werden bis heute reorganisiert und unterliegen Subregularitäten wie X-*o-o*. Aus der Langzeitperspektive des Systems stirbt Ablaut nicht (nur) aus, sondern er kommt im System an: Er beginnt als Stammalternation in der Phonetik (Voride.), wird dann phonologisiert (Ide.) und übernimmt allmählich grammatische Aufgaben (Germ.), ähnlich wie später auch der Umlaut. Das Deutsche erhält im Vergleich germanischer Sprachen eine hohe Anzahl starker Verben – trotz ihrer komplexen Bildungsweise. Umschichtungen innerhalb des Ablautsystems führen zu einer frequenzbasierten Verteilung: Häufiger Gebrauch begünstigt Erhalt, Irregularisierung und Vereinzelung, verminderter Gebrauch den Anschluss an vereinfachte Ablautmuster in Großgruppen (X-*o-o*) oder den vollen Übergang in die schwache Flexion. Tokenfrequenz ist aber nicht alles: Die Zugehörigkeit zu mitgliederstarken Gruppen mit charakteristischen phonologischen Strukturen wie *i* + Nasal + Konsonsonant (*singen*), besonders wenn diese bei schwachen Verben selten sind („Inseln der Verlässlichkeit“, vgl. Mailhammer 2007b), kann auch minderfrequente Mitglieder stark halten. J. Grimm hat in seinem eingangs zitierten Plädoyer also – auch – recht: Ablaut ist im Deutschen heute noch aktiver als man auf den ersten Blick vermutet.

Mit diachroner Tiefe zeigt sich: Phänomene, die als rezente Anzeichen von Sprachverfall gehandelt werden, sind Teil sehr systematischer und sich über einen langen Zeitraum erstreckender Umbauprozesse. Ihnen liegen

systemlinguistische, kognitive und frequenzielle Bedürfnisse der Sprecher/innen zugrunde, auf die Kodifizierer und Sprachkritiker nur geringen Einfluss haben. Diese Perspektive auch für Laien zu öffnen, wäre eine lohnende Aufgabe für die historische Linguistik.

Literatur

- Adelung, Johann Chr. (1782): Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache. Bd. 1. Leipzig.
- Augst, Gerhard (1975): Wie stark sind die starken Verben? Überlegungen zur Subklassifikation der nhd. Verben. In: Augst, Gerhard: Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 25). Tübingen, S. 231–281.
- Best, Karl-Heinz (2003): Spracherwerb, Sprachwandel und Wortschatzwachstum in Texten. Zur Reichweite des Piotrowski-Gesetzes. In: Glottometrics 6, S. 9–34.
- Bittner, Andreas (1996): Starke ‚schwache‘ Verben und schwache ‚starke‘ Verben. Deutsche Verbflexion und Natürlichkeit. (= Studien zur deutschen Grammatik 51). Tübingen.
- Bybee, Joan L. (1985): Morphology. A study on the relation between meaning and form. (= Typological Studies in Language 9). Amsterdam/Philadelphia.
- Clahsen, Harald et al. (2002): Strong stems in the German mental lexicon: Evidence from child language acquisition and adult processing. In: Kaufmann, Ingrid/Stiebels, Barbara (Hg.): More than words: A festschrift for Dieter Wunderlich. (= Studia grammatica 53). Berlin, S. 91–112.
- Corr, Andreas (2013): Über die konservative Traditionslinie populärer Sprach- und Stilratgeber. In: Sprachreport 1–2, S. 13–18.
- Dammel, Antje (2010): Konjugationsklassenwandel. Prinzipien des Ab-, Um- und Ausbaus verbalflexivischer Allomorphie in germanischen Sprachen. (= Studia Linguistica Germanica 103). Berlin/New York.
- Dammers, Ulf/Hoffmann, Walter/Solms, Hans-Joachim (1988): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Bd. 4: Flexion der starken und schwachen Verben. Heidelberg.
- Dentler, Sigrid (1998): Gab es den Präteritumschwund? In: Askedal, John Ole (Hg.): Historische germanische und deutsche Syntax. (= Osloer Beiträge zur Germanistik 21). Frankfurt a.M., S. 133–147.
- Duden (1998): Der Duden. Bd. 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6., neu bearb. Aufl. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- Durrell, Martin (2001): Strong verb Ablaut in the West Germanic languages. In: Watts, Sheila/West, Jonathan/Solms, Hans-Joachim (Hg.): Zur Verbmorphologie germanischer Sprachen. (= Linguistische Arbeiten 446). Tübingen, S. 5–18.
- Ebert, Robert Peter et al. (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte: A, Hauptreihe 12). Tübingen.

- Eisenberg, Peter (1997): Konjunktiv als Flexionskategorie im heutigen Deutsch. In: Debus, Friedhelm/Leirbukt, Oddleif (Hg.): Aspekte der Modalität im Deutschen. (= Germanistische Linguistik 136). Hildesheim u.a., S. 37–56.
- Enger, Hans-Olav (1994): A possible constraint on non-affixal inflection. In: *Lingua* 114, S. 59–75.
- Faust, Manfred (1980): Morphologische Regularisierung in Sprachwandel und Spracherwerb. In: *Folia Linguistica* XIV, 3–4, S. 387–411.
- Grimm, Jacob ([1847] 1864): Über das Pedantische in der deutschen Sprache. In: Grimm, Jacob: *Kleinere Schriften*. 1. Bd. Berlin, S. 327–373.
- Gueintz, Christian (1978 [1641]): *Deutscher Sprachlehre Entwurf*. Hildesheim. [Nachdruck d. Ausg. Köthen 1641.]
- Hempen, Ute (1988): Die starken Verben im Deutschen und Niederländischen. *Diachrone Morphologie*. (= Linguistische Arbeiten 214). Tübingen.
- Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: Konopka/Strecker (Hg.), S. 117–140.
- Klein, Wolf-Peter (2011): Sprachliche Zweifelsfälle im Frühneuhochdeutschen. Alte und neue Perspektiven ihrer Erforschung. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hg.): *Frühneuhochdeutsch. Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung*. (= Germanistische Linguistik 213/215). Hildesheim u.a., S. 275–316.
- Konopka, Manfred/Strecker, Bruno (Hg.) (2009): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York.
- Lotze, Stefan/Gallmann, Peter (2009): Norm und Variation beim Konjunktiv II. In: Konopka/Strecker (Hg.), S. 222–239.
- Mailhammer, Robert (2007a): The Germanic strong verbs. Foundations and development of a new system. (= *Trends in Linguistics. Studies and Monographs* 183). Berlin/New York.
- Mailhammer, Robert (2007b): Islands of resilience: The history of the German strong verbs from a systemic point of view. In: *Morphology* 17, S. 77–108.
- Nowak, Jessica (2010): Im Spannungsfeld zwischen starken und schwachen Verben. Die Entstehung der „8. Ablautreihe“ im Deutschen, Niederländischen und Luxemburgischen. In: Dammel, Antje/Kürschner, Sebastian/Nübling, Damaris (Hg.): *Kontrastive germanistische Linguistik*. Bd. 2. (= Germanistische Linguistik 206–209). Hildesheim u.a., S. 429–472.
- Nowak, Jessica (i.Vorb.): Zur Legitimation einer 8. Ablautreihe – Eine kontrastive Analyse zu ihrer Entstehung im Deutschen, Niederländischen und Luxemburgischen. Diss. Univ. Mainz.
- Nübling, Damaris (1998): *Wie die Alten sangen ... Zur Rolle von Frequenz und Allomorphie beim präteritalen Numerusausgleich im Frühneuhochdeutschen*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 17 (1998), S. 185–203.

- Nübling, Damaris/Dammel, Antje (2004): Relevanzgesteuerter morphologischer Umbau im Frühneuhochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 126, S. 177–207.
- Popowitsch, Johann Siegmund Valentin (1754): Die nothwendigsten Anfangsgrunde der deutschen Sprachkunst zum Gebrauche der oesterreichischen Schulen. Wienn.
- Ringe, Donald (2006): A linguistic history of English. Bd. 1: From Proto-Indo-European to Proto-Germanic. Oxford.
- Schneider, Wolf (2009): Gewönne doch der Konjunktiv! Sprachwitz in 66 Lektionen. Reinbek b. Hamburg.
- Solms, Hans-Joachim (1984): Die morphologischen Veränderungen der Stammvokale der starken Verben im Frühneuhochdeutschen. Untersucht an Texten des 14.–18. Jahrhunderts. Bonn.
- Stedje, Astrid (1987): Warum nur im Germanischen? Altes und Neues zum Ablaut der starken Verben. In: Studier i modern språkvetenskap, Ny serie 7, S. 96–113.
- Wegera, Klaus-Peter/Waldenberger, Sandra (2012): Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen. (= Grundlagen der Germanistik 52). Berlin.
- Werner, Otmar (1987): The aim of morphological change is a good mixture – not a uniform language type. In: Giacalone Ramat, Anna/Carruba, Onofrio/Bernini, Giuliano (Hg.): Papers from the 7th international Conference of Historical Linguistics. (= Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science: Series IV. Current Issues in Linguistic Theory 48). Amsterdam/Philadelphia, S. 591–616.
- Wiese, Bernd (2008): Form and function of Verbal Ablaut in Contemporary Standard German. In: Sackmann, Robin (Hg.): Explorations in Integrational Linguistics: Four essays on German, French, and Guarani. Amsterdam, S. 97–152.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1996): Morphologischer Strukturwandel. Typologische Entwicklungen im Deutschen. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1995). Berlin/New York, S. 492–525.
- Wustmann, Gustav (1896): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. 2., verb. u. verm. Ausg. Leipzig.
- Zuraw, Kie (2003): Probability in language change. In: Bod, Rens/Hay, Jennifer/Jannedy, Stefanie (Hg.): Probabilistic Linguistics. Cambridge, MA u.a., S. 139–176.

Der Fall der Fälle

Entwicklungen in der nominalen Morphologie

Abstract

In diesem Beitrag wird an einigen Beispielen aus der nominalen Morphologie bzw. der Morphosyntax der deutschen Substantivgruppe gezeigt, wie sich in den Veränderungen in diesem Bereich, die sich über das 20. Jahrhundert hin beobachten lassen, Fragen eines langfristigen Systemwandels mit Regularitäten des Sprachgebrauchs überlagern. Im Mittelpunkt soll die Frage der Markierung der Kasus – insbesondere in den allgemein als „kritisch“ angesehenen Fällen von Genitiv und Dativ – stehen. Wenn man die Daten dazu betrachtet, sieht man, dass in den meisten Fällen schon zum Anfang des 20. Jahrhunderts eine weitgehende Anpassung an die Regularitäten der Monoflexion erfolgt war, auch, dass dieser Prozess über das Jahrhundert hin fortschreitet. Bemerkenswert ist, dass insgesamt die als „alt“ angesehenen Fälle in den untersuchten Korpora geschriebener Sprache (sehr) selten auftauchen, dass aber in zunehmendem Ausmaß die daraus folgende Markiertheit in der einen oder anderen Weise funktional genutzt wird. Einen Fall eigener Art stellt in diesem Zusammenhang der Genitiv dar, der sich bei den starken Maskulina und Neutra bekanntlich dem Trend zur „Einmalmarkierung“ der Kasus an den flektierten, das Substantiv begleitenden Elementen widersetzt. Das führt zu der bekannten Orientierung dieser Formen auf die Nicht-Objekt-Verwendungen und auch zu einem auffälligen Maß an Variation in der Nutzung der entsprechenden Flexionsformen.

1. Veränderungen in Wortschatz und Grammatik

1.1 Allgemeines

Sprache verändert sich. Das allein sagt noch nicht viel. Die Frage ist ja, ob das Folgen für die deutsche Sprache und uns, ihre Sprecher und Schreiber, hat, die über das hinausgehen, dass wir uns allmählich an veränderte Regularitäten anpassen. Dabei wissen wir ohne einen genaueren Blick noch gar nicht, welchen Status eigentlich die beobachteten Veränderungen haben. Sind es Gebräuche, die in irgendeiner Weise schon vorhanden waren, jetzt aber ihren Anwendungsbereich verändert haben – oder zumindest dabei sind, ihren Anwendungsbereich zu verändern? Oder sehen wir das Ergebnis eines Wandels der Regeln und Konstruktionsweisen, die unsere Sprache grundsätzlicher prägen? Je nachdem, wie das ist, wird man sich zu diesen Veränderungen positionieren – und auch diese Positionierung wird grundsätzlich oder weniger grundsätzlich ausfallen. Natürlich kann man sich fragen, welchen Grad an Wandel wir bei einer festgefügt, schriftlich fixierten und

im mündlichen Gebrauch gefestigten Sprache wie dem Deutschen eigentlich erwarten und infolgedessen als „normal“ empfinden sollten. Dabei wird sich niemand wundern, dass es im Wortschatz einer Sprache Veränderungen gibt, vielmehr wird mit dieser Veränderung gerne geworben: Die gängigen Wörterbücher werben, wenn sie neu erscheinen, damit, wie viel neue Wörter in der Neuauflage gegenüber der alten aufgenommen worden seien, und dann und wann – wenn auch seltener – wird darauf hingewiesen, welche veralteten Wörter andererseits der Würde der Wörterbücher verlustig gegangen seien und nicht mehr verzeichnet würden. Die Neueinträge, die der Rechtschreibduden des Jahres 2013 verzeichnet, gehen von der *Arabellion* über den *Leergutautomaten* zum *Zockerpapier*. Die Streichungen betreffen Wörter wie *Autocoat*, *Moskowitzertum* oder *Werdarufser*. Ganz offenkundig sind es im einen wie im anderen Fall Wörter, die für bestimmte aktuelle bzw. veraltete Diskurstypen stehen, formal gibt es keinen großen Hinweis auf veraltende und neue Wortbildungstypen und auch Entlehntes bzw. Bildungssprachliches gibt es hier wie dort. So steht neben der als veraltet angesehenen *Suszeptibilität* das neue *Gentrifizieren*. Wird die Sprache durch solche Verschiebungen nun reicher oder ärmer? Wenn man genau nachsieht, auf jeden Fall reicher, der Wortschatz hat zugenommen. Und auch wenn ein Teil des Aufwuchses durch Entlehnungen gedeckt wird, damit kommt die deutsche Sprache systematisch eigentlich ganz gut zurecht.

Schwerer scheinen Veränderungen der grammatischen Strukturen zu wiegen: Sie sind ja nicht so einfach abhängig von äußeren Erscheinungen, wie wir sie bei den Veränderungen im Wortschatz sehen und in vielen Fällen auch akzeptieren, ohne zu sehr darüber nachzudenken. Warum sollte sich hier überhaupt etwas ändern? Nun ist jedem, der sich mit der typologischen Stellung des Deutschen und der Entwicklung seiner grammatischen Möglichkeiten durch seine Sprachgeschichte beschäftigt hat, klar, dass sich hier mit dem Neuhochdeutschen eine grundsätzliche Schwerpunktverlagerung im engeren Kern der Grammatik, dem morphosyntaktischen System ergeben hat. Das ist wohlbekannt und gut beschrieben: Was man so generell als eine Ausweitung der grammatischen Strukturen in analytische Optionen hinein beschreibt, ist Teil einer Verschiebung, infolge derer die ehemals zentrale Stammflexion, die durch den Gebrauch selbständiger Junktoren ergänzt wurde, zu einer markierten Option wurde. Den unmarkierten Platz nehmen nun Systeme der Endungsflexion mit einem funktionalen Übergang zu grammatikalisierten Junktoren ein. Man wird auf einer abstrakten Ebene vermuten, dass es diese Prozesse sind, die im Wesentlichen zu den beobachteten Veränderungen führen. Man muss überprüfen, wo sich welche Art von Variation in diesem Bereich findet. Und man muss dann sehen, in welche Richtungen die Veränderungen weisen, die man dokumentieren kann.

1.2 Nominale Flexion

Im Folgenden soll an Beispielen aus der nominalen Flexion genau diesen Fragen gefolgt werden. Anschließend kann man versuchen, etwas zu der Frage zu sagen, was hier ein Gewinn und was ein Verlust ist.

Die Flexion deutscher Substantive ist durch eine eigenständige Nutzung der Möglichkeiten der Endungsflexion gekennzeichnet. Die Eigenständigkeit gegenüber den mehr oder weniger auf Flexion gestützten Systemen der Nachbarsprachen lässt sich an drei Punkten festmachen. Der zentrale Punkt ist wohl, dass es sich um eine Wortgruppenflexion handelt, flektiert werden Substantivgruppen. Die flexivische Information ist zum zweiten über alle flektierbaren Elemente links vom Substantiv (und einschließlich des Substantivs) verteilt. Zum dritten wirkt über diesen Raum der Flexion hin in zweierlei Hinsicht das Ökonomieprinzip. Die eine Instanz dieses Prinzips wird heutzutage zumeist unter dem Begriff der Monoflexion geführt, sein anderer Teil besteht in der Nutzung eines möglichst reduzierten Inventars an Flexiven.

Die Feminina und die, was die Flexion angeht, verwandten Pluralformen kommen mit drei morphologischen Formen für die Kasus- (und Genus-) Markierung aus, den Elementen {-e}, {-er} und {-en}; dazu passt, dass der unmarkierte Plural für Substantive, die im Singular als Feminina markiert sind, ebenfalls mit {-en} gebildet wird. Der hier praktizierte Minimalismus und die Verteilung der Informationen auch auf andere Bestandteile als das Substantiv selbst führen zu einigen Stellen, an denen das System unterdifferenziert ist. Zum einen fallen bei Feminina und bei den Pluralformen Nominativ und Akkusativ zusammen – was übrigens auch noch für die Neutra gilt –, zum anderen aber bei den Feminina auch der Genitiv und der Dativ. Da der Dativ vor allem als zweites (zumeist persönliches) indirektes Objekt und auch mit seinen freien adverbialen Verwendungen in der Satzgrammatik einen zentralen Platz einnimmt, ist das ein Problem vor allem für den Genitiv. Dessen Besonderheit zeigt sich auch in anderer Weise: Er ist zumindest bei Feminina und Plural der einzige der Kasus, der ohne Begleiter (d.h. im Singular: bei Massennomina) nur mittels einer Fügung mit der Präposition *von* realisiert werden kann. Das betrifft übrigens auch andere „alte“ Genitivfunktionen, z.B. einen partitiven Objektsbezug (*er trank von der Milch* vs. *die Milch*). Dieser grundlegende partitiv-ablativische Charakter ist ja etwas, was den Genitiv insgesamt gegenüber den anderen Kasus kennzeichnet. Hier befinden wir uns dann genau am Übergang von dem endungsflexivischen zu einem analytisch junktionalen System – in gewisser Weise ist das ja analog zu den Verhältnissen in der gesamten Substantivgruppe, die durch eine Interaktion zwischen diesen Kodierungstypen gekennzeichnet ist. Solche Übergangsfälle stehen, wenn die Wahl der Form nicht strukturell erzwungen ist – und damit Variation möglich –, dann auch stilistischer oder aussagestruktureller Variation offen (*Er aß die Suppe/von der Suppe; die Hälfte der*

Suppe/von der Suppe; von der Suppe die Hälfte). Da die Präposition *von*, wie manche der alten einfachen (*mit, zu*), den Dativ regiert, könnte es scheinen, als wäre tatsächlich der Dativ dem Genitiv sein Tod.

Was wir bisher umrissen haben, ist aber nur die eine Seite der Stellung des Genitivs. Wir haben ja insgesamt von Plural und Feminina hin zu den (starken) Maskulina und den Neutra eine Zunahme der Markierungsintensität insgesamt zu bemerken, die den Genitiv ganz besonders betrifft. Die deutlich differenzierenden und phonetisch „starken“ Elemente {-es} und {-em} kommen als Markierer von Genitiv und Dativ in diesen beiden Genera dazu (zudem die Nominativ-Differenzierung {-e}, {-s}, {-r} als Genus-Marker). Nun ist es auffällig, dass beim Dativ zu einem Teil und beim Genitiv eigentlich durchgehend das Prinzip der Monoflexion missachtet wird: Die Genitivendung, und die des Dativ zum Teil, tritt auch am Substantiv auf – was übrigens auch für den Dativ Plural gilt, soweit das aufgrund der Form des Pluralflexivs möglich bzw. erkennbar ist. Was passiert an diesen Stellen, und wie ist eine Veränderung zu bewerten, wenn es denn eine gibt: Sind wir hier dem Sprachverfall auf der Spur?

2. Entwicklungen im 20. Jahrhundert: Der Dativ

2.1 Der grundlegende Befund

Aus den bisher gemachten einleitenden Bewertungen geht die Antwort im Prinzipiellen schon hervor. Sofern es sich um „Abrundungsmaßnahmen“ hin zu den Regularitäten der Monoflexion handelt, müsste es starke zusätzliche Gründe geben, um zu solch einer Einschätzung zu kommen. Für Verfall – also eine Art der Verschlechterung des Systems – könnte man es zum Beispiel halten, wenn „alte“ und „neue“ Formen ungeregt nebeneinander vorkämen. Wie das ist, von welchen Zeiträumen wir sprechen und was dann daraus zu schließen sei, soll zunächst am Beispiel der Dative der starken Maskulina und der Neutra untersucht werden. Hier sind die Verhältnisse zweifellos am leichtesten zu überschauen. In allen neueren Beschreibungen, die sich dazu äußern, wird festgehalten, dass die doppelt markierten Formen mit dem {-e}-Flexiv als veraltet gelten (siehe z.B. Konopka 2012). Der letzte Satz von Schillers Räufern zeigt die Verwendung dieser Form, die an dieser Stelle zweifellos auch ihre trochäische Struktur zum Vorteil des Textes ausspielen kann.

(1) Dem Manne kann geholfen werden.

Wenn man Belege aus dem 20. Jahrhundert und vor allem aus der neueren Gegenwart ansieht,¹ hat man beim Lesen entsprechender Belege den Ein-

¹ Für diesen Beitrag wurde unter anderem ein Korpus verwendet, das für den „Bericht zur Lage der deutschen Sprache“ zusammengestellt wurde (siehe Deutsche Akademie für Sprache

druck, dass gewisse Kontexte und dazugehörige Substantive nach wie vor ein durchaus normaler Ort für diese Form sind. Der folgende Beleg erzeugt auch durch den sonst gewählten Wortschatz (*das Verfügte, zu Lebzeiten*) eine textuelle Atmosphäre, in der die Form *Tode* als durchaus passend erscheint, auch wenn die endungslose Form an dieser Stelle auch nicht besonders auffällig wäre.

- (2) Nach dem Tode der Eltern kann man sich dann ohne weiteres an das testamentarisch Verfügte halten, und alles Übel kam zu Lebzeiten ja nur daher, daß der Vater immer » zu gut «, nein, viel » zu gut « war. (Schuh 2000, S. 15)²

Wenn beide Bedingungen anders sind, sucht man aber eigentlich nach der zusätzlichen Information, die mit der merkmalthaltigen Form gegeben werden soll. Im Falle des folgenden Textausschnittes liegt die Interpretation nahe, dass es sich um ein Ironiesignal handelt.

- (3) Kaninchen verzehren letzten grünen Halm [...] Meistens liefen sie wenige Schritte vor dem Hunde fort (Braunschweiger Zeitung, 14.9.2010)

Allerdings finden sich auch durchaus alternative Verwendungen für beide Formen, bei denen man in dieser Hinsicht keinen (großen) Unterschied sieht. So benutzt die folgende dpa-Meldung – also eine eigentlich als neutral intendierte Textsorte aus dem Pressebereich – die „Langform“, während ein Zeitungsbericht, der sich offenbar auf diese Meldung bezieht, an der entsprechenden Stelle die Kurzform benutzt.

- (4) Allerdings bedeute dies nur, dass sich Voyager 1 dem Rande nähert, sagte Wissenschaftler bei einem Treffen der American Geophysical Union in San Francisco. (dpa, 14.12.2010)
- (5) Die amerikanische Raumsonde Voyager1 nähert sich dem Rand des Sonnensystems (Die Rheinpfalz, 15.12.2010)

und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.) 2013). Es besteht aus jeweils 10 Millionen Textwörter umfassenden Textsammlungen der Zeitscheiben 1905–1914, 1948–1957 und 1995–2004. Die Daten stammen aus dem Kernkorpus des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache (DWDS) an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften; für die letzte Zeitscheibe (und die folgende Zeit) wurden zudem die Korpora des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) einbezogen. In allen Zeitscheiben sind (eingermaßen gleichmäßig) belletristische und wissenschaftliche, Zeitungs- und Gebrauchstexte (z.B. Ratgeber u.a.) vertreten. Ausführliche Auswertungen der Daten aus diesem Korpus auch in Bezug auf andere Bereiche finden sich in Eichinger (2013) und in weiteren Titeln im selben Band.

² Belege aus dem Korpus des Akademieprojekts (vgl. Fußnote 1) sind, soweit es sich nicht um Belege aus Zeitungen handelt, mit der Angabe des Autors, des Jahres und der Seitenzahl des entsprechenden Textes versehen. Die Belegstellenangaben, die den Korpusbelegen beige-fügt sind, entsprechen den Angaben, die das zugrunde gelegte Korpus liefert. Wenn die Angaben dabei nicht den Seitenzahlen der gedruckten Werke entsprechen, liegt das daran, dass das Korpus teilweise auf elektronischen Fassungen der Texte mit anderer Zählung basiert.

2.2 Differenzierung nach Lexemtypen

Wenn man daraufhin die Befunde aus den Korpora zu den Jahren nach 1900, um 1950 und um 2000 betrachtet, ergibt sich eine klare Entwicklung und ein in mancherlei Hinsicht zu differenzierendes Bild. Der klare – und auch so zu erwartende – Gesamtbefund lautet: die Verwendung der {e}-haltigen Form nimmt über das Jahrhundert hin dramatisch ab, in einer ganzen Reihe von Fällen finden sich keine oder nur noch ganz vereinzelte Belege für diese Form. Das gilt gleichermaßen für Substantive wie *Bad* oder *Mord*, bei denen diese Verwendung zu Beginn des letzten Jahrhunderts noch sehr häufig war und etwa 85 Prozent bzw. 90 Prozent der entsprechenden Kasusformen ausmachte, wie für welche wie *Kopf*, bei denen die Form *Kopfe* auch schon damals nur etwa ein Drittel der für dieses Wort belegten Dativ-Belege darstellt. Schon wenn man nur diese drei Fälle nebeneinanderstellt, sieht man, dass sie unterschiedliche Entwicklungsgeschichten haben.

Abb. 1: Entwicklung der Dativ-Flexion bei *Bad*, *Kopf*, *Mord* (prozentualer Anteil der Treffer mit Dativ-e, Suchanfrage: *dem/einem* + Nomen)

Bei einem Wort wie *Bad*, bei dem sich die Langform auch bis in die 1950er hinein gehalten hat, kann man davon ausgehen, dass das Alltäglicwerden des Bades im Haus und der Frei- und Schwimmbäder zu jener „Normalität“ der systematisch zu erwartenden endungslosen Form geführt hat, die dem Alltag unserer Sprache entspricht.

- (6) Ich schütte das Kind mit dem Bad aus, weil das Kind vom Bad dreckig wurde. (Kraus 1914, S. 14–17 bzw. 258050)
- (7) 8. Sollen zu einem Bade Zusätze gemacht werden (Absatz 3), so muß dies genau nach Vorschrift des Arztes und erst dann geschehen, wenn das Bad fertig ist. (Körting 1907, S. 258050)

- (8) Man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, indem man jene an sich richtige Erkenntnis übertreibt.
(Schumpeter 1912, S. 258050)
- (9) Wir haben das Gefühl, in einem Bad aus heißem Lehm zu liegen, so schwer, daß wir unfähig sind, uns zu rühren.
(Riemkasten 1953, S. 258050)
- (10) Es ist wichtig, das Kind vor dem Bade einmal vom Kopf bis zum Fuß zu besichtigen, um Hautausschläge oder sonstige Unregelmäßigkeiten festzustellen. (Bundesverband der deutschen Standesbeamten e.V. (Hg.) 1956, S. 258050)
- (11) Ihr aber wollt das Kind mit dem Bade ausschütten, und statt der individuellen Freilassung, die immer wieder geübt wird, laßt Ihr Alles frei, auch wenn es gern sorgenlos unfrei bliebe
(Niebelschütz 1949, S. 258050)
- (12) Bo kam aus dem Bad, wo er sich kaltes Wasser über den Kopf hatte laufen lassen. (Jentzsch 1996, S. 157)

Dass diese Entwicklung schon um 1900 systematisch weit vorangekommen war, zeigt der niedrige Ausgangswert für die Form *Kopf*, von dem aus es kontinuierlich nach unten geht. In der dritten Zeitscheibe ist die Verwendung der Langform stilistisch als überneutral markiert.

- (13) Er stieß stets mit dem Kopf an die niedrige Decke.
(Tucholsky 1914, S. 43 bzw. 258050)
- (14) Kein Herr rauchte, keiner behielt den Hut auf dem Kopfe, selbst nicht im zugigen Lift, wenn eine Dame zugegen war.
(Lehmann 1913, S. 42986)
- (15) Da wurde ihr Gesicht zornig, blähte sich, daß alle Falten verschwanden, die Augen traten aus dem Kopf, aus ihren runden Klagehänden wuchsen Krallen, die auf die Kapsel losfuhren, der Mund öffnete sich zu einem Schrei, blieb offenstehen, sie selbst verharrte wie vom Schlag gerührt in dieser Haltung, bis eine Tür aufging, ein Herr, dem die Zigarette erbärmlich schief im Munde hing, zu ihr hintrat und sagte (Walser 1957, S. 258050)
- (16) Und der Pächter schaute, daß ihm die Billardkugelaugen fast aus dem Kopfe sprangen. (Matthiessen 1949, S. 258050)
- (17) So saßen sie, bis es klingelte und Doktor Massini hereinkam, mit einer Pelzmütze auf dem Kopf und Schnee hinter sich herschleppend.
(Widmer 2004, S. 124)
- (18) Dieser alte, gestiefelte, gerockte, mit einer Krawatte angethane Herr mit den rund abgeschnittenen Haaren und dem Kastorhut auf dem Kopfe – war die Frau Gräfin Itzenplitz wie sie lebte und lebte, und selbst die Reitgerte in der Hand fehlte nicht, obgleich von Reiten nicht die Rede war. (de Bruyn 1999, S. 92)

Die Form *Morde* stellt irgendwie ein Gegenmuster zu *Bad* dar: 1900 noch fast ausnahmslos die Dativ-Form von *Mord*, ist sie schon 1950 völlig verschwunden.

- (19) Was veranlaßte Sie, der Angeklagten das Ehrenwort abzunehmen, daß sie an dem Morde ihres Mannes nicht beteiligt sei?
(Friedländer 1913, S. 258050)
- (20) Hat Ihnen Ihre Schwester gesagt, ob und inwieweit sie an dem Mord beteiligt war, ganz besonders ob sie den Mord mit Rieß vorher verabredet hatte? (Friedländer 1913, S. 258050)
- (21) aber es hat keinen Sinn mehr, Gastmann zu belästigen, da doch hinter dem Mord Mächte stehen, die weder mit unseren braven Schweizer Industriellen noch mit Gastmann etwas zu tun haben.
(Dürrenmatt 1952, S. 258050)
- (22) Ich habe seit dem Mord nichts in unserem Haus verändert.
(Mittelstaedt/Beilke 2002, S. 6 bzw. 1468)

Was sind nun typische Fälle für heutzutage noch in nennenswertem Ausmaß erhaltene Fälle der {e}-haltigen Dativ-Flexion? In der von uns untersuchten Beispielliste gibt es bei den Substantiven *Jahr*, *Mund* und *Tod* Belege dieses Typs in etwa 20 Prozent der einschlägigen Fälle. Außer dem Flexionstyp scheinen diese Substantive nicht viel gemein zu haben.

Abb. 2: Entwicklung der Dativ-Flexion bei *Tod*, *Jahr*, *Mund* (prozentualer Anteil der Treffer mit Dativ-e, Suchanfrage: *dem/einem* + Nomen)

Auffällig ist zudem, dass die Langform im Vergleich mit den anderen Substantiven bei diesen Fällen an relativer Bedeutung gewinnt, obwohl ihr Anteil insgesamt natürlich auch sinkt. Woran liegt das? Man kann diese Verteilung als ein Beispiel dafür ansehen, dass die „alten“ Formen nicht einfach

undifferenziert verschwinden, sondern als markierte Formen für bestimmte Zwecke funktionalisiert werden. So ist bei *Tode* sicherlich diese Form eine Möglichkeit, stilistische Überneutralität („Feierlichkeit“) in einschlägigen Kontexten zu verdeutlichen.

- (23) 2. Akt. Dem Oberpriester Nourabad, der Leila die Heiligkeit ihres Eides vor Augen führt, vertraut sie an, dass sie als Kind einmal unter Lebensgefahr einen Fremden vor dem Tod gerettet habe und noch die Schmuckkette besitze, die sie von ihm als Dank erhalten hat. (Fath 1998, S. 1927)
- (24) Wo er doch im engsten Kreise warnte: » Lieber Millionen Menschen vor dem Tode retten, als wie einen Banditen leben lassen, der also uns dann die Toten bringt. (Brussig 1995, S. 254)

Etwas Ähnliches – die Entwicklung verläuft ja auch ganz parallel – lässt sich auch für die Form *Jahre* sagen. Die „alte“ Form – die Variante mit Dativ-*e* nach definitivem Artikel – wird in der dritten Zeitscheibe nur in bestimmten Kontexten verwendet, sie kommt ausschließlich zusammen mit einer Jahreszahl und in beinahe allen Fällen nach der Präposition *aus* vor:

- (25) Jürgen Böttchers Dokumentarfilm Wäscherinnen aus dem Jahre 1972 gab einen guten Einblick in diese weibliche Arbeitswelt und ihren durchaus männlichen Komment. (Engler 1999, S. 223)
- (26) Nach einem Beschluss der KMK aus dem Jahre 1988 können Fachgymnasien für folgende Gebiete eingerichtet werden [...]. (Schaub/Zenke 1995, S. 801)
- (27) Seit dem Jahr 2000 schreibt das Unternehmen, dessen Hauptgesellschafter der Tierschutzverein ist, schwarze Zahlen. (Süddeutsche Zeitung, 16.4.2002)
- (28) Aus dem Jahr verfüge ich auf Grund meines Langzeitgedächtnisses noch über eine größere Zahl von einzelnen Erinnerungen. (DIE WELT, 7.3.2002)
- (29) Sawallisch wird in dem Jahr 80 Jahre alt. (DIE WELT, 10.1.2001)
- (30) Macht und Überleben « aus dem Jahr 1962 entfaltet hat. (Schuh 2000, S. 253)

Ähnliches gilt für die zweite Zeitscheibe, allerdings ist im Vergleich zur dritten Zeitscheibe die Variation der vorangehenden Präposition vor der Langform noch größer:

- (31) Wir wissen, so erstaunlich dies klingen mag, erst seit dem Jahre 1875 um dieses tiefste Lebensgeheimnis Bescheid. (Buddenbrock 1953, S. 258050)
- (32) Auch in der Festsetzung der Epoche für diese neue Unsicherheit können wir uns auf Rothfels berufen und anerkennen, daß etwa mit dem Jahre 1917, mit dem Kriegseintritt Amerikas, und mit der russischen

- Revolution die geschichtliche Konstellation wirklich universal und der Völker- und Staatenkonflikt durch gesellschaftliche Gegensätze durchzogen und durchkreuzt wurde. (Heimpel 1953, S. 258050)
- (33) Die Arbeitsproduktivität soll im Jahre 1953 in der Industrie um 10,2 Prozent, im Eisenbahnverkehr um 5,5 Prozent, im Bauwesen um 6 Prozent gegenüber dem Jahre 1952 gesteigert werden. (Archiv der Gegenwart 23 (1953), S. 3874 bzw. 258050)
- (34) Im 1. Schuljahr, dem Jahr der Eingewöhnung, fällt dem Turnunterricht zum großen Teil die Aufgabe zu, die Kinder auf dem Wege vom Einzelspiel zum Gemeinschaftsspiel weiterzuführen. (Borrmann/Mügge 1957, S. 258050)
- (35) Der Zeitfahrer kehrt nach mancherlei Gefahren aus dem Jahr 802701 zu seinen gegenwärtigen Freunden zurück, eine Blume in der Hand, die auf der ganzen jetzigen Erde nicht vorkommt. (Bloch 1954, S. 258050)
- (36) Seit dem Jahr 1946 sei die Industrieproduktion um 40% gestiegen. (Archiv der Gegenwart 21 (1951), S. 2767 bzw. 258050)

Etwas anders ist das bei der Verwendung der Form *Munde*. Für die Erklärung des Verlaufs bei diesem Wort ist es hilfreich, sich anzusehen, inwieweit hier Bindungen in Kollokationen eine Rolle spielen. Wenn man für eine Reihe „einschlägiger“ Substantive den relativen Anteil der in phraseologischen Wendungen vorkommenden an allen {e}-haltigen Formen vergleicht, sieht man eine ganz erhebliche Steigerung dieses Anteils über das 20. Jahrhundert und auf jeden Fall seine zweite Hälfte hin.

Abb. 3: Anteil an Dativ-e in Phraseologismen gegenüber Dativ-e nach *dem/im* (in Prozent)

Gerade bei dem Wort *Mund* ist diese Entwicklung sehr deutlich. In ihrer Mehrheit sind es die in den folgenden beiden Belegen vorkommenden festen (präpositionalen) Wendungen, von denen dieses Bild geprägt wird.

- (37) Und diesen Feinden hat der kleine Riese nach dem Mund geredet. (Walser 1998, S. 191)
- (38) Ein solches Blabla aus dem Munde von Rechtskundigen kann nur Vernebelungsfunktion haben. (Hannover 1998, S. 193)

Bei *Buch* geht der Zuwachs auf das Konto einer Art verbonominaler Fügungen mit den Verben *schlagen* und *stehen*:

- (39) Noch stärker schlagen jedoch die Verluste durch mangelhaftes Website-Design zu Buche. (DIE WELT, 10.1.2001)
- (40) [...] und als bestes Ergebnis bei Grand-Slam-Turnieren stand bisher das Erreichen des Achtelfinales bei den Internationalen Französischen Meisterschaften im vergangenen Jahr zu Buche. (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.1.1995)

Diese festen Verwendungen führen auch zu adverbial-vergleichenden Phrasologismen:

- (41) Ein Sommertag wie er im Buche steht, denkt Koberling, dröhnt die Treppe hinunter und reißt die Küchentür auf. (Hermann 1998, S. 187)

Aber auch bei Wörtern wie z.B. *Rand* machen Fügungen vom Typ *zu Rande (kommen)* in den IDS-Korpora des Jahres 2010 weit über 90 Prozent der Belege aus. Und wenn man heutzutage die Dativ-Form (*dem*) *Bade* liest, kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass ein Kind mit demselben ausgeschüttet wird.

- (42) Agrar-Reform mit Augenmaß [...] Allerdings gilt es, nicht gleich das Kind mit dem Bade auszuschütten. (Nürnberger Nachrichten, 19.11.2010)

In diese Kategorie gehören auch adverbiale Fügungen vom Typ *von/zu/nach Hause*:

- (43) Oder wenn ich nach Hause komme und noch nicht schlafen mag. (Suter 2004, S. 75)

Das führt dann auch zu Idiomatisierungen wie:

- (44) Und in einem Kellerraum haust der sächsische Rudloff, von Hause aus Senker, der beim Holundbringdienst arbeitet und seinerzeit mit zwei Oberschenkelknochen für die deutsche Einheit demonstrierte, um seine Verhaftung zu provozieren. (Braun 2003, S. 44)

Das passt dazu, dass in bestimmten Fällen das flexivische Muster zur Differenzierung in Fällen von Polysemie oder Homophonie dient, so bezieht man sich mit der Nutzung der merkmalaften Form von *Haus* zumeist auf die Bedeutung ‚Herkunft, Familie, Firma, Institution‘ o.Ä.

- (45) Ein Panzer ist so ziemlich das letzte, was man mit Philipp Lahm, 20, assoziiert, es sei denn, er käme aus dem Hause Lego oder Playmobil. (Süddeutsche Zeitung, 20.2.2004)
- (46) In einem langen und blutigen Krieg erkämpften sie unter der Führung von Moritz von Nassau aus dem Hause Oranien gegen die Spanier ihre Freiheit. (Schwanitz 1999, S. 120)

Man kann an diesen Beispielen sehen, wie man die generelle Entwicklungsrichtung und die Unterschiede der Verläufe bei den einschlägigen Substantiven interpretieren kann und wie sie in die Systementwicklung eingebettet ist. In gewisser Weise prototypisch erscheint die Entwicklung einer Reihe weniger stilistisch hervorgehobener Substantive. Hier sieht man, dass über das Jahrhundert hin gewechselt hat, was als die normale Flexionsform zu gelten hat. Bei diesen Substantiven treten auch die bisher dokumentierten Umfunktionalisierungen nur marginal auf (vgl. Abb. 4).

Abb. 4: Entwicklung der Dativ-Flexion bei *Tag*, *Band*, *Kind*, *Rand* (prozentualer Anteil der Treffer mit Dativ-e, Suchanfrage: *dem/einem* + Nomen)

Bis hierher lassen sich drei Punkte festhalten. Zum einen ist der Sog hin zur systemgerechten Markierung des Dativs durch flexivische Mittel, die bei Determinatoren und Adjektiven auftreten, über das 20. Jahrhundert hin wirksam. Von ihm werden im Prinzip alle einschlägigen Lexeme weitgehend erfasst – allerdings doch in unterschiedlichem Ausmaß. Zum zwei-

ten nutzen einerseits Lexeme, die einen überneutralen Charakter behalten haben, soweit sie in entsprechenden Kontexten auftreten, die merkmalfhafte Form zur Stärkung dieser stilistischen Markierung. Andererseits setzen Lexeme, die einem stilistisch unmarkierten Normalfeld angehören, die merkmalfhafte Form in festen und phraseologischen Wendungen ein und nutzen sie so zur Markierung dieses Tatbestands. Zum dritten werden die merkmalfhaften Formen zur Basis von Prozessen der Lexikalisierung und Grammatikalisierung.

2.3 Differenzierung nach Texttypen

Wenn man die beobachteten Funktionen betrachtet, die von den markierten {e}-haltigen Formen übernommen werden, erscheint es wahrscheinlich, dass unterschiedliche Texttypen die Veränderungen und Verwendungstypen in unterschiedlichem AusmaÙe zeigen. Am unmittelbar einleuchtendsten erscheint das vielleicht bei den stilistisch besonders markierten Fällen, die logischerweise spezifischere Verwendungsbedingungen zeigen sollten. So sieht die Sache z.B. für das Wort *Tod* folgendermaßen aus (vgl. Abb. 5):

Abb. 5: Dativ von *Tod*, Verteilung nach Textsorten

Natürlich gilt auch bei anderen Wörtern die generelle Entwicklungsrichtung, allerdings stellt sich die genaue Verteilung bei einem Substantiv wie *Jahr* doch anders dar (vgl. Abb. 6).

Abb. 6: Dativ von *Jahr*, Verteilung nach Textsorten

Wo der Systemsog mit der Neigung zur stilistischen Gehobenheit zusammenkommt, wie bei *Tod*, ist das Bild noch klarer als in den anderen Fällen. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts stellt die Langform den Normalfall dar, die endungslose Form kommt nur ganz marginal vor. Das hat sich bis zum Ende des Jahrhunderts umgekehrt, wobei die {e}-haltige Form in fachlichen und alltäglichen Alltagstexten im Rahmen einer Art „Distanzstilistik“ einen gewissen Platz behält. In den Zeitungen spielt dieser Faktor offenbar kaum eine Rolle, und bei literarischen Texten gibt es offenbar die freie Wahl, die stilistisch markierte oder unmarkierte Form zu nutzen.

3. Entwicklungen im 20. Jahrhundert: Der Genitiv und die Monoflexion

Ganz offenkundig übertreibt der Genitiv der starken Maskulina und der Neutra im Hinblick auf die Markierung des Genitivs: Systematisch tritt hier das Flexiv neben dem Artikel bzw. Adjektiv auch am Substantiv auf.³ Da das ein sehr starkes Signal in einer sehr deutlichen phonetischen Form ist, gibt es manchmal Fälle, wo das zu viel des Guten zu sein scheint. An einer Stelle

³ Zur Unter- und Überdifferenzierung im Bereich des Genitivs siehe u.a. Eichinger (2012) und weitere Titel im selben Band.

ist die so entstehende Übermarkierung in einer Weise reduziert, die so gar nicht zu den sonstigen Kodierungsgewohnheiten der Monoflexion passt. Es wird am Adjektiv reduziert, und nicht an der Endung des Substantivs, wie wir das beim Dativ gesehen haben. Diese Veränderung hat einen längeren Weg hinter sich. In Goethes *Werther* zum Beispiel findet sich der folgende Beleg:

- (47) [...] ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zgedacht. doch gutes Muts! ein leichter Sinn trägt alles
(Goethe, *Werke*; *Werther*, (Erstv. 1787), 1982, Bd. 6, S. 60)

Erkennbar ist das aber schon ein Übergangsstadium, in dem sich in einigermaßen festen Wendungen eine alte Form hält. Dafür spricht auch, dass sich Belege genau dieses Typs in den Grimm'schen Märchen und in Sagen finden, Texten also, denen Alter und Gesprochenheit als Charakteristika eingeschrieben sind.

- (48) Doch sei gutes Mutes, ich will mich deiner annehmen und dir sagen, wie du zu dem goldenen Pferd gelangst.
(Hausmärchen; *Der goldene Vogel*, (Erstv. 1819), 1978, S. 324)

Selbst eher alltägliche Grammatiken und Sprachlehren der Zeit kommentieren das Problem dieser Übermarkierung und plädieren für die morphologische Entlastung:

Die Biegungssyllben sind von dem Artikel, der, die, das, entlehnt; daher man, wie es auch einige thun, im Genitiv eigentlich sagen sollte: gutes Weins. Weil aber der Genitiv an dem Substantiv durch das s deutlich genug bezeichnet ist, so ist es nicht nöthig, das Kasuszeichen dem Adjektiv zu geben, sondern man zeige durch die Sylbe en nur an, dass das Adjektiv dem Substantiv einverleibt wird. (Klügel 1809, S. 91)⁴

Man sieht auch, dass eine Reihe der Fügungen mit der doppelten Genitivmarkierung durch intertextuelle – vor allem biblische – Bezüge gestützt werden. Die damit verbundene stilistische Markierung wird auch in dem einzigen Beleg genutzt, der sich im Korpus findet – es wird an dieser Stelle die Bibel zitiert. Im weiter fortlaufenden Text tritt dann in einer inhaltlichen Paraphrase derselben Stelle die erwartbare Form mit der schwachen Adjektivendung ein.

⁴ Zu dieser Frage und zur historischen grammatischen Diskussion der Flexion attributiver Adjektive insgesamt siehe Takada (1998, S. 181 ff., insbesondere S. 188–189); vgl. z.B. auch die Feststellung in Heinrich Brauns (1775) *Grammatik*, mit der die Geltung der Gottsched'schen Normen für Bayern festgeschrieben wird: „Bey den Beywörtern [...] darf man das s im Genitiv in kein n verwandeln. Z.B. Ein Glas voll guten Weins; ist falsch, es soll heißen: voll gutes Weins.“ (S. 135); vgl. auch das Zitat aus der Heyse-Grammatik von 1838 in Eichinger (2011, S. 53).

- (49) Ich weiß wohl, daß geschrieben steht: ‚Ich habe es den Weisen verborgen; den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geist und reines Herzens sind, dagegen zu wissen getan!‘ [...] Aber wenn man bedenkt, wie Jesus die Armen an Geist und die Einfältigen, wenn sie nur reinen Herzens waren, besonders liebte, so wird man nicht ohne Nachsicht sein. (Hauptmann 1910, S. 258050)

Vielleicht überraschender als die Wahl der schwachen Option bei den Adjektiven, bei denen sie ja immerhin im Prinzip vorgesehen ist, sind die entsprechenden Verwendungen im Bereich der artikelähnlichen Wörter. Ein klassisches Beispiel ist die im Laufe des 20. Jahrhunderts aufgekommene Form *diesen Jahres* neben (nach wie vor weithin dominantem) *dieses Jahres*.⁵

	1. Zeitscheibe	2. Zeitscheibe	3. Zeitscheibe
<i>diesen Jahres</i>	–	–	13
<i>dieses Jahres</i>	99	139	157

Es ist ganz klar, dass diese Erscheinung nur bei bestimmten Substantivtypen auftritt, und wenn man die Belege im Einzelnen durchsieht, kann man feststellen, dass auch diese Kombinationen in einem relativ eng begrenzten Raum von Konstruktionen vorkommen.⁶ Typische Kollokationen sind Verbindungen mit den geradezu präpositionsähnlichen Substantiven *Anfang*, *Mitte* oder *Ende*, wie in dem folgenden Beleg:

- (50) Anfang *diesen Jahres* erlitt ein 49-Jähriger einen Leberschaden
(Süddeutsche Zeitung, 16.4.2002)

Nicht überraschend ist, dass sich diese Verwendung dann auch auf die deiktische Festmachung von Tagen, Monaten und Jahreszeiten auf das jeweilige Jahr erstreckt.

- (51) „Wo waren Sie am fünfundzwanzigsten März *diesen Jahres*?“ fragte Willi. (Jentzsch 1996, S. 132)

Wenn sich diese Verwendung auf andere semantische Gruppen bezieht – und das ist nur in den letzten beiden Zeitscheiben belegt – dann handelt es

⁵ Eine ähnliche Verteilung findet sich laut einer Untersuchung von Sahel (2005, S. 490) in 621 Belegen des Jahrgangs 2005 der Berliner Zeitung: Die Form *dieses Jahres* macht 90 Prozent der Belege aus, die Form *diesen Jahres* 10 Prozent (vgl. Sahel 2005, S. 489). Auch die Auswertung eines Korpus von Ausgaben der Zeit stützt diese Tendenz: Von 1946 bis 2009 nimmt die Form *diesen Jahres* kontinuierlich zu.

⁶ Dass *diesen Jahres* hier in Analogie zu *folgenden Jahres* als eine Art demonstrativen (Pronominal-) Adjektivs (Formulierung nach Wiese 2009, S. 184) verwendet wird, leuchtet ein und wird auch von Strecker (2006) dargelegt (siehe dazu auch Stenschke 2007 und Heringer 2012). Die Parallelfomulierung *diesen und des folgenden Jahres* findet sich in den Korpora nicht.

sich um eine Spezifikation einer Modifikation der „Art und Weise“, wie sie in genereller Weise durch das Element {solch} ausgedrückt wird. So sind für die fünfziger Jahre die folgenden Verbindungen belegt:

- (52) Die Elastizität der Betriebe ist groß genug, um Nachfrageänderungen diesen Umfangs entsprechen zu können.
(Archiv der Gegenwart 24 (1954), S. 4726)
- (53) eine Maßnahme diesen Charakters zu treffen
(Archiv der Gegenwart 24 (1954), S. 4627)

Entsprechende Belege aus der dritten Zeitscheibe sind folgende:

- (54) eine Kollision diesen Kalibers dürfte auch in der Milliarden Jahre langen Geschichte des Sonnensystems Seltenheitswert haben.
(spektrumdirekt, 12.5.2003)
- (55) zu dem amerikanische Filme diesen Typs niemals in der Lage sind.
(DIE WELT, 7.3.2003)
- (56) Wenn die Soziologie zugestehen muß, daß sie eine Gesellschaftstheorie diesen Zuschnitts bisher nicht zustandegebracht hat
(Luhmann 1997, S. 22)

Bei den einschlägigen Verbindungen von {dies} nimmt die Verwendung von *diesen* etwa 10 Prozent dieser Genitivkonstruktionen ein, bei {jed} nimmt diese Verwendung über das Jahrhundert hin von zehn auf zwanzig Prozent zu, in den IDS-Korpora überwiegen sie die mit {-es} bei weitem.

<i>jeden Jahres</i>	760
(davon:) <i>eines jeden Jahres</i>	376
<i>jedes Jahres</i>	215
<i>dieses Jahres</i>	5.026
<i>diesen Jahres</i>	477

Die Konstruktionen mit *jeden* sind denen mit *diesen* sehr ähnlich; es gibt diese Abschnittsmarkierungen im Bezugssubstantiv (*Anfang*, *Ende* o.Ä.) – und zwar durch das ganze Jahrhundert:

- (57) Die Zeitschrift erscheint zu Beginn *jeden* Monats.
(Die Neue Gesellschaft 18.9.1907)
- (58) In der ersten Woche *jeden* Monats werden die Wirtschafts-, Finanz-, Landwirtschafts-, Versorgungs-, Verkehrs- und Postminister zu gemeinsamen Sitzungen zusammentreten.
(Archiv der Gegenwart 18 (1948), S. 1466)

- (59) und hob am Ende jeden Satzes den Kopf, um nach seiner Frau zu schauen. (Widmer 2004, S. 65)

Analog sind auch die Qualitätsspezifizierungen in der Genitivphrase – nur in der dritten Zeitscheibe:

- (60) Unter vielen Besuchern jeden Standes befinden sich Tom und Samuel (Fath 1998, S. 240)

Wenn man die Konstruktionen noch genauer betrachtet, sieht man eine zunehmende Differenzierung. Zu Beginn des Jahrhunderts finden sich neben den genannten Verwendungen Formulierungen mit den so genannten Objektsgenitiven, sowohl mit *jeden* wie mit *jedes*.

- (61) durch Vereinigung mehrerer Formulare auf einer Karte, resp. allzu sparsamer Ausnutzung jeden Quadratcentimeters weißen Raumes. (Köstler 1914, S. 245–297 bzw. 258050)
- (62) Jede Menge ist mit sich selbst äquivalent, wie aus der Zuordnung jedes Elementes zu sich selbst ($a = f(a)$) hervorgeht. (Hausdorff 1913, S. 258050)

Schon um 1950 und dann auch gegen Ende des Jahrhunderts finden sich in den Korpora Objektsgenitive nur mehr mit *jedes*.

- (63) daß die Legitimierung jedes Herrschaftsverhältnisses stets prekär sein muß. (Dahrendorf 1957, S. 258050)
- (64) Zur Vorbereitung jedes Termins kann der Vorsitzende oder ein von ihm bestimmtes Mitglied des Prozeßgerichts [...] (Zivilprozeßordnung (ZPO) in: Schönfelder 1997, S. 23)

Dass bei {jed} die „adjektivhaften Züge“ (Wiese 2009, S. 174) so stark sind, dass die schwache Flexion einigermaßen normal erscheint, zeigen auch die adjektivischen Verwendungen mit dem unbestimmten Artikel *eines*.

- (65) „Der Verkauf war der Traum eines jeden Auktionators“, sagte Meyer im Anschluss. (Hamburger Morgenpost, 4.5.2012)

Es hängt offenbar an der Möglichkeit, die Elemente {dies} und mehr noch {jed} als adjektivartig zu verstehen, dass überhaupt das {-en}-Flexiv gewählt werden kann. Dabei ist die Verwendung *eines jeden* die gänzliche formale Klarstellung dieser Möglichkeit, die denn auch keine weiteren Einschränkungen kennt. Eine Suche in den IDS-Korpora seit 2000 ergibt weit über 10.000 Belege für diese Fügung. Wenn man die Kookkurrenzen zu sortieren versucht, kann man sehen, dass es Personenbezeichnungen sind, die den Kopf der Genitivphrase bilden. Es handelt sich zudem um Genitive in attributiven Gefügen, die mit hoher Dominanz Subjektsgenitive darstellen. An erster Stelle bei einer Kookkurrenzanalyse ist das folgende Muster genannt:

(66) die individuelle Entscheidung [...]

die	individuelle	Entscheidung	eines jeden	Einzelnen
		Entwicklung	einer jeden	
		Betreuung	eines jeden und einer jeden	
		Förderung		
		Betrachtung		

Aber im Prinzip ist hier die Kombinationsfähigkeit nicht eingeschränkt, und so finden sich denn unter anderem auch die bei *jeden* allein zu findenden Verwendungen:

- (67) Zu Beginn eines jeden Schuljahres haben Eltern von schulpflichtigen Kindern erhebliche Aufwendungen für Lernmittel und sonstigen Schulbedarf. (Parlamentsprotokoll Landtag Brandenburg, 31.8.2005)

Andererseits gibt es hervorgehobene Verwendungsmuster, die von der stärkeren Akzentuierung der Bedeutung von *jeder*, ihrer Adjektivität lebt, es sind das zum Beispiel Genitive zu *Herz*, die häufig stilistisch markiert sind:

- (68) [...] berührt das gefühlvolle Duett der beiden Verliebten das Herz eines jeden Zuschauers. (Mannheimer Morgen, 21.11.2003)

Als Attribut zu diesem Substantiv liegt diese Fügung zahlenmäßig deutlich vor der mit *jedes*, die mit *jeden* ist hier marginal, während das in weniger stilistisch markierten Fällen anders ist, wie die folgenden Beispiele andeuten mögen (vgl. Abb. 7):

Abb. 7: Vorkommen der Konstruktionen mit {jed-} nach *Herz*, *Beginn*, *Verantwortung* und *Aufgabe*

Bei {jed} gibt es also eine dreifache Abstufung, bei der *jedes* und *eines jeden* vom System her gleiche Geltung haben, aber im Zweifelsfall *eines jeden* zur stilistischen Hervorhebung genutzt wird. In solchen, und auch den Subjektsgenitiv-Fällen, spielt die Form *jeden* keine bzw. kaum eine Rolle. Sie ist in ihrer Verwendung funktional beschränkt.

Auch in diesen Fällen zeigt sich, dass erstens die Fälle, in denen eine Differenzierung in der Genitivmarkierung eintritt, nicht beliebige Stellen des Systems betreffen, und dass es zweitens eine deutliche Entwicklung zu einer funktionalen Differenzierung gibt. Bei ihr haben drittens logischerweise die „abweichenden“ schwachen Formen die am stärksten eingeschränkte bzw. in lexikalische Restriktionen eingebundene Rolle.

4. Entwicklungen im 20. Jahrhundert: Präpositionale Rektion und Präpositionalkasus

Es ist aufgrund der formalen Verhältnisse zwischen Genitiv und Dativ nicht überraschend, dass sich an dieser Stelle verschiedene Komplikationen ergeben. Aufgrund der Reaktion in der Satzsyntax, in der Genitivobjekte keine systematische Rolle mehr spielen, und in der Nominalgruppensyntax, bei der im attributiven Bereich der morphologische Junktor Genitiv nicht in Konkurrenz zu anderen Kasus steht, kann sich das nur in der Rektion der Präpositionen niederschlagen. Und zwar betrifft das nicht alle Präpositionen, sondern die so genannten und in dieser Hinsicht recht gut beschriebenen sekundären Präpositionen.⁷ Generell wird festgestellt, dass sekundäre Präpositionen zur Genitiv-Verwendung neigten.

Die Frage ist, inwieweit sich hier im Verlaufe des 20. Jahrhunderts Veränderungen ergeben haben und welche Folgen das für das heutige System hat. Nicht alle Präpositionen dieses Typs sind in den Zeitscheiben unseres Korpus so häufig, dass eine statistisch einigermaßen verlässliche Analyse möglich wäre. Bei einigen haben sich auch einfach keine Veränderungen ergeben. Die folgenden Präpositionen wurden näher in Augenschein genommen.

(69) *anhand, binnen, dank, entlang, inmitten, laut, mittels, trotz, wegen*

Historisch verteilt sich das folgendermaßen auf Präpositionen mit Genitiv bzw. mit Dativ:

⁷ „Es handelt sich um sprachgeschichtlich relativ junge Bildungen, die den Weg zur typischen Präposition noch nicht vollständig zurückgelegt haben, wobei die Grammatikalisierungsstufe je nach Einzelbildung unterschiedlich ausfallen kann.“ (Di Meola 2009, S. 200); im Gefolge wird dort belegt, dass in vielen Fällen Schwankungen auftreten, die den Regelungen der Norminstanzen widersprechen. Für weitere Korpusuntersuchungen zu Rektionsschwankungen bei den Präpositionen siehe u.a. Di Meola (2000, 2002, 2005).

(70) Genitiv: *laut, mittels, statt, wegen*

(71) Dativ: *dank, entlang, inmitten, trotz, unweit*

Wenn man nun anhand unserer Korpora für die drei Zeitscheiben zu Anfang, in der Mitte und zu Ende des Jahrhunderts überprüft, wie diese Präpositionen verwendet werden, gibt es eine Reihe von Fällen, bei denen keine Veränderung zu beobachten ist. Es handelt sich – erwartungsgemäß – im Normalfall um feste Genitivpräpositionen. Als klassischer Fall dafür mag *mittels* stehen, wo sich über das ganze Jahrhundert hin keine Veränderung zeigt, Ähnliches gilt für *inmitten* und *unweit* (vgl. Abb. 8).

Abb. 8: Reaktion der Präposition *mittels* (Suchanfrage: *mittels* + definiter/indefiniter Artikel), Vergleich Genitiv/Dativ n.s.

Zu dieser Gruppe gehört im Prinzip auch einer der Klassiker der sprachkritischen Diskussion in diesem Bereich, die Präposition *wegen* – gemeinsam mit ihrem semantischen Pendant *trotz* (vgl. Abb. 9).

Man muss hier wie bei allen vorgeführten Belegen bedenken, dass es sich um die Verwendungen mit Artikel handelt.⁸ Innerhalb dieses Rahmens nun kann man feststellen, dass wir durchgehend in knapp unter 50 Prozent der Fälle Feminina im Singular vor uns haben, bei denen sich Dativ und Genitiv nicht unterscheiden, dass praktisch mehr als die Hälfte auf die klar als Genitiv erkennbaren Maskulina, Neutra und Feminina im Plural entfällt, und sich durchgehend ein kleiner Rest an Dativen findet.

⁸ Die Untersuchungen in Strecker (2012) zeigen auf jeden Fall, dass sich beim Einbezug der artikellosen Formen die Zahl der erkennbaren Genitive weiter vermindert.

Abb. 9: Rektion der Präposition *wegen* (Suchanfrage: *wegen* + definiter/indefiniter Artikel), Vergleich Genitiv/Dativ n.s.

Wenn man die entsprechenden Dativ-Belege aus den Zeitscheiben durchsieht, so sind sie, wenn sie nicht ohnehin Wiedergabe von gesprochener Sprache sind, deutlich als stilistisch markiert gekennzeichnet:

- (72) Vielleicht kommen Sie nur wegen den ekligen Bengels, aus die Sie Wurst machen wollen?“ Und Unrat, errötend, nach Hilfe suchend: (Mann 1905, S. 258050)
- (73) Wenn Sie wüßten, unsereiner – all die Windbeutel gäb ich mit Freuden hin für einen bessern Mann in reifern Jahren, dem es nich bloß wegen dem Amüsieren is, sondern mehr wegen dem Herzen und wegen dem Reellen [...] (Mann 1905, S. 258050)
- (74) „Wenn Gerda mit Ihnen drüber gesprochen hat, dann muß sie Ihnen doch auch gesagt haben, daß ich sie nicht heiraten kann – wegen dem Kind!“ (Horster 1950, S. 258050)
- (75) „Doch nicht wegen den doofen Pömmis.“ (Dölling 2003, S. 131)
- (76) „Es heißt nicht ‚wegen den Elektrolyten‘, es heißt: ‚wegen der Elektrolyte‘.“ (Regener 2001, S. 256)

Das Gleiche gilt für die entsprechenden Belege der letzten Jahre aus den IDS-Korpora, wie etwa im folgenden Fall:

- (77) Ihren Augen nicht getraut haben mehrere Autofahrer am Sonntagabend auf der Bundesstraße 9: Zwischen Schifferstadt und Limburgerhof kam ihnen ein Geisterfahrer entgegen – auf dem Fahrrad! [...]

Manche Fahrzeuglenker mussten wegen dem falsch fahrenden Zweirad Vollbremsungen auf der stark befahrenen Bundesstraße hinlegen.
(Mannheimer Morgen, 24.1.2006)

Erkennbar ist jedenfalls im Vergleich, dass sich die historische Dativ-Präposition *trotz* dem Genitiv-Muster völlig angepasst hat, so dass der Dativ zum Jahrhundertende keine Rolle mehr spielt (vgl. Abb. 10).⁹

Abb. 10: Rektion der Präposition *trotz* (Suchanfrage: *trotz* + definiter/indefiniter Artikel), Vergleich Genitiv/Dativ $\chi^2(2) = 14,0, p < 0,001$, Cramér's $V = 0,13$

Den Wechsel von einer dominanten Dativ-Verwendung hin zu einer Genitiv-Verwendung (mit Dativ-Rest) hat *dank* mitgemacht. Diese Präposition ist daher wohl das schlagendste Beispiel dafür, wie sich im 20. Jahrhundert der Genitiv als Normalfall für diese Art von Präpositionen durchgesetzt hat – und auch hier macht die Verteilung der Genera ganz unmittelbar klar, dass diese Umschwünge dadurch erleichtert werden, dass sich bei der großen Menge der Feminina (im Singular) an der Form gar nichts ändert. In den anderen Fällen ist der Genitiv der am klarsten erkennbare Fall. Dass es um diesen Faktor gehen könnte, legt das „Ausweichen“ auf den – bei passenden Pluraltypen – ebenfalls formal erkennbaren Dativ nahe (vgl. Abb. 11).

⁹ Was *trotz* mit Dativ angeht, so zeigen die IDS-Korpora eine stärkere Neigung zu dieser Konstruktion in Schweizer Quellen (allerdings auch auf geringem Niveau). Auch der einzige Dativ-Beleg der dritten Zeitscheibe ist aus einem Roman des Schweizer Schriftstellers Urs Widmer: „Erfolglos, trotz einem fetten Trinkgeld“ (Widmer 1996, S. 123).

- (78) Der Stauraum in der Küche ist üppig, dank Auszügen bequem zugänglich und enthält einen Mülleimer, der Kühlschrank faßt 90 Liter. (Frankfurter Allgemeine Zeitung 25.5.1999)
- (79) Die Überprüfung war von Frankreich vorgeschlagen worden, um zu verhindern, dass Kroatien trotz Mängeln bei der Bekämpfung der organisierten Kriminalität [...] Mitglied der EU werden könnte. (dpa, 23.5.2011)

Abb. 11: Rektion der Präposition *dank* (Suchanfrage: *dank* + definierter/indefinierter Artikel), Vergleich Genitiv/Dativ $\chi^2(2) = 45,4$, $p < 0,001$, Cramér's $V = 0,63$

Diese Entwicklungen scheinen in die Richtung zu laufen, die unterdifferenzierte Femininform im verbalen Kontext normalerweise als Dativ zu lesen, und im attributiven und präpositionalen Kontext als Abhängigkeitsmarker – außer wo eine funktionale Dativ-Interpretation greift bzw. die historische Motivation noch stark ist.

Solch einen Fall scheint die Präposition *laut* darzustellen, die sich als vergleichsweise amtssprachliche Präposition in ihrer Rektion auf Präpositionen stützt, die eine ähnliche Funktion haben. So weist das Paul'sche Wörterbuch (Paul 2002, S. 595) unter dem Stichwort *laut* darauf hin, dass noch im 19. Jahrhundert die Fügung *nach Laut des Briefes* üblich war, aus der seit dem 15. Jahrhundert „laut als Präp. mit Gen. [hervorgegangen sei,] wofür zuweilen (durch Einfluß von *nach*, vgl. Behaghel, Synt. 2,31.48) auch der Dat. erscheint“ – was immerhin mit einem Goethe-Zitat belegt wird.

Somit zeigt sich in diesem letzten beobachteten Fall die Tendenz, bei dieser Gruppe von Präpositionen den Genitiv, und damit auch seine gut erkennbaren Formen des starken Maskulinum und Neutrum als Signal der

Regiertheit zu nutzen, gemeinsam mit der entsprechenden Nutzung des formal erkennbaren Dativs des Plural könnte man von einem Nutzen der jeweils erkennbarsten Abhängigkeitsform sprechen – und damit auch in diesen Fällen von einer funktionalen Nutzung einer formalen Unterscheidung in den Fällen, in denen sie nicht (mehr) semantisch lesbar ist.

5. Schluss

Wir haben drei Fälle von grammatischen Veränderungen über das 20. Jahrhundert hin betrachtet, an denen gezeigt werden konnte, dass Entwicklungen und Verwendungsweisen, die generelle Tendenzen des Wandels des Deutschen betreffen, nicht einfach zum Verschwinden von Dingen oder zu beliebigen „Abweichungen“ von einer angenommenen Norm führen. Vielmehr kommt es in allen Fällen zu einer funktionalen Ausdifferenzierung zwischen der Verwendung „alter“ und „neuer“ Konstruktionen. Die generellen Tendenzen des Wandels führen zu Formen, in denen die morphologische Kennzeichnung der Kasus an den flektierten „Begleitern“ des Substantivs – Determinativen bzw. Adjektiven – auftritt, und nicht am Substantiv. Die Durchsetzung des Prinzips der Monoflexion betrifft auch die interne morphologische Steuerung der Morphologie zwischen diesen nicht-substantivischen Elementen der Nominalgruppe. Das führt etwa zu einer sehr differenzierten und kontextfunktionalen Differenzierung bei Übergangsfällen (z.B. *jedes/jeden Jahres*). Die überdifferenzierten Kongruenz-Konstruktionen, die sich im Kontext dieser flexivischen Verschiebungen ergeben ({-es}-Genitive; {-e}-Dative) werden aber nicht einfach aufgegeben, sondern als Signal für spezifische Fälle der Verwendung genutzt, in denen ihre deutlichen formalen Signale als Markierungen nützlich sind, das hat bei den insgesamt marginaleren Dativ-Formen eher stilistischen, bei den in dieser Hinsicht stabilen Genitiv-Formen aber eine systematische Umdeutung als starkes Abhängigkeits- bzw. Rektionssignal im nicht-verbalen Bereich zur Folge, einerseits im Kontext der nominalen Attribute, andererseits im Bereich einer bestimmten Klasse von Präpositionen.

Um die Entwicklungen im Flexionssystem wie die hier angesprochenen angemessen beurteilen zu können, sind drei Betrachtungsweisen vonnöten, die der alltäglichen Beobachtung einer Veränderung einen Rahmen geben, der solche Erscheinungen erst zu beurteilen erlaubt. Zum einen braucht es einen makroskopischen Blick auf die Stellung der einzelnen Veränderungen in oder in Bezug auf langfristige Entwicklungstendenzen, die ja eher der Systemstabilisierung dienen. Zum anderen bedarf es aber unmittelbar ergänzend eines mikroskopischen Blicks, der möglichst genau die Bedingungen einer schwankenden Verwendung – von Variation – zu kontextualisieren

erlaubt. Und zum dritten bedarf es – und das 20. Jahrhundert mag in Länge und Stellung in der Entwicklung der deutschen Standardsprache einen angemessenen Zeitausschnitt darstellen – dieser Beobachtung im Hinblick auf eine Zeitstrecke, die Variation und Wandel in ihren Richtungen zu beurteilen erlaubt.

Zumindest im Hinblick auf die vorgeführten Ausschnitte ergibt sich als Ergebnis dieses dreifachen Blicks, dass nicht einfach Elemente verschwinden, die man eigentlich noch bräuchte, sondern dass über eine Zeit laufende Umstellungen in dem, was als zentrales und marginales Kodierungsmodell gelten kann, dazu führt, dass der Gewinn an Merkmalhaftigkeit, der mit Marginalität korreliert, als Markiertheitssignal genutzt wird.

Literatur

- Braun, Heinrich (1775): Heinrich Brauns Anleitung zur deutschen Sprachkunst zum bequemern Gebrauche von ihm selbst ins Kurze gezogen. 3. u. verb. Aufl. München.
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.) (2013): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Berlin/Boston.
- Di Meola, Claudio (2000): Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. (= Studien zur deutschen Grammatik 62). Tübingen.
- Di Meola, Claudio (2002): Präpositionale Rektionsalternation unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierung: das Prinzip der „maximalen Differenzierung“. In: Cuyckens, Hubert/Radden, Günter (Hg.): Perspectives on prepositions. (= Linguistische Arbeiten 454). Tübingen, S. 101–129.
- Di Meola, Claudio (2005): Entwicklungstendenzen im deutschen Präpositionalsystem: Rektion ‚entsprechend der Regeln‘ oder ‚wider den Normen‘? In: Di Meola, Claudio/Hornung, Antonie/Rega, Lorenza (Hg.): Perspektiven Eins. Akten der 1. Tagung Deutsche Sprachwissenschaft in Italien (Rom, 6.-7.2.2004). Rom, S. 251–267.
- Di Meola, Claudio (2009): Rektionsschwankungen bei Präpositionen – erlaubt, verboten, unbeachtet. In: Konopka/Strecker (Hg.), S. 195–221.
- Eichinger, Ludwig M. (2011): Normprobleme, oder: Variation ist sinnvoll. Überlegungen zum heutigen Deutsch. Stuttgart.
- Eichinger, Ludwig M. (2012): *Gutes Weines, frohes Muthes, reines Herzens* – Geschichten vom Genitiv. In: Konopka/Schneider (Hg.), S. 83–104.
- Eichinger, Ludwig M. (2013): Die Entwicklung der Flexion: Gebrauchsverschiebungen, systematischer Wandel und die Stabilität der Grammatik. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.), S. 121–170.
- Heringer, Hans Jürgen (2012): Anfang *diesen Jahres*? – Anders gefragt. In: Konopka/Schneider (Hg.), S. 65–70.

- Konopka, Marek (2012): *Dem Manne kann geholfen werden* – Wann kommt das Dativ-*e* zum Einsatz? In: Konopka/Schneider (Hg.), S. 115–123.
- Konopka, Marek/Schneider, Roman (Hg.) (2012): Grammatische Stolpersteine digital. Festschrift für Bruno Strecker zum 65. Geburtstag. Mannheim.
- Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.) (2009): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York.
- Klügel, Georg Simon (1809): Encyklopädie oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse. Teil 5: Die deutsche Sprachlehre. 3., unverb. u. verm. Ausg. Berlin/Stettin.
- Lindqvist, Christer (1994): Zur Entstehung von Präpositionen im Deutschen und Schwedischen. (= Linguistische Arbeiten 311). Tübingen.
- Paul, Hermann (2002): Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes. 10, überarb. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Sahel, Said (2011): Monoflexion als Erklärung für Variation in der Nominalphrasenflexion. In: Konopka, Marek et al. (Hg.): Grammatik und Korpora 2009. Dritte Internationale Konferenz (Mannheim 22.–24.09.2009). (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 1). Tübingen, S. 485–494.
- Stenschke, Oliver (2007): „Ende diesen Jahres“: Die Flexionsvarianten von Demonstrativpronomina als ein Beispiel für Degrammatikalisierung. In: Deutsche Sprache 35, S. 63–85.
- Strecker, Bruno (2006): Anfang *diesen Jahres* oder Ende *dieses Jahres*? – Genitiv Singular beim Demonstrativ-Artikel. In: Sprachreport 22, 3, S. 13–15.
- Strecker, Bruno (2012): *Wegen dem Regen* oder *wegen des Regens* – Dativ oder Genitiv? Internet: http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht?v_id=67 (Stand: 4.11.2013).
- Takada, Hiroyuki (1998): Grammatik und Sprachwirklichkeit von 1640–1700. Zur Rolle deutscher Grammatiker im schriftsprachlichen Ausgleichsprozeß. (= Reihe Germanistische Linguistik 203). Tübingen.
- Wiese, Bernd (2009): Variation in der Flexionsmorphologie: Starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. In: Konopka/Strecker (Hg.), S. 166–194.

Damaris Nübling (Mainz)

Sprachverfall? Sprachliche Evolution am Beispiel des diachronen Funktionszuwachses des Apostrophs im Deutschen

Abstract

In der emotional geführten Sprachverfallsdebatte wird besonders die Apostrophsetzung vor dem Genitiv- und dem Plural-*s*, vulgo Deppen-Apostroph, kritisiert und als vermeintliche Entlehnung aus dem Englischen stigmatisiert. Erst seit kurzem liegen mit Scherer (2010, 2013) korpusbasierte Untersuchungen vor, die eine angemessene Interpretation dieses graphematischen Wandels erlauben, der weitaus älter ist als gemeinhin vermutet. Generell erweist sich, dass viele als neu und bedrohlich empfundene Sprachveränderungen bereits vor über hundert Jahren meist ebenso emotional gegeißelt wurden. Der Beitrag befasst sich hauptsächlich mit der diachronen Entwicklung des phonographischen Apostrophs zu einem morphographischen, dessen Funktion nun nicht mehr darin besteht, nicht-artikulierte Laute zu markieren, sondern morphologische Grenzen (*Uschi's, Joseph K.'s, CD's*). Deutlich wird, dass der Apostroph der Gestaltschonung komplexer Basen dient, deren Gros aus Eigennamen besteht. Anschließend wird in einem kürzeren Teil nach der Entstehung und Beschaffenheit dieser *s*-Flexive selbst gefragt. Diese sind ihrerseits Ergebnis flexionsmorphologischer Umstrukturierungen und garantieren maximale Konstanthaltung des Wortkörpers. Abschließend wird noch die neueste Entwicklung gestreift, die in der Deflexion ebendieser *s*-Flexive besteht und die sich wieder am deutlichsten bei den Eigennamen manifestiert. Diese haben als Quelle all dieser Entwicklungen zu gelten (vgl. *des Irak, des Helmut Kohl, auch des Perfekt, des LKW, des Gegenüber*). Insgesamt ist festzustellen: Nicht nur die Apostrophsetzung vor *s*-Flexiven, sondern auch die *s*-Flexive selbst sowie ihr derzeitiger Abbau dienen ein und derselben Funktion: Der Schonung durch Konstanthaltung markierter Wortkörper, worunter mehrheitlich Eigennamen fallen, daneben auch Fremdwörter, Kurzwörter und Konversionen. Damit sind es die Eigennamen, die Ausgangspunkt und Ursache tiefgreifenden flexionsmorphologischen und graphematischen Wandels bilden.

1. Das Deutsche als tiefes Schriftsystem

Das deutsche Schriftsystem hat seit der frühnhd. Periode eine rapide zunehmende Vertiefung seiner Verschriftungsprinzipien erfahren, d.h., es hat neben bislang phonographischen auch morphosemantische Prinzipien ausgebildet. Am wichtigsten ist dabei das so genannte Morphemkonstanzprinzip. Es besagt nach Nerijs (2000, S. 146 f.), dass

graphische Morphemformen – z.T. trotz Abweichung in der phonischen Morphemform – weitgehend konstant oder zumindest ähnlich gehalten werden, um eine Identifizierung der Morpheme durch den Lesenden zu befördern. Von daher erklären sich auch konkurrierende Bezeichnungen wie *Prinzip der Morphemkonstanz* oder *Schemakonstanz*.

Das Morphemkonstanzprinzip ist vielgestaltig und in seiner Herausbildung eingehend von Ruge (2004) untersucht worden. Der Kurzvokal [ɛ] und der Diphthong [ɔi] können jeweils auf zwei Weisen verschriftet werden, entweder phonographisch als <e> bzw. <eu> (z.B. <Stelle>, <heute>) oder morphographisch mit den Umlautgraphemen <ä> bzw. <äu> (z.B. <Ställe>, <Häute>). Letztere stellen einen materiell-graphetischen Bezug zu nicht-umgelauteten Basisformen mit <a> bzw. <au> her (<Stall> bzw. <Haut>). Der faktisch (auf phonologischer Ebene) große Abstand zwischen [a] und [ɛ] bzw. [au] und [ɔi] wird auf graphematischer Ebene durch die größere Ähnlichkeit der Buchstaben verringert (als <a/ä> bzw. <au/äu>). Dies fördert die direkte Informationsentnahme durch den (stillen) Leser (Erfassungsfunktion). Die morphologischen <ä/äu>-Schreibungen kommen um 1500 auf und setzen sich zügig zwischen 1600 und 1700 durch.

Abb. 1: Vom flachen zum tiefen Schriftsystem

Weitere von Ruge (2004) untersuchte morphologische Prinzipien bestehen in der Übernahme der Konsonantendoppelschreibung von der Wortmitte (*wollen, können*) in den Silbenendrand (<will, wollte, kannst>). Ursprünglich diente diese Graphemverdopplung nur (phonographisch) der intervokalischen Silbengelenkschreibung in <wollen, sollen, können>. Sie wurde morphologisch überformt und in sämtliche Wortformen überführt (<wil → will, sollte → sollte>), womit morphologische Schema- oder Konstanzschreibung entstand. Als drittes hat Ruge die graphische Aufhebung der Auslautverhärtung untersucht (<tac> → <Tag> [ta:k] wegen <Tage>; schon gegen 1500 durchgeführt). Viertens, und dies leitet zu den Apostrophen über, fand ein „Abbau determinativ-phonetischer Kürzungen“ (ebd., S. 207–232) statt, d.h.,

schreiberbegünstigende Kürzungszeichen (in Handschriften ermöglichten sie u.a. auch die Einhaltung des Schriftspiegels), die nicht immer eindeutig waren, mussten vom Leser aufgelöst werden. So konnte der Nasalstrich, angebracht über dem vorangehenden Vokal, sowohl <m> und <mm> als auch <n> und <nn> ersetzen. Der Leser hatte so zu ergänzen, dass sich etwas Sinnvolles ergab. Dies gilt auch für den so genannten (e)r-Haken, der für <r> und (i.d.R.) einen Vokal stand, oft <er>, und meist rechts am vorangehenden Graphem angebracht wurde. Solche Kürzungszeichen unterminieren zum einen die Morphemkonstanz (indem sie Schreibvarianten wie <ganz> vs. <gāz> generieren), zum anderen muten sie dem Leser die je spezifische Auflösung zu. So nimmt es nicht wunder, dass die Kürzungszeichen zwischen 1500 und 1600 nicht nur rapide zurückgehen, sondern regelrecht abstürzen und bald danach verschwinden (siehe die Graphik in Ruge 2004, S. 217).

Jacob Grimm wendet sich in seiner polemischen Schrift „Ueber das pedantische in der deutschen sprache“ von 1847 an den Stellen, wo er die deutsche Schreibung behandelt, fast ausschließlich gegen solche (und andere) morphosemantische Prinzipien, deren Funktionalität damals noch nicht bekannt war. Stattdessen möchte er zur flachen Phonographie des Ahd. und Mhd. zurückkehren, wenn er schreibt:

vor mehr als 800 jahren, zu Notkers zeiten in Sanct Gallen, war es besser um die deutsche schreibung bestellt und auf das genaue bezeichnen unsrer laute wurde damals grosze sorgfalt gewendet; noch in der schrift des 12. und 13. jh. lässt sich rühmliches melden, erst seit dem 14. jh. begann sie zu verwildern. mich schmerzt es tief gefunden zu haben, dasz kein volk unter allen [...] heute seine sprache so barbarisch schreibt wie das deutsche [...].

Zu den Barbareien zählt er die Schreibung einfacher Laute mit mehr als einem Buchstaben (z.B. [χ] → <ch>, [ʃ] → <sch>), was er als „schleppende Breite“ empfindet, die Verdreifachung von Graphemen in der Morphemfuge, obwohl man sie nur einfach artikuliert (<stalllicht, betttuch>), die unnötige Schreibung <wangküsse>, wo – er argumentiert stets aus phonographischer Perspektive – ja auch die mhd. Schreibung <wanküsse> ausreiche (vor [k] wird [n] > [ŋ] assimiliert). Auch Bindestriche innerhalb von Komposita (<himmel-blau>) und Apostrophe (als Fälle „unnöthiger striche und haken“), die auch Grimm schon als Import aus dem Französischen bzw. Englischen abwertet, seien unnötig, da sie keine Laute bezeichnen. Die größten Barbareien stellen für ihn jedoch die Eigennamenschreibung und die Substantivgroßschreibung dar. Zu ersterer: „Jeder regel des schreibens aber enthoben wähnt man sich sonst bei eigennamen“, denn

man schlage eins unsrer adreszbücher auf, welche barbarei daraus entgegen weht; da stehn Hofmänner und Wölfe bald mit F bald FF geschrieben [...]; unerlässlich erscheint mir, dasz eine gebildete sprache ihre eigennamen den gesetzen unterwerfe, die für alle übrigen wörter gelten, und wo sie es nicht thut verdient sie geschmacklos zu heissen.

Eigennamen befinden sich bis heute jenseits orthographischer Regulierung, was ihrer besonderen Funktion geschuldet ist, monoreferent auf ein Objekt zu verweisen, ohne die potenzielle Semantik, die ihr Wortkörper evozieren könnte, zu entfalten (z.B. *,Wolf* in <Wolff>). Diese wörtliche Bedeutung wird ausgeblendet. Abweichende Schreibungen unterstützen diese Funktion.¹ Außerdem verleihen sie dem Eigennamen maximale Unverwechselbarkeit und Individualität. Genaugenommen kommen die deutschen Eigennamenschreibungen dem logographischen Prinzip am nächsten, d.h. der individuellen Wortschreibung, oft bei Verletzung der üblichen GPK-Regeln in beide Richtungen (z.B. Konsonantenverdopplungen nach Liquidgraphemen wie in <Wolff, Bismarck> oder kurze Vokalartikulation bei <Hofmann, Schmid>).

Da auch die Substantivgroßschreibung dem Mhd. fremd war, hat Grimm diesen „misbrauch groszer buchstaben“ strikt abgelehnt. Auch die Großschreibung fällt unter die morphosemantischen Prinzipien, am ehesten unter das syntaktische Prinzip, indem Köpfe von NPs markiert werden. Zu weiteren Verschriftungsprinzipien siehe Augst (1981), Meisenburg (1998), Eisenberg (1989), Nerius (2007).

2. Die Entwicklung des Apostrophs vom phonographischen zum morphographischen Syngraphem

2.1 Historische Entwicklung

Der Apostroph hat eine interessante Entwicklung durchlaufen und sich dabei, ganz im Einklang mit der allgemeinen Überwindung der reinen Phonographie hin zu einem tiefen Schriftsystem, von einem phonographischen zu einem morphographischen Zeichen gewandelt. Da er am vorangehenden Graphem als „Hinter-“ oder „Nachstrichlein“ (so seine Bezeichnung im 17. Jahrhundert) haftet und sich auf Wortformen und deren Interpretation bezieht (und nicht auf die Syntax), bezeichnet man ihn auch als Syngraphem (Gallmann 1989). Die folgenden Ausführungen basieren auf Klein (2002), Ewald (2006), Nerius (2007) und Bankhardt (2010).

In mittelalterlichen Handschriften fungierte der Apostroph oder (e)r-Haken, wie bereits erwähnt, als rein graphisches Kürzelzeichen für zu arti-

¹ Bei (oft komplexen) Namen, die aus dem Normalwortschatz schöpfen, z.B. solchen von Werktiteln („Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, „Die Räuber“, „Der Fliegende Holländer“), findet üblicherweise eine Rahmung durch Anführungszeichen statt. Diese Anführungszeichen können gewissermaßen als doppelte Apostrophe gesehen werden. In jedem Fall markieren sie den onymischen Status ihres Inhalts und blockieren gleichzeitig die Aktivierung der wörtlichen Bedeutung. Sie bilden einen noch markanteren Eigennamenschutz als der Apostroph (auch durch ihre Paarigkeit) und können als echte logographische Indikatoren gewertet werden.

kulierendes <r> (nach Vokal, z.B. <ja'>) oder <er> (dies nach Konsonant, z.B. <od', v'gessen, kind'>) (Ebert et al. 1993, S. 31). Auch machen Ebert et al. (1993, S. 32) ab dem 16. Jahrhundert französischen Einfluss geltend, was seinen Elisionswert für <e> erklären würde. Auch wenn er keinen eindeutigen Laut bezeichnete, so war der Apostroph anfänglich durchaus ein Phonogramm: Er stand für einen Laut/eine Lautfolge, der/die beim Lesen des Textes auszusprechen war und nur auf graphematischer Ebene nicht realisiert wurde. Wie von Ruge (2004, S. 207–232) gezeigt, wird dieses Kürzel in den frühnhd. Drucken zügig abgebaut. Damit wird das Zeichen in gewisser Weise frei. Es existiert Form ohne (bzw. mit schwindender) Funktion – beste Voraussetzung für eine Reanalyse. Von hier aus wandelt sich der Apostroph zu einem Elisions- oder Auslassungszeichen, meist für <e>, das im Gegensatz zur vorherigen Funktion genau nicht artikuliert wird. Es sind die metrischen Anforderungen der Dichtersprache des 17. Jahrhunderts, in denen sich eine solche Funktion entfalten konnte. Opitz und Schottelius haben den Apostroph in dieser Funktion ausführlich beschrieben (Klein 2002, S. 184). Primär bezeichnete er Apokopen (*solch' augen*) und Synkopen (*Gott's Verstand*), später (im 18. Jahrhundert) auch Aphäresen. Im 17. Jahrhundert entsteht die Diskussion um einen Standard, an dem die damalige Literatursprache großen Anteil hatte. In diesem Spannungsfeld zwischen apo- und synkopierender Volkssprache bzw. Dialekten und einer Literatursprache mit vollen Formen wurde der Apostroph mit der Konnotation ‚nicht standardsprachlich‘, ‚volkssprachlich‘, ‚gesprochensprachlich‘ befrachtet. Damit drückte er eine Differenz aus, die auch als Defizit empfunden wurde. Der Apostroph erlaubt sozusagen nicht-standardkonformen Wörtern den Zutritt in die Schriftsprache und markiert sie gleichzeitig als eigentlich nicht befugt. Der Drang zu sprachlicher De- bzw. Überregionalisierung, d.h. Vereinheitlichung, an der die Schriftsprache maßgeblichen Anteil hatte, verstärkte sich im 18. Jahrhundert, was zur Stigmatisierung des Apostrophs führte.

Hinzu kommt ab Mitte des 17. Jahrhunderts ein entscheidender Funktionszuwachs des Apostrophs: Er steht häufig als so genannter Genitivapostroph bei Personennamen (*Amalia's*), markiert also die Grenze zwischen der Grundform (Nom.Sg.) des Namens und dem Flexiv. Dabei zeigt sich folgende belebtheitsgesteuerte Progression: Personennamen >> Ortsnamen >> andere Namen und Appellative (ebd., S. 187). Um die Wende 18./19. Jahrhundert weitet er sich auch auf das Plural-s aus (*die Gore's, zwei Sopha's*): „Keinesfalls handelt es sich bei diesen Gebräuchen also um Erscheinungen, die zum ersten Mal in der Gegenwartssprache zu beobachten sind“ (ebd., S. 188).

Hier mutiert der Apostroph nun zu einem morphographischen (oder logographischen) Zeichen; er wird auch Grenz- oder Stammformapostroph genannt, da er morphologische Grenzen markiert bzw. die Stammform

auszeichnet und damit schützt. In beiden morphographischen Verwendungen wird er mehrheitlich von den zeitgenössischen Grammatikern (z.B. Grimm, Raumer, Duden) abgelehnt, wiewohl es durchaus einige gibt, die seinen leserseitigen Nutzen erkennen. So schreibt Sanders (1873, S. 30 f.):

Ganz besonders sind hier aber die Eigennamen zu beachten, bei denen es oft von sehr wesentlicher Bedeutung sein kann, sie von den angehängten Flexionstheilen klar und bestimmt geschieden hervortreten zu lassen. Zu diesem Zweck wird dem in der Deklination auftretenden *s* (gewöhnlich zur Bezeichnung des Genitivs, seltener des Plurals) und dem in der Adjektivbildung auftretenden *sch* ein Apostroph vorgesetzt, vor welchem der unveränderte Eigennamen steht. [...] Orthographisch richtig zu schreiben hat man also nach dem Vorstehenden z.B.: Ein Gedicht Goethe's; Ein Goethe'sches Gedicht [...].

Tatsächlich sind Apostrophe in Texten des 18. und 19. Jahrhunderts überaus häufig. Ewald (2006, S. 149) listet Beispiele von namhaften Autoren auf wie von Humboldt (1797), J. Paul (1800), Schiller (1813), eine Zeitung von 1800. Eindeutig dominieren hier die Eigennamen, besonders solche fremder Herkunft und fremder Struktur (z.B. mit auslautenden Vollvokalen): *Gahvani's*, *Creve's*, *Valli's*, *Presciani's*, *Mangili's*, *Gallini's*, *Green's*, *Bilsborrow's*, *Augusti's*, *Guerike's*, *Bell's*, *Castiglioni's*, *Gicard's*, *Coligny's*, *Katharina's*, *Beauchamp's*, *Bobigny's* etc., aber auch, wenngleich in der Minderzahl, *Lothar's*, *Heinrich's*, *Karl's*. Ausgangspunkt und Zentrum der morphographischen Apostrophe sind damit eindeutig die Eigennamen, genauer die auf belebte Objekte referierenden Anthroponyme, besonders dann, wenn sie nichtnative Strukturen enthalten.

Nicht zu vergessen ist der so genannte Derivationsapostroph (Ewald 2006), der innerhalb deonymischer Wortbildungen vorkommt, und zwar in Adjektiven auf <'sch>: <Wackernagel'sches Gesetz, Einstein'sche Relativitätstheorie, Grimm'sche Märchen>. Trotz ihres zweifelsfreien Adjektivstatus dürfen diese Derivate groß geschrieben werden; in diesem Fall kann vor das Suffix *-sch* ein Apostroph gesetzt werden. Diese adjektivische Großschreibung dürfte letztes Relikt historischer Adjektivgroßschreibungen sein, deren Hochzeit um 1700 bestand und deren Kern schon immer deonymische Adjektive bildeten wie <Römisch> (siehe Wegera 1996; Bergmann/Nerius 1998; S. 873–891; Ewald/Nerius 1999). Seit 1996 ist auch die Kleinschreibung deonymischer Adjektive möglich, dann jedoch ohne Apostroph: <grimmische Märchen>. Das Adjektivsuffix *-sch* geht aus silbischem *-isch* hervor (wie es bei *kindisch* weiterhin besteht). Interessanterweise sind es (wieder) die Personennamen, die hier die Vorreiter sind: Insbesondere dann, wenn eine Zugehörigkeit zum Namenträger bezeichnet wird, steht das kurze Suffix: <Grimm'sche Märchen, Bach'sche Kantaten> (dagegen <lutherisches Bekenntnis>). Adjektive mit Ortsnamen als Kern, die ebenfalls ein Zugehörigkeitsverhältnis ausdrücken, werden jedoch in aller Regel mit langem *-isch* abgeleitet, womit eine Apostrophsetzung entfällt: <brandenbur-

gisch, berlinisch>.² Doch kam es historisch zu (unregelmäßigen) Apostrophsetzungen auch nach Toponymen, allerdings seltener als nach Anthronymen. Hier zeigt sich der Einfluss der Belebtheitshierarchie beim Sprachwandel (siehe Nübling et al. 2010).

2.2 Reanalysen

Beim Funktionswandel vom phono- zum morphographischen Apostroph muss ein Ambiguitätsstadium bestanden haben, in dem die (zunächst leserseitige) Reanalyse vom Auslassungs- zum Grenzzeichen stattgefunden hat. Hier lassen sich sogar mehrere Reanalysen rekonstruieren.

Beginnen wir mit dem letztgenannten Fall des Derivationsapostrophs: Im Fall deanthroponymischer Adjektive, Typ *Bach'sche Kantaten*, hat eine – offensichtlich morphologisch motivierte, da nicht lautgesetzlich erfolgte – Vokalelision von *-isch-* > *-sch-* stattgefunden, die, wie jeder Sprachwandel, ein längeres Übergangsstadium in Form von Varianz voraussetzt. Genau hier stand der Apostroph erst (phonographisch) als Auslassungszeichen, nach dem *i*-Ausfall jedoch (morphographisch) als Grenzzeichen:

Mit der Durchsetzung der reduzierten Suffixform dürfte der Derivationsapostroph sukzessive seine Funktion verändert und sich von einem Auslassungssignal zu einem Grenzsignal entwickelt haben. In einem Beleg wie *Weygand'sche Buchhandlung* (1779) ließe sich der Apostroph folglich zum einen als Auslassungs-, zum anderen als Grenzmarkierung deuten. Mit dieser Entwicklung [...] könnte sich der Derivationsapostroph als wichtiger Wegbahner des Grenzapostrophs erweisen. (Ewald 2006, S. 152)

Im 19. Jahrhundert finden nach Ewald (2006) die ersten Bezugnahmen auf diesen Grenzapostroph statt, z.B. bei Heyse (1849, S. 16, zit. nach Ewald 2006, S. 154), wenn er schreibt: „das Schulze'sche Haus; hingegen: das Schulz'sche Haus od. Schulz'sche Haus, wenn der Mann nicht Schulze, sondern Schulz heißt [...]“. Selbst vor dem vollen Suffix empfiehlt er die Apostrophschreibung, was den morphographischen Status umso stärker unterstreicht (allerdings war die Apostrophsetzung vor *-isch*, wie Ewald 2006, S. 155–157 nachweist, auch im 18./19. Jahrhundert nicht üblich). In seiner Begründung rekurriert Heyse nicht etwa auf die morphologische Grenze, sondern auf die erkennbar bleiben sollende Grundform des Namens. Insofern ist der Begriff des logographischen Apostrophs durchaus gerechtfertigt (Klein 2002). Zentral ist die wortkörperschonende Funktion des Apostrophs. Sie spielt nicht nur in der graphematischen, sondern, wie wir in Abschnitt 3 sehen werden, auch in der morphologischen Entwicklung

² Natürlich auch hier mit Ausnahmen: *Hannover'sche/Hannoversche Politik*, *Hannover'sche Maschinenbau-Actien-Gesellschaft*, *Hannoversche Allgemeine*, *hannoverscher Schweißbund*. Möglicherweise spielt hierbei der Namenslaut eine Rolle.

der Namen eine entscheidende Rolle. Wie Ewald (2006, S. 157) herausstellt, setzen sich diese Apostrophe unabhängig von zeitgenössischen orthographischen Regeln und Empfehlungen durch: „Der Apostroph erweist sich somit im 18./19. Jh. als eher regelungsresistentes Orthogramm“ (ebd., S. 158). Umso mehr spricht dies für seine Funktionalität.

Auch beim Genitivapostroph ist die reanalysefördernde Brücke zwischen phono- und morphographischer Funktion rekonstruierbar: Im Laufe der Sprachgeschichte wurde das ursprünglich ausschließlich lange (silbische) Genitiv-*-es* unter bestimmten Bedingungen zu unsilbischem *-s* synkopiert (ahd./mhd. *Hartmuotes* > nhd. *Hartmuts*); die genaue Entwicklung, ihre prosodisch-phonologische Bedingtheit sowie die Ratio dahinter findet sich bei Szczepaniak (2010). Auch die Eigennamen waren von dieser Synkope betroffen, wenngleich hier eine (nur morphologisch zu begründende) Beschleunigung stattgefunden haben muss, denn heute gilt für Eigennamen (wie auch für Fremd- und Kurzwörter) prinzipiell, dass sie nur das kurze Genitiv-*-s* nehmen, unabhängig von den sonst geltenden Faktoren. Lange Endungen oder mögliche Varianz zwischen beiden Allomorphen ist hier nicht mehr möglich, vgl. appellativisch *des Kind(e)s*, aber onymisch *Süskinds* (**Süskindes*) *Werke*; ebenso: *die Blätter des Busch(e)s*, aber *Wilhelm Buschs* (**Busches*) *Gedichte*. Klein (2002, S. 188) schreibt hierzu:

Was den Genitiv-Apostroph betrifft, so scheint auch er anfangs eine mehr oder weniger deutliche phonographische Fundierung zu besitzen: Synkopierte einsilbige Formen wie <Gott's Wahrheit> wurden offensichtlich von den Dichtern genutzt, weil die zweisilbigen Formen (<Gottes>) nicht ins Versmaß passten. Möglicherweise ausgehend von solchen phonographischen Schreibungen wurden dann aber schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts Eigennamen manchmal mit dem Genitiv-Apostroph geschrieben.

Wann genau die Eigennamen die radikale Synkope von genitivischem *-es* > *-s* vollzogen haben, ist nicht genau bekannt (Namen werden aus vielen Untersuchungen ausgeklammert). Ausgehend vom *s*-Genitiv hat sich der Apostroph sporadisch, ab Ende des 18. Jahrhunderts, auf den *s*-Plural übertragen, hier jedoch von Anfang an als morphographisches Zeichen. Klein (ebd., S. 189) macht eher beiläufig eine wichtige Beobachtung: „Er ging aus von Familiennamen und verbreitete sich dann insbesondere bei Fremdwörtern.“ Nach Nübling/Schmuck (2010) geht der *s*-Plural, der als solcher tatsächlich bei den Familiennamen startet, auf die Reanalyse des Genitiv-*-s* zum Pluralmarker zurück. Diese immer wieder geäußerte These wird hier sowohl für das Deutsche als auch das Niederländische erhärtet. An der Stigmatisierung dieser *s*-Endung durch zeitgenössische Grammatiker kann man ihr ungefähres Alter ablesen. So schreibt Blatz (1900, 336 f.):

Der Plural bei Personeneigennamen wird mittelst der Endungen *-e*, *-ne*, *-en* (n), *-nen* gebildet, z.B. Die beiden Stolberge [...]. – Nicht gut: die beiden Schlegels, Heindorfs. Anders: Benders verreisen heute (elliptischer Genet. Sing.).

Anders ist im letzten Beispiel gar nichts; es handelt sich bei *Benders* ebenso um einen Plural wie bei *Schlegels* und *Heindorfs*, erkennbar am Verbalplural *verreisen*. Was für Blatz offensichtlich noch durchscheint, ist die alte (als elliptisch empfundene) Ursprungs konstruktion (*des*) *Benders Leute/Familie*, aus der heraus die Reanalyse vom Genitiv Singular zum Nominativ Plural stattgefunden hat. In heutigen Dialekten finden sich noch erstarrte Reliktkonstruktionen wie z.B. alemannisch *s Benders sin do* ‚die (wörtl.: ‚des‘) Benders sind da‘, *ich bin bi s Benders* ‚ich bin bei (des) Benders‘, *ich gang zu s Benders* ‚ich gehe zu (des) Benders‘ etc. Dem Familiennamen vorangestelltes *s* tradiert noch den alten Gen.Sg.-Artikel, doch fordert und bezeichnet die NP längst den Plural (zu dieser Reanalyse siehe eingehend Nübling/Schmuck 2010; Schmuck 2011). So nimmt es nicht wunder, dass die Familiennamen nicht nur Entstehungsort des *s*-Plurals, sondern auch des *s*-Pluralapostrophs sind. Eigennamen bilden oft das Zentrum sprachlicher Innovationen und werden in dieser Funktion sowohl von der Sprachgeschichts- als auch der Grammatikschreibung unterschätzt (mehr hierzu in Abschnitt 3).

Die weiteste Entwicklung hat der Apostroph im Falle der auf [s] auslautenden Namen wie *Hans*, *Ines*, *Marx*, *Fuchs*, *Schmitz* im Genitiv zurückgelegt. Hier lässt sich das Genitiv-*s* nicht artikulieren, da es keine auslautenden Geminaten gibt (die ältere Endung *-ens*, vgl. *Hansens Mutter*, ist heute kaum noch gebräuchlich). Ersatzweise steht hier der Apostroph. Da er keinerlei phonographische Funktion versieht, auch kein Morphem vom Stamm abhebt, ist er hier selbst zu einem Suffixersatz, zu einem rein graphischen Morphem aufgestiegen; in *Hans' Geburtstag*, *Ines' Abitur* hat er morphologischen und damit grammatischen Status erlangt. Das, was das Französische kennzeichnet (stumme Grapheme mit grammatischen Funktionen), ist damit auch im Deutschen an dieser Stelle vorhanden. Man kann den Apostroph auch ausschließlich als rechtes Grenzzeichen für die onymische Grundform (den Nom.Sg.) sehen und ihm damit logographische Funktion zuweisen. Er signalisiert dann die Integrität des Wortkörpers wie bei <Ines', Hans'>, d.h. er zeigt an, dass das auslautende *-s* nicht als Genitivendung von *<Ine, *Han> fehlzudeuten ist. In Fällen wie <Andrea's> vs. <Andreas> (auch <Carlo's>/<Carlos>) werden phonologische Homonyme graphematisch disambiguiert. Hier jedoch eine tiefenstrukturell anzusetzende phonologische Geminata (*-[s:] im Auslaut verbietet sich im Dt.) graphematisch angezeigt zu sehen, ist wenig plausibel, da dieses Prinzip nirgendwo sonst im Deutschen Verwendung findet (vgl. *sie *rät'/*brät'*; siehe Ewald 2006, S. 142).

Eine dritte, jüngere Brücke zwischen phono- und morphographischem Apostroph liefern die Präposition-Artikel-Verschmelzungen, solange diese noch ohne Bedeutungsveränderung mit ihrer Vollform austauschbar sind. Dies gilt z.B. für *das Autor steht vor'm* (= *vor dem*) *Haus*, *sie kommt mit'm* (= *mit dem*) *Fahrrad*, doch nicht für *wir fahren ins* (**in das*) *Engadin*, *wir sind beim* (**bei dem*) *Papst* (Nübling 2006). Bei der ersten (austauschbaren) Gruppe setzt

man den Apostroph, bei der zweiten nicht; hier gelten die Verschmelzungen (zurecht) als „gebräuchlich“, denn sie sind fest grammatikalisiert. Der Apostroph in *vor'm* und *mit'm* kann sowohl phonographisch als Auslassungszeichen für die Sequenz *de-* interpretiert werden als auch morphographisch als morphologische Grenze zwischen Präposition und Artikel.

Zusammenfassend lässt sich die Evolution des Apostrophs mit Abbildung 2 skizzieren. Insgesamt fügt sich seine Entwicklung voll und ganz den immer leserfreundlicheren, sich sukzessive vertiefenden Verschriftungsprinzipien des Deutschen. Dabei behält er auch seine alten Funktionen bei, sogar die als echtes Kürzelzeichen bei Toponymen (Typ *D'dorf*)³ – ebenso wie generell das Deutsche trotz seiner Überformung durch zahlreiche morphosemantische Schreibprinzipien nach wie vor eine stark phonographisch ausgerichtete Schreibung praktiziert.

Ahd. /Mhd.	Frühnhd.	frühes Nhd.	Nhd.
Silbensprache			Wortsprache
<u>Verschriftungsprinzipien:</u>			
phonographisch		morphographisch/logographisch	
flach			tief
Schreiberleichterung	Leseerleichterung		
Aufzeichnungsfunktion	Erfassungsfunktion		
<u>Apostroph:</u>			
phonographisch als Kürzelzeichen	>	>	<i>K'lautern, D'dorf,</i>
für verschiedene Laute	>	>	<i>N'hausen, M'gladbach ...</i>
Auslassungszeichen meist für <e>: <i>ich leb', heut',</i> <i>Ebr', wenn's, 's ist, würd'ge, ew'ger, auf'm, nach'n ...</i>			
Grenzzeichen/Wortschonung: <i>Bach'sche Fugen, Uli's Auto, Andrea's</i> <i>Hund, die 68'er, der CDU'ler, des</i> <i>Jh.'s, die CD's, des/ die Oho's ...</i>			
Suffixersatz/Wort- schonung: <i>Ines' Auto,</i> <i>Jens' Vater, Marx' Werke</i>			

Abb. 2: Die Evolution des Apostrophs zum morphographischen Zeichen

³ Selbst die ursprüngliche Funktion der Kürzel, den Satzspiegel einhalten zu können, ist hier noch gegeben: Abkürzungen wie *D'dorf* und *K'lautern* finden sich v.a. in Tabellen oder auf Straßenschildern mit wenig Platz.

Jenseits der Norm kommt es heute zu weiteren morphographischen Apostrophverwendungen, z.B. bei Dialektverschriftungen, wo der Apostroph beim Definitartikel *s* < *das* nicht dort, wo die Auslassung erfolgt, steht (*'s Ecke*), sondern oft dort, wo die morphologische Grenze zwischen Proklitikon und Basis verläuft: *s'Ecke*. Sehr oft grenzt der Apostroph Akronymie (Buchstabierkurzwörter) vom flexivischen Rest ab (*die CD's, des PKW's*), ebenso (graphische) Abkürzungen (*C.'s Hund, A.'s Haftzeit*) oder gar Logogramme wie Zahlen (*die 68'er*). In allen Fällen wird die Stammform, d.h. das Lexem bzw. der Namenkörper, geschützt.

2.3 Stigmatisierung und heutige Regelung

Es dürfte wohl kaum einen Sprachwandel geben, der nicht durch seine Zeitgenossen (die ihn selbst vorantreiben) geißelt und als Sprachverfall abgewertet würde. Das ist heute nicht anders als früher. Nach wenigen Generationen sind jedoch die alten guten Zeiten bzw. Formen vergessen: Niemand möchte heute zum Ahd. zurückkehren; es trauert auch niemand mehr einst starken Verben wie *pflegen*, *bellen* oder *salzen* nach, doch durchaus *backen*, *flechten* oder *melken*, da letztere gerade dabei sind, diesen Wechsel von stark zu schwach zu vollziehen. Im Fall des Apostrophs hat seine Stigmatisierung jedoch eine ungewöhnlich lange Tradition, sie findet sich schon im frühen 18. Jahrhundert. Klein (2002) und Ewald (2006) zeichnen die Geschichte der Missbilligung des Apostrophs nach. Besonders der (neue) morphographische Apostroph wird am schärfsten kritisiert (die wenigen Befürworter, die seine Funktion erkannt haben, sind Heyse 1849 und Sanders 1873, siehe Abschnitt 2.1). Stellvertretend für viele sei Wustmann (1891, S. 54 f.) zitiert, der sogar gegen jegliche Apostrophsetzung polemisiert:

Goethes oder Goethe's? Großes Vergnügen macht es vielen Leuten, den Genitiv von Personennamen mit einem Apostroph zu versehen: Friedrich's, Müller's. Selbst große Gelehrte sind in den Apostroph so verliebt, daß es ihnen ganz undenkbar erscheint, Goethes ohne das hübsche Häkchen oben zu schreiben. Nun ist der Apostroph überhaupt eine große Kinderei. Alle unsre Schriftzeichen bedeuten doch Laute, die gesprochen werden [...] Einzig und allein der Apostroph bedeutet gar nichts; ja er soll geradezu einen Laut bedeuten, der – nicht da ist [...]. Ist das nicht schon kindisch?

Besonders vehement geht er gegen den Apostroph als Suffixersatz bei Namen auf [s] vor, wo er sowohl *<Leibniz's Plan> als auch *<Leibniz' Plan> ablehnt („gar zu einfältig“). Hier möchte er gerne die lange *ens*-Endung reaktivieren: *Leibnizens Plan*. Doch ist er wiederum gegen *Brahmsens Sonate* und *Sophoklessens Antigone* („klingt nicht schön“); hier rät er gar, den Namen zu vermeiden: *des Dichters Werke* oder *sein Werk*.

Auch auf der 1. Orthographischen Konferenz von 1876 stellte sich Konrad Duden vehement gegen den sich „eingeschlichen“ habenden Apostroph

und verhinderte, dass er in seiner morphographischen Funktion als Grenzsignal ins Regelwerk einging. Einzig als Auslassungszeichen (*heil'ge Nacht*), worunter hier auch das eigentlich zu realisierende Genitiv-*s* bei Namen auf [s] fällt (*Vofß' Luise*), ist er seit 1901 erlaubt. In seinen morphographischen Funktionen vor den Suffixen -*s* und -*sch*- ist er untersagt (also: *Andreas Hund*, *Schillersche Dramen*). Erst in der Reform von 1996, die den Apostroph in §§ 96–97 regelt, kommt die so genannte Toleranzregel hinzu, die diese Fälle zumindest nicht als regelwidrig ausweist (was sie vorher eindeutig waren) und die sich wie folgt liest (als Ergänzung zu § 97):

E: Von dem Apostroph als Auslassungszeichen zu unterscheiden ist der gelegentliche Gebrauch dieses Zeichens zur Verdeutlichung der Grundform eines Personennamens vor der Genitivendung -*s* oder vor dem Adjektivsuffix -*sch*: *Carlo's Taverne*, *Einstein'sche Relativitätstheorie*.

Dies ist keine Aufforderung oder gar Verpflichtung, vor dem Genitiv-*s* bzw. dem Suffix -*sch*- einen Apostroph zu setzen, sondern lediglich eine Erlaubnis, dies zu tun. Auch lässt das einzige Beispiel *Carlo's* offen, ob dies nur bei fremden Namen bzw. solchen, deren Grundform auch ein festes, auslautendes -*s* enthalten könnte, erlaubt ist (*Carlos* ist auch ein spanischer Vorname), ob also eine Disambiguierungsfunktion enthalten sein muss (Ewald 2006, S. 143). Dies alles bleibt im Dunkeln. Die Schonung der Grundform bildet die einzige leitende Absicht. Der Apostroph vor Plural-*s* und generell nach Appellativen wird jedoch nirgends erwähnt, also bleibt er hier normwidrig.

§ 62 regelt die deonymischen Adjektivableitungen und schreibt bei ihrer Großschreibung Apostrophsetzung vor, was eine Neuerung ist. Ebenfalls neu ist die Möglichkeit ihrer (apostrophfreien) Kleinschreibung:

Kleingeschrieben werden adjektivische Ableitungen von Eigennamen auf -(i)*sch*, außer wenn die Grundform eines Personennamens durch einen Apostroph verdeutlicht wird, ferner alle adjektivischen Ableitungen mit anderen Suffixen. Beispiele: *die darwinsche*/ *die Darwin'sche Evolutionstheorie*, *das wackernagelsche*/ *Wackernagel'sche Gesetz* [...].

Ansonsten (siehe § 96) ist der Apostroph in diversen Auslassungsfunktionen weiterhin zugelassen (auch in seiner genuinsten und ältesten Funktion als Kürzel, wo er für unterschiedliche zu artikulierende Laute steht, Typ *D'dorf*). Allerdings findet sich der Zusatz, dass Wörter ohne ihn „schwer lesbar oder missverständlich“ sein müssen, z.B. *in wen'gen Augenblicken*, *das Wasser rauscht'*. Seine Verwendung als Auslassungszeichen wurde eingeschränkt, etwa bei häufigen Apokopen (*ich leb, ich geh*), Synkopen (*andre, wechsl*), Imperativen (*komm, lass*) und gebräuchlichen Präposition-Artikel-Enklisen (*ins, überm, übern*). § 97 erlaubt ihn nur bei ungewöhnlichen Enklisen wie *mit'm*, *das war'n* (= *war ein*) *Erfolg*, wo „Wörter gesprochener Sprache mit Auslassungen bei schriftlicher Wiedergabe undurchsichtig sind“ (§ 97). Wie sich jedoch Undurchsichtigkeit und schwere Lesbarkeit definieren, dies

alles bleibt unklar. Die Formulierungen sind eher implizit als explizit und enthalten mal Muss-, mal Kann-Bestimmungen. Man merkt auf Schritt und Tritt, wie heikel dieses Thema ist (siehe auch Klein 2002, S. 190–193).

Wie bzw. warum kam es zu dieser langen Geschichte der Stigmatisierung bis hin zu dafür eigens eingerichteten Websites? Diese Frage beantwortet eingehend Klein (2002): Letztlich geht die Geringschätzung des Apostrophs auf sein frühes phonographisches Stadium als Auslassungszeichen im 17./18. Jahrhundert zurück, da er – zu Zeiten, als der Wunsch nach einer überregional gültigen Standardsprache aufkam – dialektale bzw. als substandardsprachlich empfundene, reduzierte Formen der gesprochenen Sprache markierte. Wörter mit Auslassungsapostroph setzen immer ein „vollständiges“ Vergleichswort voraus, das eigentlich gemeint ist und der (statushohen) Schriftsprache angehört; damit weisen sie sich selbst als defizitär aus. Gallmann (1985, S. 258) sieht hierin „eine der eigenartigsten Funktionen eines Graphems in unserm Schriftsystem“ und bezeichnet den Auslassungsapostroph als „Normverstoßsignal“. Klein (2002, S. 176) charakterisiert den Apostroph als *relationales Syngraphem*, da er auf zwei Formen rekurriert, die reduzierte und die volle. Aus dieser Differenz, der Spannung zwischen Standard und Standardferne, dürfte die prinzipielle Negativbewertung des Apostrophs herrühren. Die Schreiberin selbst drückt damit ihr Wissen um die „richtige“ Form aus, was den Apostroph nach Klein auch zu einem stilistischen Syngraphem macht. Fällt eine bisherige Apostrophsetzung weg (wie bei geläufigen Enklisen, beispielsweise *durchs*, *vorm*, oder Phraseologismen, zum Beispiel *mit Müß und Not*), begreift man die betreffende Form quasi als standardsprachlich geadelt: Sie ist aufgestiegen.

2.4 Die Apostrophsetzung in gegenwartssprachlichen Korpora

Außer impressionistischen Äußerungen, oft basierend auf Zufallsfunden und kleineren Sammlungen, gab es bis 2010 keine korpusbasierten Untersuchungen zur Apostrophsetzung in heutigen Texten. Mit Bankhardt (2010) und Scherer (2010) sind fast gleichzeitig zwei Arbeiten erschienen, jüngst auch Scherer (2013). Diese Ergebnisse sollen nun resümiert werden, wobei besonderes Gewicht auf die jüngeren, von Vielen kritisierten morphographischen Apostrophe gelegt wird.

Bankhardt (2010) hat Dezemberausgaben des „Mannheimer Morgens“ von 2004 synchron untersucht. Erfasst wurden sämtliche Apostrophe, was 914 Treffer ergab. Davon entfallen 695 auf Elisions- (76%) und 190 (20%) auf morphographische Apostrophe (der Rest sind Abkürzungen wie <N^hausen>).

Scherer (2010, 2013) hat drei große Korpora untersucht: 1. das DWDS des 20. Jahrhunderts, womit sie die Diachronie von ca. 100 Jahren erfasst, 2. die Berliner Zeitung (BZ) von 1994/95 sowie 3. die Potsdamer Neuesten

Nachrichten (PNN) von 2003–2005. Extrahiert hat sie die Sequenz <'s>, d.h. sie erfasst ausschließlich Apostrophe vor *s* am Wortende. Nicht erfasst werden also die Adjektive vom Typ *Einstein'sche Theorie* und die Eigennamen auf *-s* vom Typ *Ines' Hund*. Sie gelangt zu insgesamt 23.810 Belegen, wovon insgesamt 20.567 (= 86%) auf Elisions- (inkl. Verschmelzungen wie <auf's>) und 3.243 (= 14%) auf morphographische Apostrophe entfallen. Was die Entwicklung der letzten 100 Jahre betrifft, so sinkt der Anteil der Elisionsapostrophe in Zeitungstexten (bei allem textsortenbedingtem Auf und Ab) insgesamt um 10–20 Prozentpunkte ab (DWDS 1900–1909: 85%, 1910–1919 sogar 95%; BZ 1994–95: 77%, PNN 2003–05: 74,3%). Dies geht zugunsten der morphographischen Apostrophe: Im DWDS 1900–1919 befinden sie sich noch im einstelligen Prozentbereich, heute (BZ, PNN) bei ca. 21% (siehe Scherer 2010, S. 6–8).

Uns interessieren im Folgenden nur die morphographischen Apostrophe, d.h. deren genaue Funktionen und Basen.

Abb. 3: Bankhardt (2010): Die vier Funktionsbereiche des morphographischen Apostrophs (Suche: alle <'>; Tokens)

Abbildung 3 enthält Bankhardts Befunde, die einen überaus klaren Schluss nahelegen: Es sind zuvörderst Eigennamen, deren Flexive durch einen Apostroph vom Namenkörper abgegrenzt werden. In seiner Funktion als Suffixersatz (Typ *Ines' Hund*) kommt der Apostroph zu 34% vor, dabei zu über 90% an Eigennamen, genauer: Personennamen. Vor einem Genitiv-*s* steht er zu 27%, hier ausschließlich nach Eigennamen, genauer: fast nur Personennamen. Exakt das Gleiche gilt für die deonymischen Adjektive auf *'sch*. Die verbleibenden 22 Apostrophe (11%) enthüllen auch eine klare Funktion: Ihr größter Basenanteil sind Akronyme, die personenbezeichnende Derivate auf *-ler* bilden (Typ *DRK'ler*). Hier leistet der Apostroph sogar eine

doppelte Abgrenzungsfunktion: einerseits die Bezeichnung der morphologischen Grenze zwischen Stamm und Suffix, andererseits die zwischen Syllabo- und Phonographie, wobei die Syllabogramme zusätzlich durch Majuskeln markiert werden (Gallmann 1985, S. 101). In Anlehnung an Gallmann (1985) nennt Scherer (2010) dies das graphematisch-morphologische Prinzip. Würde das gesamte Wort (z.B. in einer Überschrift) großgeschrieben (DRK'LER), wäre der Apostroph sogar das einzige Grenzsinal für die beiden Schriftsysteme. Übrigens hat auch ein Teil dieser Akronyme Eigennamenstatus (z.B. DRK). Selbst die sechs hinzukommenden Apostrophe vor dem Plural-*s* folgen ausnahmslos Akronymen bzw. Kurzwörtern (*LP's*, *GI's*, *KiK's*). Von irrlichternden „Deppenapostrophen“ kann nicht die Rede sein, auch wenn die Pluralapostrophe normwidrig sind.

Abb. 4: Scherer (2010): Die beiden Funktionsbereiche des morphographischen Apostrophs (Suche: alle <'s> am Wortende; Tokens)

Auch Scherer (2010, 2013) erbringt den Nachweis, dass regelwidrige Setzungen in ihrer Frequenz weit überschätzt werden und, indem sie auch eine diachrone Perspektive enthält, dass es sie schon immer gab. Abbildung 4 enthält ihre Ergebnisse, die auf weit größeren Zahlen basieren als die von Bankhardt.

Knapp 89% der Apostrophe vor finalem *s* grenzen ein Genitiv-*s* ab. Auch hier reicht der Anteil der onymischen Basen an die 100%-Marke heran (es sind knapp 98%). Abbildung 5 zeigt eindrucksvoll, dass allein mit 94% die Personennamen das Gros ausmachen. Darunter fallen primär Familiennamen, dann Rufnamen und schließlich weitere Personennamen (wie *Mao*, *Buddha*, *Nessi*).⁴

⁴ An Carmen Scherer geht mein großer Dank dafür, dass sie mir das gesamte Korpus zur Verfügung gestellt hat, ebenso die Graphik in Abbildung 5.

Abb. 5: Apostroph vor Genitiv-*s* im Scherer-Korpus: Basen

Die höchste Wahrscheinlichkeit der Apostrophsetzung besteht dann, wenn zwei (oder mehr) begünstigende Faktoren zusammentreffen, z.B. onymischer Status + Abkürzung (mit und ohne Abkürzungspunkt), Typ *Joseph K. 3*, *S. B. 3*, *F. 3/F. 3*. Hier ist die Apostrophsetzung normwidrig. Diese Gruppe ist im Korpus überraschend groß, wohl deshalb, weil sie eher Apostrophsetzung erzwingt als ungekürzte Eigennamen. Da die *s*-Genitive ohne Apostrophsetzung nicht erfasst wurden, lässt sich nicht sagen, um wieviel häufiger gekürzte Namen im Genitiv apostrophiert werden als ungekürzte. Doch legt der überaus hohe Anteil abgekürzter Namen mit Apostroph im Scherer-Korpus die Vermutung nahe, dass dies Usus ist (Näheres siehe Scherer 2010, S. 9–14).

Mit 3% relativ gering ist die Gruppe der „sonstigen Namen“, worunter v.a. Toponyme fallen, die, wie das Korpus ausweist, auffällig viele Fremdmerkmale enthalten: *Benomatapa*, *Moskwa*, *Inyanga*, *Pozuzo* etc. Hier greift der dritte apostrophfördernde Faktor, nicht-native Strukturen, also Fremdwortcharakter. Belebtheit ist bei den Personennamen das wichtigste Kriterium, das Apostrophsetzung zur Namenkörperschonung auslöst. Dies schließt keineswegs aus, dass Kurz- oder Fremdwortmerkmale ihrerseits die Apostrophsetzung verstärken; ein Blick ins Korpus bestätigt dies. Je mehr sich die Basis jedoch von diesem Prototyp entfernt, desto eher müssen andere begünstigende Faktoren hinzutreten. Besonders deutlich zeigen dies die 1,7% der Appellative (= 60 Tokens), die kategorial am weitesten von den Personennamen entfernt sind, aber umso mehr fremde bzw. kurzwortige Strukturen enthalten: *Bureau*, *Bialy*, *Joker*, *Genie*, *Raver*, *Majestät*; *EEG*, *KB*, *LP*,

LKW, *Pkw* etc. Damit erweist sich, dass morphographische Apostrophe primär wortkörperschonende Funktionen ausüben (was Scherer 2013 nach Gallmann 1985 als pragmatisch-morphologisches Prinzip bezeichnet). Der so genannte Rest (in Abb. 4), der auf die Genitivapostrophe entfällt, umfasst 34 Tokens, die sich auf genau drei Types verteilen, ausnahmslos Abkürzungen: <Jh's, A's, B's>.

Die zweite Domäne der Apostrophsetzung vor wortfinalen -s betrifft das Plural-s (Scherer 2010, S. 14–18). Dies macht 11% der morphographischen Apostrophe aus (siehe Abb. 4). Obwohl Eigennamen, da monoreferent, selten in den Plural treten (nur dann, wenn es mehrere Referenten mit gleichem Namen gibt), machen sie in dieser Gruppe immer 34% aus gegenüber 57% Appellativen und 8,8% anderen Wörtern. Die Namen verteilen sich fast ausschließlich auf Familiennamen (Typ *die Buchholzen's*), wobei sich hierunter mehr abgekürzte als volle Namen befinden (häufigster Typ: *die M.'s/die M's*). Genauer: zwei Drittel sind abgekürzt, nur ein Drittel nicht. Selbiges betrifft die Appellative: Wenn sie nicht aus Fremdwörtern bestehen (z.B. *die Dandie's, Kotelett's*), dann handelt es sich auch hier (mehrheitlich) um Abkürzungen (*die LP's, LKW's*), v.a. wenn sie fremdsprachlich sind (*die DJ's, GI's*). Man sieht: Die Zutrittsbedingungen zu einem apostrophierten Plural-s sind deutlich höher als beim Genitiv, meist sind die Wörter mehrfach motiviert. Unter „andere“ fallen Konversionen (*die Ach's, Hm's, Etc's*) sowie einbuchstabige Musiknoten, Variablen (*die W's*) u.Ä. Kurzum: Unter den 354 Belegen befindet sich kein einziges genuines, natives, ungekürztes Appellativ (solche Appellative nehmen jedoch üblicherweise ohnehin kein Plural-s).

Schließlich ist in Abbildung 4 ein kleiner Rest von 15 Tokens verzeichnet mit nur 0,4% Anteil an allen morphographischen Apostrophsetzungen. In dieser marginalen Gruppe tummelt sich nun das, was in der Öffentlichkeit als grassierende Deppenapostrophe wahrgenommen wird: Derivationsaffixe wie Fugenelemente (*Kalb's Leber, Bahnhof's Gaststätte*), -s zur Adverbbildung (*dienstag's, besonder's*) oder vermeintlich für einen Genitiv gehaltene Namen wie *Phil Collin's*. Auch wenn dies zweifellos normwidrige Setzungen sind, so zeugen sie doch von einer schreiberseitigen Reanalyse als Genitiv-s, sie folgen also einer Regel(übergeneralisierung). Im Fall einiger Komposita (*Kalb's Leber*) resyntaktisieren sie sogar diese feste morphologische Verbindung zu attributiven Genitivphrasen. Gerade solchen neueren Apostrophsetzungen geht ausführlich Scherer (2013) nach, u.a. auch mit Internetrecherchen. Sie sieht hierin eine interessante funktionale Weiterentwicklung des morphographischen Apostrophs: Diente er anfänglich ausschließlich der Auszeichnung der rechten Grenze des Wortstamms und damit seiner Schonung (*Lafontaine's*), so wandelt er sich gegenwärtig dazu, die linke Morphemgrenze zu markieren, d.h. das <s>-Segment gut erkennbar zu halten und

abzugrenzen von einer in aller Regel wohlgeformten Wortform links davon (*niemal's*, *fall's*, *namen's*, *seiten's* etc.), die diese (fehlerhafte) Reanalyse auslöst. Auffälligerweise tritt der morphographische Apostroph (so gut wie) nie vor das silbische Genitivallomorph *-es* (z.B. **<des Bild'es>*) und sehr selten vor *<n>*, *<isch>* oder *<ler>*. In jedem Fall sind die Schreibenden auch solcher norm-, wenngleich nicht regelwidriger Apostrophe an der leserseitigen Erleichterung der Wortdekodierung interessiert, sie geben Auskunft über die (aus ihrer Sicht geltende) Wortstruktur. Damit verhält sich die Apostrophsetzung (auch die normwidrige) nicht unsystematisch. Dies zeigt, dass morphologische Verschriftungsprinzipien bis heute produktiv sind und dass sie in einen Zusammenhang zu stellen sind mit vermehrter Bindestrichschreibung bzw. auch Spatiensetzung bei Komposita (*<Jod-Salz>* bzw. *<Jod Salz>*) oder der Verwendung so genannter Binnenmajuskeln (*<JodSalz>*). Nicht zufällig finden sich auch diese neueren (ebenso negativ bewerteten) Schreibungen vorrangig bei Eigennamen. Eigennamen bilden somit das Zentrum dieser Neuerungen, insbesondere die die Spitze der Belebtheitshierarchie besetzenden Personennamen. Doch haben Eigennamen nicht nur die morphographische Apostrophschreibung begründet und gesteuert, auch andere Sprachwandelerscheinungen haben hier begonnen, z.B. die erwähnte Herausbildung des Plural-*s* über die Reanalyse des Gen.Sg.-*s* bei kollektiv verwendeten Familiennamenkonstruktionen, die Entstehung und Ausbreitung von Diminutivsuffixen, die Herausbildung und Durchführung der Monoflexion in der NP sowie der Deflexion am Wortkörper selbst. Sogar das deutsche Alleinstellungsmerkmal der Substantivgroßschreibung hat sich an dieser Belebtheitshierarchie orientiert und begann bei den Eigennamen (Bergmann 1999; Nübling et al. 2010, S. 195–199; Szczepaniak 2011). Wie Schmuck (2009) zeigt, fungieren Personennamen sogar als Quelle von Grammatikalisierungen. Eigennamen haben damit schon vielfach Sprachwandel in Gang gesetzt. Dies steht ihrer Marginalisierung sowohl in der Grammatik- als auch in der Sprachgeschichtsschreibung diametral entgegen. Zu oft werden sie hier ausgeblendet bzw. in Anmerkungen oder Fußnoten gesteckt.

2.5 Die Apostrophsetzung als Entlehnung aus dem Angelsächsischen?

Die weit verbreitete Annahme, die (morphographische) Apostrophschreibung entstamme (ähnlich wie das Plural-*s*) dem Englischen, kann schnell zurückgewiesen werden: Den Beginn des englischen Lehneinflusses setzt man mit 1945 an. Wie gezeigt, ist der umstrittene morphographische Apostroph jedoch schon im 18. Jahrhundert im Deutschen vorhanden, und dies mit einer Frequenz und Geläufigkeit, die oft übersehen wird. Außerdem werden im Zuge dieses Sprachkontakts ab 1945 v.a. Lexeme entlehnt. Die

Grammatik bleibt hiervon unberührt. Dass es bei diesem Kontakt zur Entlehnung einer graphematischen Regel („Apostroph vor Genitiv-*s*“) kommt, setzt einen weitaus intensiveren Sprachkontakt voraus. Außerdem deckt sich bei genauerem Hinsehen die deutsche Apostrophsetzung nicht mit der englischen, denn im Englischen steht der Apostroph vor jeglichem Genitiv-*s*, auch bei Appellativen (vgl. *my brother's house*, vgl. jedoch nhd. *das Haus meines *Bruder's*). Native Appellative bilden im Deutschen gerade diejenige Domäne, bei der die Apostrophsetzung am verlässlichsten unterbleibt. Wie deutlich wurde, beschränkt sich der Apostroph primär auf Eigennamen und sekundär auf anderweitig markierte Wortstämme (Fremdwörter, Kurzwörter, Konversionen, nichtphonographische Verschriftung der Basis). Auf den zweiten Verdachtsfall, dass auch das Plural-*s* dem Englischen entstamme, geht das folgende Kapitel ein.

3. *s*-Plural, *s*-Genitiv und Deflexion als weitere Wortschonungsstrategien

Abschließend soll gezeigt werden, dass der Apostroph in seiner wortschonenden Funktion graphematischer Reflex jahrhundertelanger morphologischer Entwicklungen des Flexivs selbst ist, das seinerseits der phonologischen Wortschonung dient. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet -*s* sich sowohl zum onymischen Genitiv- als auch Pluralmorphem entwickelt hat – und dass es heute schwindet.

Auch der *s*-Plural wird gerne englischem Einfluss zugeschrieben. Sobald man jedoch einen Blick auf die Sprachgeschichte wirft, wird offenkundig, dass das Plural-*s* viel zu früh (im 19. Jahrhundert) vorkommt, um aus dem Englischen stammen zu können, vor allem aber zunächst gar nicht bei Fremdwörtern, sondern bei Eigennamen auftritt, später auch bei Kurzwörtern, Onomatopoetika und Konversionen (siehe Abb. 6). Die Etappen der Ausbreitung des Plural-*s* ähneln also denen des Apostrophs (zur nativen Genese des *s*-Plurals siehe Abschnitt 2.2).

Abb. 6: Diachrone Ausbreitung des *s*-Plurals im Deutschen (nach Nübling/Schmuck 2010, S. 163)

Dass der spätere Kontakt mit Fremdsprachen eine Verstärkung des *s*-Plurals bewirkt hat, ist nicht auszuschließen (senkrechter Pfeil in Abb. 6), doch sind sie nicht die Quelle des deutschen *s*-Plurals. Bezeichnenderweise findet morphologische Integration durch die Annahme frequenterer Pluralallomorphe wie *-en*, *-e* oder *-Ø*, die wohlgeformte phonologische Wörter generieren (Trochäen mit Reduktionssilbe), nur bei Fremdwörtern statt (*die Kontos* > *Konten*, *die Lifts* > *Lifte*, *die Computers* > *Computer*), nicht aber bei den Wörtern (links auf dem Pfeil in Abb. 6), deren Plural-*s* sich über native Wege (die Reanalyse des *s*-Genitivs) entwickelt hat: *die Pontos* > **Ponten*, *die Schmidts* > **Schmidte*, *die Meyers* > **Meyer*. Gleiches gilt für andere Namen, für Kurzwörter, Onomatopoetika, Konversionen und auch für viele Fremdwörter, z.B. *die Sofas* > **Sofen*, *die Kommas* > **Kommen*. Auch machen Namen, Kurzwörter und Konversionen (sofern sie nicht deflektieren, siehe unten) systematischer vom Plural-*s* Gebrauch als Fremdwörter.

Die Vorteile des *s*-Plurals liegen in seiner den Wortkörper konstant haltenden Qualität: Es ist strikt additiv, er erfordert bzw. ermöglicht nicht einmal die Umlautung des Wurzelsvokals, und er erzeugt keine weitere Silbe, lässt also die Wortlänge konstant. Silbische Suffixe wie *-en*, *-e* oder *-er* bewirken dagegen die Aufhebung einer Auslautneutralisierung (z.B. *Kin[t]* – *Kin[d]er*), nicht so *-s* (*Patrick Süskin[t]* – *die Süskin[t]s*), manchmal Umlaut und immer die Erweiterung um eine Silbe. Nicht zufällig hat das Deutsche bei komplexen Substantiven ein schonendes Pluralallomorph ausgebildet.

Auch das Genitiv-*s* vereint die wortschonenden Vorteile des Plural-*s* und hat sich (bei komplexen Wörtern) diachron als so genannter überstabiler Marker gegenüber den historisch vorkommenden Allomorphen durchgesetzt, z.B. gegenüber *-(e)n* (vgl. den Gen.Sg. von *Maria*: frühnhd. *Marien* > *Mariens* > nhd. *Marias*). Wenn Allomorphie zugunsten nur eines Markers abgebaut wird, spricht man von paradigmatischer Deflexion.

Abschließend sei noch ein Blick auf die neueste Entwicklung geworfen, auf die syntagmatische (d.h. am Wortkörper selbst operierende) Deflexion von – bislang – v.a. Personen-, aber auch Örtlichkeitsnamen. Ein Nullflexiv schont den Wortkörper noch besser als ein „Schonflexiv“. Der Genitiv- bzw. Pluralausdruck wird hier der weiteren NP überantwortet. Genau dieses Stadium lässt sich im gegenwärtigen Deutschen beobachten, was sich in zahlreichen Zweifelsfällen und grammatikographischen Widersprüchen äußert (eingehend hierzu siehe Nübling 2012). Abermals erweist sich, dass die Eigennamen Vorreiter dieser Entwicklung sind, doch die bekannten weiteren Komplexitätsparameter (nicht-native Wortstrukturen, Kürzungen, Konversionen) auch schon ihre Wirkung entfalten. Nur dann, wenn ein Element der NP, meist der Artikel, den Genitiv bzw. den Plural markiert, unterbleibt bereits die Flexion: *die Mutter des kleinen Peter* (aber ohne Artikel: *Peters Mutter*); *die beiden Deutschland(s)*. Vielzitiert sind *die Leiden des jungen*

Werther, die in der 2. Auflage 1787 ohne -s, in der 1. Auflage 13 Jahre zuvor aber noch mit -s geschrieben wurden. Als dieses Genitiv-s instabil zu werden begann, waren die Dativ- und Akkusativflexive gerade abgebaut worden (*Karlen* > *Karl*, *Goethen* > *Goethe*).

Was die heutige Situation betrifft, so schreibt der Zweifelsfall-Duden (Duden 2011, S. 717):

Familien-, Personen- und Vornamen mit vorangehendem Artikelwort bleiben ohne Flexionsendung. Der Kasus wird durch das Artikelwort angezeigt: *die Partie des Lohengrin*, *der Pass des Anton Meyer*, [...] *die Bilder des jungen Dürer* [...]. Wenn männliche Vornamen mit einem Artikel oder Attribut gebraucht werden, ist ebenfalls die unflektierte Form üblich: *die Einfälle unseres kleinen Michael* (selten, aber nicht falsch: *unseren kleinen Michaels*) [...].

Während – grob gesagt – die genitivische Deflexion bei Personennamen bereits Usus ist, schwanken die auf der Belebtheitshierarchie weiter hinten anzusiedelnden Toponyme noch stärker (*des Iran(s?)*, *des Balkan(s?)*). Tabelle 1 enthält das Ergebnis einer Cosmas II-Recherche (vom 20.8.2012), W-Archiv der geschriebenen Sprache, mit den absoluten und relativen Ergebnissen (Prozente gerundet). Abgefragt wurden Toponyme von unterschiedlichem Fremdheitsgrad. Der Einfluss fremder Strukturen (nicht-initialer Akzent, Mehrfüßigkeit, keine Reduktionssilben, d.h. unbetonte Vollvokale etc.) auf die Deflexion (Nullendung) macht sich deutlich bemerkbar, während nativ(er)e Strukturen eher zum s-Genitiv tendieren. Hinzu kommt sicher auch der Faktor der Tokenfrequenz. Doch zeigt das Beispiel *Europa*, dass trotz häufigen Gebrauchs die strukturelle Markiertheit zu 73% Nullflexion führt. Somit lässt sich auch synchron der Einfluss komplexer Wortstrukturen auf die (De-)Flexion nachweisen.

Auch andere markierte Wörter wie Fremd- und Kurzwörter sowie Konversionen neigen zur Deflexion, was grammatikographisch bereits berücksichtigt wird. So schreibt die Duden-Grammatik (2009, § 314), dass bestimmte Substantivierungen „nur die kurze Genitivendung, teilweise aber auch gar keine Endung“ nehmen: *des Deutsch(s)*, *des Ich(s)*, *des Wenn(s)*. Ähnliches gelte für Initialkurzwörter (§ 315): *des PC(s)*, *des EKG(s)*. Duden-Zweifelsfälle (2011) erwähnt auch die Endungslosigkeit bei Fremdwörtern (*des Dativ*, *Enzian*, *Islam*, *Vitamin*), auch wenn hier die s-Setzung empfohlen wird. Dieser Komplex soll hier nicht weiter vertieft werden, es soll nur deutlich werden, dass auch die gegenwärtige Deflexion des s-Genitivs den bekannten Pfad von den Eigennamen hin zu markierten Appellativen nimmt. Die genaue Sukzession dieser Deflexion (ob zuerst Fremd- oder Kurzwörter oder Konversionen) wird Gegenstand zukünftiger, korpusbasierter Forschung sein.

Name im Genitiv	Nullendung		s-Endung	
	absolut	Prozent	absolut	Prozent
des Orinoc ko-	82	96%	3	4%
des Mississippi-	563	94%	36	6%
des Mekong-	142	89%	18	11%
des Himalay ja-	963	83%	191	17%
des Jemen-	379	83%	77	17%
des Kongo-	620	73%	230	27%
des Europa-	2348	73%	859	27%
des Irak-	4227	68%	1997	32%
des Iran-	2497	65%	1370	35%
des Sudan-	449	63%	264	37%
des Engadin-	334	48%	362	52%
des Ural-	139	42%	195	58%
des Hunsrück-	1236	35%	2251	65%
des Balkan-	414	25%	1271	75%
des Schwarzwald-	58	21%	214	79%
des Kaiserstuhl-	13	20%	53	80%
des Rhein-	1229	8%	13787	92%

Tab. 1: Null- vs. s-Genitiv bei Toponymen (Cosmas II, 20.8.2012)

4. Fazit

Ausgehend von der Apostrophsetzung und ihrer diachronen Entwicklung von phonographischen zu morphographischen Funktionen konnte festgestellt werden, dass es komplexe, markierte Wortkörper sind, die der Abgrenzung flexivischer und derivationaler Suffixe bedürfen, d.h. der Distanthaltung lexikalischer von grammatischen Einheiten durch das Syngphem Apostroph. Zentrum dieser Entwicklungen sind Eigen-, insbesondere Personennamen. Gerade hier kreuzen sich mehrere der Faktoren, die Markiertheit bewirken: Zum einen ist es ihr onymischer Status, was bedeutet, dass ein rein materieller Ausdruck ohne denotative Semantik die stabile Referenz auf ein Objekt in der Welt zu leisten hat. Zum anderen sind es nicht-native phonologische und graphematische Strukturen, die Apostrophsetzungen begünstigen. Eigennamen sind überaus häufig von Entlehnung betroffen; außerdem tendieren sie im Gegensatz zu Appellativen, Adjektiven und Verben

weniger dazu, integriert zu werden, d.h. sie behalten eher die fremdsprachlichen Strukturen, was wiederum ihrer monoreferenten Funktion (Notwendigkeit der Wiedererkennbarkeit) geschuldet ist. Auch Wortkürzungen (*des EGK's*, *Joseph K.'s*) bewirken häufige Apostrophsetzung, v.a. wenn sie aus Syllabogrammen bestehen. Namen werden, meist aus Gründen der Anonymisierung, oft abgekürzt. Schließlich erfahren auch nicht-genuine Nomen, d.h. Substantivierungen, häufige Apostrophsetzung. Basierend auf neueren Studien konnte nachgewiesen werden, dass der morphographische Apostroph viel älter ist als gemeinhin angenommen (bereits im 18. Jahrhundert vor Genitiv- und zuweilen auch Plural-*s*) und nur durch die Orthographie in den Substandard verwiesen wurde. Dort hat er indessen seine in vollem Einklang mit der graphematischen Gesamtentwicklung des Deutschen stehenden Funktionen ausgebaut, was immerhin zu seiner Duldung vor Genitiv-*s* nach Personennamen im Regelwerk von 1996 geführt hat.

Ein weiterer Blick auf Entstehung und Entwicklung der Flexive selbst, die der graphematischen Distanzierung durch Apostrophierung bedürfen, hat gezeigt, dass auch hier der Schutz, die Konstanthaltung des Wortkörpers die treibende Kraft war und Eigennamen diese Entwicklung angestoßen haben: Zum einen erklärt sich so die Übergeneralisierung des Genitiv-*s* nach Eigennamen (durch Abbau aller anderen Allomorphe) und anderen markierten Wörtern sowie die Herausbildung eines nativen Plural-*s* zunächst bei den Personennamen, wo *s*-Plurale früher und konsequenter erscheinen als bei Fremdwörtern. Zum anderen treten diese „Schonflexive“ gegenwärtig ihren kompletten Rückzug an, d.h. hier bahnt sich Deflexion an, sofern die NP in der Lage ist, den Genitiv bzw. Plural zu markieren. Damit dürfte der Endpunkt einer jahrhundertelangen Entwicklung erreicht sein: Komplexe Wörter, allen voran Eigennamen, erfahren die maximale Wortkörperschonung. Der Apostroph spiegelt dies auf der graphematischen Ebene.

Literatur

- Augst, Gerhard (1981): Über die Schreibprinzipien. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 34, S. 734–741.
- Bankhardt, Christina (2010): Tütel, Tüpflein, Oberbeistrichlein. Der Apostroph im Deutschen. (= amades 39). Mannheim.
- Bergmann, Rolf (1999): Zur Herausbildung der deutschen Substantivgroßschreibung. Ergebnisse des Bamberg-Rostocker Projekts. In: Hoffmann, Walter et al. (Hg.): Das Frühneuhochdeutsche als sprachgeschichtliche Epoche. Werner Besch zum 70. Geburtstag. Frankfurt a.M., S. 59–79.
- Bergmann, Rolf/Nerius, Dieter (1998): Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500–1700. 2 Bde. (= Germanische Bibliothek: Reihe 3, Untersuchungen; N.F. 29). Heidelberg.

- Blatz, Friedrich (1900): Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. 2 Bde. 3., völlig Neubearb. Aufl. Hildesheim/New York.
- Duden (2009): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 8. Aufl. (= Duden 4). Mannheim.
- Duden (2011): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 7., vollst. überarb. Aufl. (= Duden 9). Mannheim.
- Ebert, Robert Peter et al. (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte: A, Hauptreihe 12). Tübingen.
- Eisenberg, Peter (1989): Die Grammatikalisierung der Schrift: Zum Verhältnis von silbischer und morphematischer Struktur im Deutschen. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, S. 20–29.
- Ewald, Petra (2006): Aus der Geschichte eines Zankapfels: Zur Entwicklung der Apostrophschreibung im Deutschen. In: Götz, Ursula/Stricker, Stefanie (Hg.): Neue Perspektiven der Sprachgeschichte. Internationales Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 11. und 12. Februar 2005. (= Germanistische Bibliothek 26). Heidelberg, S. 139–161.
- Ewald, Petra/Nerius, Dieter (1999): Großschreibung der Substantive und *das/daß*-Differenzierung. Zur Annahme eines „grammatischen Prinzips“ in der deutschen Orthographie. In: Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft 7, S. 165–186.
- Gallmann, Peter (1985): Graphische Elemente der geschriebenen Sprache. Grundlagen für eine Reform der Orthographie. (= Reihe germanistische Linguistik 60). Tübingen.
- Gallmann, Peter (1989): Syngropheme an und in Wortformen. Bindestrich und Apostroph im Deutschen. In: Eisenberg, Peter/Günther, Hartmut (Hg.): Schriftsystem und Orthographie. (= Reihe Germanistische Linguistik 97). Tübingen, S. 85–110.
- Grimm, Jacob (1864 [1847]): Ueber das pedantische in der deutschen Sprache. In: Grimm, Jacob (Hg.): Kleinere Schriften. Bd. 1.: Reden und Abhandlungen. Berlin, S. 327–373.
- Heyse, Karl Wilhelm Ludwig (1849): Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte derselben. Bd. 2: Dr. J. C. A. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. 5., völlig umgearb. u. sehr verm. Ausg. Hannover.
- Klein, Wolf Peter (2002): Der Apostroph in der deutschen Gegenwartssprache. Logographische Gebrauchserweiterungen auf phonographischer Basis. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 30, S. 169–197.
- Meisenburg, Trudel (1998): Zur Typologie von Alphabetschriftsystemen anhand des Parameters der Tiefe. In: Linguistische Berichte 34, S. 43–64.
- Nerius, Dieter (2007): Deutsche Orthographie. 4., neu bearb. Aufl. Hildesheim.
- Nübling, Damaris (2012): Auf dem Wege zu Nicht-Flektierbaren: Die Deflexion der deutschen Eigennamen diachron und synchron. In: Rothstein, Björn (Hg.): Nicht-flektierende Wortarten. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 47). Berlin/New York, S. 224–246.

- Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (2010): Die Entstehung des *s*-Plurals bei Eigennamen als Reanalyse vom Kasus- zum Numerusmarker. Evidenzen aus der deutschen und niederländischen Dialektologie. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 77, S. 145–182.
- Nübling, Damaris et al. (2010): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 3., überarb. Aufl. Tübingen.
- Ruge, Nikolaus (2004): Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen im Deutschen 1500–1770. (= Germanistische Bibliothek 19). Heidelberg.
- Sanders, Daniel (1873): Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Berlin.
- Scherer, Carmen (2010): Das Deutsche und die dräuenden Apostrophe. Zur Verbreitung von *ʒ* im Gegenwartsdeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 38, S. 1–24.
- Scherer, Carmen (2013): *Kalb's Leber* und *Dienstag's Schnitzellag*. Zur funktionalen Ausdifferenzierung des Apostrophs im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 32, S. 75–112.
- Schmuck, Mirjam (2009): Personennamen als Quelle der Grammatikalisierung. Der *ing*-Diminutiv in Mecklenburg-Vorpommern. In: Beiträge zur Namenforschung 44, S. 35–65.
- Schmuck, Mirjam (2011): Vom Genitiv- zum Pluralmarker: Der *s*-Plural im Spiegel der Familiennamengeographie. In: Heuser, Rita/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (Hg.): Familiennamengeographie. Ergebnisse und Perspektiven europäischer Forschung. Berlin/New York, S. 285–304.
- Szczepaniak, Renata (2010): *Während des Flug(e)s/des Ausflug(e)s?* German Short and Long Genitive Endings between Norm and Variation. In: Lenz, Alexandra/Plewania, Albrecht (Hg.): Grammar Between Norm and Variation. (= VarioLingua 40). Frankfurt a.M. u.a., S. 103–126.
- Szczepaniak, Renata (2011): Gemeinsame Entwicklungspfade in Spracherwerb und Sprachwandel? Kognitive Grundlagen der onto- und historiogenetischen Entwicklung der satzinternen Großschreibung. In: Köpcke, Klaus-Michael/Ziegler, Arne (Hg.): Grammatik – Lehren, Lernen, Verstehen. Zugänge zur Grammatik des Gegenwartsdeutschen. (= Reihe Germanistische Linguistik 293). Berlin/Boston, S. 341–359.
- Wegera, Klaus-Peter (1996): Zur Geschichte der Adjektivgroßschreibung im Deutschen: Entwicklung und Motive. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 115, S. 382–392.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.

Aspekte der Modellierung

Jürgen Erich Schmidt (Marburg)

Sprachliche Identität und die Dynamik der deutschen Regionalsprachen

Abstract

Vielbeachtete neue Studien zeigen, dass zwischen aktuellem ökonomisch relevantem Handeln und den traditionellen Dialekträumen ein signifikanter Zusammenhang besteht. In dem Beitrag wird dieser Zusammenhang aus der Dynamik der modernen Regionalsprachen erklärt. Unter dem Druck der omnipräsenten Standardsprache wird einerseits das alte landschaftliche Hochdeutsch zum Regiolekt um- und abgewertet, andererseits hat sich im Regiolekt die alte sprachraumkonstituierende und identitätsstiftende Funktion der großräumigen Dialektlandschaften bewahrt. In Abhängigkeit von der diffusionsabweisenden oder diffusionslizensierenden Qualität sprachkognitiver Gegensätze fallen alte Dialektgrenzen mit den Grenzen regiolektaler Neuerungsräume zusammen. Da für die Sprecher die sprachkognitiven Gegensätze, die sich hinter den vermeintlich geringen, die Verstehbarkeit nicht behindernden Unterschieden zwischen benachbarten Regiolekten verbergen, nicht erkennbar sind, bewerten sie diese nicht linguistisch-regional, sondern emotional, auf der Beziehungsebene und ästhetisch. Die „mentalen Gegensätze“, die die Raumwahrnehmung konstituieren, beruhen auf empirisch zugänglichen sprachkognitiven Differenzen. Die kulturelle Identität hat – jedenfalls soweit es die modernen deutschen Regionalsprachen betrifft – eine direkte linguistische Basis.

1. Einleitung: aktuelle Ökonomie und alter Dialekt

2012 haben die Ökonomen Oliver Falck, Stephan Heblich, Jens Südekum und der Sprachwissenschaftler Alfred Lameli eine Studie mit dem Titel „Dialects, Cultural Identity, and Economic Exchange“ veröffentlicht, die für erhebliches Aufsehen gesorgt hat. Die Autoren hatten sich die Frage gestellt, wie sich kulturelle Identität, soweit sie heute ökonomisch relevant ist, am besten fassen lässt. Die überraschende Antwort lautet: In Deutschland jedenfalls über die Dialektähnlichkeit im Jahr 1880!

Wie sind die Autoren vorgegangen? Sie haben als gutes Beispiel für heutiges raumbezogenes Handeln die Gesamt-Binnenmigration in Deutschland zwischen 2006 und 2009 gewählt. Diese ist ökonomisch relevant, weil sie individuell und sozial hohe Kosten verursacht. Die Autoren haben im nächsten Schritt alle Faktoren, die die Binnenmigration über die ökonomische Attraktivität einer Zielregion beeinflussen, heraus gerechnet (also das Arbeitsplatzangebot, das Lohnniveau, die Wohnungspreise usw.). Anschließend haben sie sich gefragt, mit welchen Faktoren sich der große Rest, der nicht auf die ökonomische Attraktivität zurückgeführt werden kann, erklären lässt. Geprüft wurden in einer aufwändigen mathematischen Simulation

(„gravity model“) mit großen Datenmengen der Einfluss von geographischer Distanz, Reisezeit, Konfessionsgrenzen, historischen Territorialgrenzen, historischen Industriestrukturen, historischen Reisedistanzen, Bodenqualitäten und andere. Als statistisch mit Abstand wirkmächtigster Faktor erwies sich dabei die Ähnlichkeit (Similarität) der deutschen Dialekte auf der Basis der Wenker-Erhebung von 1880, berechnet nach dem Verfahren, das Alfred Lameli in seiner Habilitationsschrift (Lameli 2013) entwickelt hat.

Das bemerkenswerte Ergebnis hat zu Folgestudien geführt, die den grundsätzlichen Zusammenhang bestätigen (vgl. Lameli et al. 2013; Lameli 2013, S. 257–291).

Die Sache ist für uns Geisteswissenschaftler witzig. Es liegen jetzt tatsächlich Anfragen von Unternehmensberatern nach historischen Dialektkarten vor. Aber verstehen wir auch den variationslinguistischen Zusammenhang?

Hier ist doch manches sehr erstaunlich, wenn nicht rätselhaft: Junge Menschen sind mobil und sprechen häufig keinen Dialekt mehr. Die typischen Dialektsprecher sind alt und immobil. Warum lassen sich also die Jungen, die den Dialekt ihrer Vorfahren nicht mehr erworben haben, ausgerechnet in ihrem Mobilitätsverhalten von der Sprache der alten Immobilen leiten? Variationslinguistisch stört an dem schönen Zusammenhang also dreierlei:

- 1) Es handelt sich um die falsche Sprechergruppe (bzw. den Sprechertyp).
- 2) Es handelt sich um die falsche Varietät (bzw. den falschen Pol des vertikalen Spektrums).
- 3) Zwischen dem erklärenden Faktor und dem Explanandum liegt eine Zeitdifferenz von 130 Jahren.

Natürlich postulieren die Autoren der Studie keinen direkten Zusammenhang zwischen historischer Dialektähnlichkeit und heutigem sozialen Handeln im Raum. Sie stellen heraus, dass die historische Dialektähnlichkeit lediglich der „Spiegelfaktor“ für kulturelle Identität sei. Damit ist gemeint, dass alle möglichen historischen Faktoren, die über lange Zeit hinweg die kulturelle Identität geformt haben mögen, sich letztlich in Sprachähnlichkeit niedergeschlagen hätten und daher hier am besten greifbar seien: Mit Zeitverzögerung bewirken soziohistorische Faktoren Sprachähnlichkeit.

Was bei all dem neben der Zeitdifferenz bemerkenswert ist, ist die Tatsache, dass die externen Faktoren sich auf die Sprache auswirken, dass aber seltsamer Weise kulturelle Faktoren in der Sprache am klarsten fassbar sind. Genau so hatte es die frühe Sprachgeographie schon einmal sehen wollen: In Ferdinand Wredes „Soziallinguistik“ wurde die dialektale Raumstruktur als Wirkung externer (sozialhistorischer) Faktoren erklärt (vgl. Wrede 1903), was Theodor Frings (1926) veranlasste, die räumlichen Sprachformationen als Erkenntnismöglichkeit für sonst kaum zugängliche kulturelle Zusammenhänge auszudeuten.

Was aber, wenn es genau umgekehrt wäre, wenn es ganz einfach die Sprache wäre, die primär unsere kulturelle Identität ausmacht und unser ökonomisches Verhalten steuert? Wenn das so wäre, dann müsste gezeigt werden, wie sich die drei erwähnten Rätsel (falsche Sprechergruppe, falsche Varietät, Zeitdifferenz) auflösen lassen. Was stellt den Zusammenhang zwischen altem Dialekt und aktuellem ökonomischen Verhalten her?

In diesem Beitrag versuche ich zu zeigen, dass es die Dynamik der modernen Regionalsprachen ist, die für diese zunächst rätselhaften Zusammenhänge verantwortlich ist. Dazu wird zunächst kurz der Begriff der modernen Regionalsprache rekapituliert, dann werden die wichtigsten Prozesse vorgestellt, die die Dynamik der modernen Regionalsprachen bestimmen, um schließlich zu zeigen, wie diese Prozesse zu einer Bewahrung sprachlicher Identität in neuem Gewand führen.

2. Was sind Regionalsprachen?

Der Begriff ‚moderne Regionalsprache‘ (vgl. Schmidt 1998, 2005; Schmidt/Herrgen 2011) und ihre Dynamik lassen sich am einfachsten verstehen, wenn man sich ihren Entstehungsprozess vor Augen hält. Das folgende Schema (Schmidt/Herrgen 2011, S. 67) wurde entwickelt, um diesen Genese-prozess zu visualisieren:

Abb. 1: Die Entstehung der modernen Regionalsprachen des Deutschen

Es lässt sich nachweisen, dass sich im Laufe des 18. Jahrhunderts in allen Sprachräumen des Deutschen neben dem Dialekt jeweils eine zweite gesprochene Varietät entwickelt hat, welche von größeren städtischen Sprechergruppen verwendet wurde, das „landschaftliche Hochdeutsch“. Sachlich handelte es sich um die Verwendung der Schriftsprache auch in der mündlichen Kommunikation. Die Schriftsprache wurde dabei nach den prosodischen und phonologischen Regularitäten der großen Dialektverbände oralisiert. Nach der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im 19. Jahrhundert wurden diese nicht kodifizierten landschaftlichen Oralisierungsnormen des Hochdeutschen dann vor allem im Leseunterricht (durch Chorsprechen) eingeübt und von praktisch allen Sprechern erworben. Das gesprochene Deutsche hatte sich zu einer Zweivarietätensprache mit Dialekt/Hochdeutsch-Diglossie entwickelt. Dabei gab es so etwas wie eine überregionale Standardaussprache nicht. Die verschiedenen Formen des landschaftlichen Hochdeutsch waren grundsätzlich gleichberechtigt. Erst 1898 wurde schließlich für die Sprechbühne und den Kunstgesang eine überregionale Aussprachenorm auf norddeutscher Grundlage geschaffen, in ihrer Ausgangsform eine kaum sprechbare Überlautung. Der entscheidende Schritt für die Genese der modernen deutschen Regionalsprachen war die Übernahme der Bühnennorm, die sich schnell zu einem gemäßigten Hochdeutsch weiterentwickelte, durch den Rundfunk um 1930 und das Fernsehen nach 1950. Zum ersten Mal in der Sprachgeschichte des Deutschen war damit für die Mehrzahl der Sprecher eine überregionale Aussprachenorm kommunikativ präsent und konnte zunächst passiv die Normvorstellung verändern. Außerhalb Norddeutschlands, Österreichs und der Schweiz führte dies zu einer seit 80 Jahren beobachtbaren Umwertung des landschaftlichen Hochdeutsch: Es wurde als regional begrenzt wahrgenommen und wird in einem von Nord nach Süd verlaufenden Prozess zunehmend als nicht (mehr) standardkonform bewertet. In der wissenschaftlichen Terminologie spiegeln sich interessanterweise verschiedene Stellungnahmen zu diesem Umwertungsprozess wider: Termini wie „Umgangssprache“ oder „(Neuer) Substandard“ für die Weiterentwicklungen des ehemaligen landschaftlichen Hochdeutsch machen die Abwertung zum Benennungsmotiv, ein Terminus wie „Regionalstandard“ versucht eine nur partielle Umwertung herauszustellen (zwar regional begrenzt, aber als Standard noch akzeptabel). Als in dieser Hinsicht neutraler Terminus scheint sich „Regiolekt“ durchzusetzen.

Wir können vor diesem Hintergrund Regionalsprache als Varietätenverbund unterhalb der Standardsprache definieren (Schmidt/Herrgen 2011, S. 66):

Eine Regionalsprache ist ein durch Mesosynchronisierungen¹ vernetztes Gesamt an Varietäten und Sprechlagen, das horizontal durch die Strukturgrenzen der Dialektverbände/-regionen und vertikal durch die Differenzen zu den nationalen Oralisierungsnormen der Standardvarietät begrenzt ist.

Dabei sind zwei wichtige Punkte herauszustellen. 1. Die Regionalsprachen umfassen mehr als eine Varietät, sie sind also Sprachen. 2. Bei diesen Varietäten handelt es sich in der Regel um Vollvarietäten. Im Gegensatz zu Sprechlagen, Verdichtungsbereichen haben Vollvarietäten klare Grenzen. Sie unterscheiden sich im Fundamentaltbereich der linguistischen Kompetenz (d.h. in der Prosodie/Phonologie und Morphosyntax) und können individuell nur durch eine längere Lernphase überwunden werden. Sprechlagenkontinua gibt es nur innerhalb der Grenzen von Vollvarietäten.

Für unseren Argumentationszusammenhang ist es wichtig, die Leser schon hier darauf hinzuweisen, welche Konsequenzen der Status der Regiolekte als Vollvarietäten mit eigenständigen sprachkognitiven Strukturen hat: Ein Standardsprecher oder Sprecher einer anderen Regionalsprache kann nicht einfach in einen fremden Regiolekt, einen Regiolekt, den er nicht über längere Zeit erworben hat, wechseln. Jeder Leser, der nicht aus dem Freiburger oder Tuttlinger Raum stammt, kann sich dies verdeutlichen, indem er sich fragt, ob er wie Wolfgang Schäuble oder Winfried Kretschmann sprechen könnte, ohne sich vor Einheimischen lächerlich zu machen. Auch ist es praktisch ausgeschlossen, dass jemand, der nicht im mittelfränkischen Raum aufgewachsen ist, als Erwachsener den rheinischen Regiolekt mit seinen distinktiven Tonakzenten erlernt (vgl. Schmidt/Herrgen 2011, S. 170).

3. Regionalsprachliche Dynamik I: Der Regiolekt unter dem Druck der Standardaussprache

3.1 Stand des Umwertungsprozesses in Deutschland

Wie weit der Prozess der Umwertung des ehemaligen landschaftlichen Hochdeutsch fortgeschritten ist, zeigt immer noch am besten eine Studie von Roland Kehrein aus dem Jahre 2009: Für das Marburger Projekt „Regionalsprache.de“ wurde unter anderem die Vorleseausprache von Polizeibeamten der mittleren Generation mit Hilfe des phonetischen Vergleichstexts „Nordwind und Sonne“ erhoben.

¹ Unter ‚Synchronisierung‘ ist der „Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen [...]“ zu verstehen (Schmidt/Herrgen 2011, S. 28). ‚Mesosynchronisierung‘ wird definiert als „Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, die Individuen in Situationen personellen Kontakts vornehmen und die zur Ausbildung von gemeinsamem situationsspezifischem sprachlichem Wissen führt [...]“ (ebd., S. 31).

Aufnahmen aus den 16 großen Sprachräumen der Bundesrepublik wurden durch 590 Studierende aus sieben Großregionen auf ihre Nähe zur Standardaussprache hin beurteilt. Die Aufnahmen sind im Internet zugänglich.² Beurteilungsgrundlage war eine siebenstufige Skala mit den Polen „reines Hochdeutsch“ vs. „tiefster Dialekt“. Tabelle 1 zeigt das Ergebnis: Was für die Polizeibeamten individuell jeweils die größte Annäherung an die Standardaussprache darstellt, wird von den Hörern sehr unterschiedlich beurteilt: Von Werten mit 1 („gehört noch zum Standard“ im Nordwesten), über die Skalenmitte 3 (z.B. Hessisch) bis hin zu 5 („dialektnah“: Thüringisch und Nordbairisch).

Herkunft der Sprachprobe	Salienzurteil (Median)	Salienzurteil (arith. Mittel)	Regionalismen pro Wort (D-Wert)
Ostfälisch	1	1,07	0,07
Westfälisch	1	1,11	0,12
Nordniederdeutsch	1	1,48	0,17
Brandenburgisch	2	1,97	0,27
Ripuarisch	2	1,82	0,37
Meckl.-Vorpomm.	3	2,59	0,38
Zentralhessisch	3	2,79	0,59
Moselfränkisch	4	3,49	0,57
Rheinfränkisch	4	4,25	0,81
Obersächsisch	4	3,73	0,80
Hochalemannisch	4	3,40	0,73
Schwäbisch	4	3,97	0,93
Ostfränkisch	4	4,38	1,02
Mittelbairisch	4	3,79	1,47
Nordbairisch	5	4,79	1,62
Thüringisch	5	4,82	1,38

Tab. 1: Salienzurteil (Hörerurteil-Dialektalität) und phonetischer Abstand von der Standard-sprache (D-Wert) (Leseaussprache von Polizeibeamten) (vgl. Kehrein 2009, Tab. 4 und 5)

Für den hier behandelten Zusammenhang ist dreierlei bemerkenswert:

- 1) Es gibt bei längeren Sprachproben (hier schon bei 20-Sekunden Sprachproben) keinen Näheeffekt: Die Hörer innerhalb und außerhalb einer Region beurteilen eine regionale Sprachprobe identisch.³

² www.deutscher-sprachatlas.de/publikationen/sprachdynamik_buch/tonbeispiele.

³ Näheeffekte verschiedener Art gibt es sehr wohl bei Einzelmerkmalen. Sind Hörern innerhalb einer Region phonetische Merkmale nicht als standarddifferent bewusst, so werden sie innerhalb einer Regionalsprache besser bewertet als außerhalb. Merkmale hingegen, die Hö-

- 2) Beurteilungsmaßstab für die Hörer ist die über die Medien omnipräsente Standardaussprache.
- 3) Es gibt hinsichtlich der Standarddifferenz sowohl was die objektiv-phonetischen Merkmale angeht als auch hinsichtlich der Hörerurteile neben dem bekannten klaren Nord-Südgefälle, auch ein nicht minder bemerkenswertes West-Ostgefälle. Sprachproben aus dem Westniederdeutschen, Westmitteldeutschen und Westoberdeutschen sind jeweils standardnäher als ihre Pendants aus dem Ostniederdeutschen, Ostmitteldeutschen und dem Ostoberdeutschen.
- 4) Das Ausmaß, in dem das, was einmal gesprochenes Hochdeutsch war, inzwischen als nicht mehr standardkonform abgewertet wird, muss überraschen. Die ostmitteldeutschen und süddeutschen Regiolekte werden z.T. sogar als Dialekte bewertet. Es lassen sich neuartige diskriminierende Reaktionen auf Regiolektgebrauch beobachten (vgl. König 2011). Die Erklärung für diesen schnellen und durchgreifenden Wandel liegt in der Art, wie heute die sprachlichen Bewertungsmaßstäbe gebildet werden: Sie bilden sich nicht mehr primär im permanenten direkten Kontakt der Sprecher (linguistisch: Mesosynchronisierungen) aus, sondern in der gemeinsamen Ausrichtung an einer medial verbreiteten Norm (linguistisch: Makrosynchronisierung).

3.2 Beginnende Umwertung der nationalen Oralisierungsnormen Österreichs und der Schweiz

Es gab bis vor kurzem im deutschsprachigen Raum drei Großregionen, die an der Umwertung des landschaftlichen Hochdeutsch nicht teilgenommen haben: Norddeutschland, Österreich und die deutschsprachige Schweiz. Das landschaftliche Hochdeutsch Norddeutschlands wurde zur Grundlage der heutigen bundesdeutschen Standardaussprache, Österreich und die Schweiz haben eigene nationale Oralisierungsnormen des Standards entwickelt (vgl. Schmidt 2005). Dass hier tatsächlich Staatsgebiete zu relevanten Einheiten für die Mündlichkeit werden konnten, „hängt [...] damit zusammen, dass über sieben Jahrzehnte der Kommunikationsradius der entscheidenden ‚Normierungsagenturen‘, der (halbstaatlichen) Rundfunk- und Fernsehsender, in etwa mit den Staatsgrenzen zusammenfiel“ (Schmidt 2005, S. 300).

Genau an diesem Punkt scheint sich eine Änderung zu vollziehen. Joachim Herrgen hat soeben eine Studie mit dem Titel „Entnationalisierung des Standards“ vorgelegt (Herrgen i.Ersch.), deren Ergebnisse so niemand

ern als regionale Abweichungen bekannt sind, erhalten innerhalb der Regionalsprache höhere Salienzwerte als außerhalb. Die Effekte heben sich bei längeren Sprachproben auf (vgl. Kiesewalter 2011).

erwartet haben dürfte. In der perzeptionslinguistischen Untersuchung wurde u.a. die Standardaussprache geschulter Nachrichtensprecher aus Österreich, Deutschland und der Schweiz von 221 Studierenden aus Wien, Fribourg/Schweiz und Marburg beurteilt. Wie bei Kehrein (2009) wurde auch hier eine siebenstufige Ratingskala mit den Polen „reines Hochdeutsch – tiefster Dialekt“ verwendet.

Sprachprobe	S-D	S-A	S-CH
D-Wert (phonet. Abstand)	0,15	0,86	0,83
Hörerurteile:			
Gesamt	0,36	1,23	1,26
D (Marburg)	0,30	2,31	1,88
CH (Fribourg)	0,29	0,92	1,21
A (Wien)	0,42	0,54	0,83

Tab. 2: Sprachproben zum Standard (Nachrichtensprecher) aus Deutschland, Österreich und der Schweiz: D-Werte und Hörerurteile (vgl. Herrgen i.Ersch., Fig. 6)

Tabelle 2 zeigt, dass die Sprachprobe des bundesdeutschen Nachrichtensprechers (= S-D) staatsübergreifend als „reines Hochdeutsch“ bewertet wird (0,3–0,4). In Wien wird der österreichische Nachrichtensprecher (= S-A) ebenfalls als standardkonform bewertet (0,5), in Fribourg werden der Schweizer und der österreichische Nachrichtensprecher als deutlich weniger standardkonform beurteilt (0,9–1,2) als der bundesdeutsche. Wie interpretiert Herrgen das Ergebnis?

1. Hinsichtlich der bundesdeutschen Aussprachenorm gibt es keine Näheeffekte. Sie erfüllt in allen drei Staaten das Konzept ‚gesprochener Standard‘ am besten. 2. In Österreich und in der Schweiz gibt es klare Näheeffekte: Die eigene Norm wird von ihren Sprechern deutlich besser beurteilt als von bundesdeutschen Sprechern. 3. In Wien und Fribourg beobachten wir den Beginn einer Staatsgrenzen übergreifenden Umbewertung: „Es scheint sich ein Wechsel der Zielnorm sprechsprachlicher Makrosynchronisierungen anzudeuten, und zwar in Richtung auf den bundesdeutschen Standard.“ (Herrgen i.Ersch., Gliederungspunkt 3).

Als Ursache der „Entnationalisierung der Oralisierungsnorm“ stellt Herrgen „die Entnationalisierung der Massenmedien“ seit 1990 heraus:

Kabel-, Satelliten- und Digitales Fernsehen sind nicht mehr auf terrestrische Distributionswege angewiesen [...]. Die Werbung, das Fernsehen, die Filmindustrie einschließlich der Synchronstudios u.a. verzichten in ihren Produktionen auf nationale Anpassungen. (Herrgen i.Ersch., Gliederungspunkt 4)

4. **Regionalsprachliche Dynamik II: Zwischen Dialekterhalt und Dialektabbau**

Seit 1720 (J.M. Weinrich) wurde immer wieder ein schnelles Auflösen der deutschen Dialekte prognostiziert, ohne dass dies bis heute eingetreten wäre. Das „Auflösungsaxiom“ (vgl. Schmidt/Herrgen 2011, S. 53–55) hat zwar eine große dialektologische Tradition befördert, dennoch liegen bis heute keine verlässlichen Daten über den Dialekterhalt bzw. Dialektabbau vor. Da sich die Dialektbegriffe naiver Sprecher stark unterscheiden – wie oben ausgeführt, wird das, was ein Sprecher für „Hochdeutsch“ hält, von einem anderen als „Dialekt“ beurteilt –, sind die Befunde der demoskopischen Befragungen notorisch unzuverlässig. Der folgende Versuch eines aktuellen Überblicks stützt sich daher auf die ersten Ergebnisse der beiden laufenden regionalsprachlichen Großprojekte, deren Ziel es ist, bei ausgewählten Informanten das gesamte Dialekt/Standard-Spektrum zu erheben.⁴ Es handelt sich um die Projekte „Regionalsprache.de (REDE)“ (Marburg; vgl. ebd., S. 375–391) und „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ (Bielefeld, Frankfurt/Oder, Hamburg, Kiel, Münster, Potsdam; vgl. Schröder/Elmentaler 2009). Für REDE werden an 150 Orten in der ganzen Bundesrepublik Deutschland in sechs Erhebungssituationen Sprachaufnahmen mit drei Altersgruppen (nur Männer) erstellt. Für SiN werden an 36 norddeutschen Orten Aufnahmen mit zwei Sprecherinnengruppen (+/- dialektkompetent) in fünf Erhebungssituationen durchgeführt. Die beiden Projekte befinden sich in der Auswertungsphase.

Im Rahmen der SiN-Unternehmung wurde Karte 1 zum Dialektgebrauch der Informantinnen erarbeitet. Sie zeigt, wie viele der vier Informantinnen an einem Ort das familiäre Tischgespräch auf Niederdeutsch führten. Die Wahl der Varietät war freigestellt. Die Analyse der Dialektkompetenz ergibt eine ähnliche Verteilung im Raum. Das Ergebnis bedarf keiner eingehenden Interpretation: Dialekterhalt in Kompetenz und Gebrauch im Norden und im Westen Norddeutschlands, Dialektabbau im Süden und Osten.

Der Auswertungsstand des REDE-Projekts erlaubt es noch nicht, Karten mit allen 150 Erhebungsorten zu zeichnen. In seiner Habilitationsschrift „Regionalsprachliche Spektren im Raum“ (2012) hat Roland Kehrein exemplarisch Ortssprachen analysiert, die nach den bisherigen Ergebnissen typische Vertreter der übergreifenden Dialektregionen darstellen. Seine Analysen werden durch weitere Studien zur ortssprachlichen Vertikale (Lenz 2003; Lanwer Meyer 2011; Schaub 2011) bestätigt. Für die mittlere Generation

⁴ Das dritte laufende Großprojekt „Variation des gesprochenen Deutsch“ (Mannheim) analysiert die standardnahen Sprechlagen in Deutschland, Österreich und der Schweiz und schließt daher die Varietät Dialekt nicht ein: www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/.

ergibt sich dabei folgendes Bild: Im Oberdeutschen Raum sind die ausgewählten Sprecher (Polizeibeamte) in der Regel noch dialektkompetent. Im Bairischen und Ostfränkischen ist es ohne Probleme möglich, Sprecher zu finden, deren Dialektverwendung der der Wenker-Zeit entspricht: eine perfekte traditionelle Diglossie, bei der der Dialekt in allen familiären und beruflichen Gesprächssituationen verwendet wird, der Regiolekt nur in der Leseausprache und der Übersetzung in den Standard. Von diesem Pol des fast vollkommenen Dialekterhalts lässt sich eine graduelle Dialektabnahme nach Westen und Norden beobachten: Die mittlere Generation im Alemannischen ist in der Regel noch dialektkompetent, verwendet in der beruflichen Kommunikation aber den Regiolekt. Im Westmitteldeutschen finden wir erhebliche kleinregionale Unterschiede. Die Dialektkompetenz und -verwendung ist insgesamt jedoch eingeschränkt, im Ostmitteldeutschen ist praktisch keine Dialektkompetenz mehr vorhanden.

Karte 1: Stichproben aus dem Korpus „Niederdeutsche Tischgespräche“ des SiN-Projekts (aus: Elementaler/Borchert 2012, S. 113)

Diesen Punkt zusammenfassend lässt sich eine weitgehende Aufgabe des Dialekts im Osten Nord- und Mitteldeutschlands festhalten, die mit einem weitgehenden Dialekterhalt im Bairischen und Ostfränkischen kontrastiert. Diesen Extremen steht im Westen Deutschlands ein hinsichtlich Kompetenz und Verwendungsdomänen gestufter, von Süd nach Nord voranschreitender Dialektabbau gegenüber.

5. Bewahrung sprachlicher Identität in neuem Gewand

5.1 Rätselhafte Grenzkorrespondenzen (und Zeitsprünge)

Nachdem wir uns einen Überblick über die beiden wichtigsten Prozesse verschafft haben, die die Dynamik der modernen Regionalsprachen bestimmen – also die schnell voranschreitende Abwertung der Regiolekte und den sehr langsamen Abbau der Dialekte (Einschränkung der Verwendung und Nichtweitergabe an die Nachfolgegeneration) –, ist es nun an der Zeit, uns mit dem „Innenleben“ des Gefüges regionalsprachlicher Varietätenverbund und seinen Grenzen zu beschäftigen.

Was eingangs als rätselhaft an dem Zusammenhang zwischen aktuellem sozialem Handeln und altem Dialekt herausgestellt worden war (falsche Sprechergruppe, falsche Varietät, Zeitdifferenz von 130 Jahren), wiederholt sich innerhalb der modernen Regionalsprachen:

In der Monographie „Regionalsprache und Hörerurteil“ hat Christoph Purschke 2011 untersucht, ob naive Hörer an der Grenze zwischen traditionellen Dialektverbänden klare Unterschiede im Regiolekt wahrnehmen. Gewählt hat er zwei mitteldeutsche Dialektverbände, die sich nach der klassischen Dialekteinteilung (z.B. Wiesinger 1983) auf derselben (nämlich der vierten) Hierarchieebene unterscheiden: Rheinfränkisch vs. Moselfränkisch im Westmitteldeutschen und Thüringisch vs. Obersächsisch im Ostmitteldeutschen. Purschke hatte bei Ladeninhabern in Kleinstädten vorgetäuschte Radiostatements zum Klimawandel erhoben. Die Statements seiner Informanten stellten deren maximale Annäherung an den Standard dar. Die Statements wurden anschließend naiven Hörern diesseits und jenseits der Grenzen der alten Dialektverbände vorgespielt. Das Ergebnis war unerwartet: Im Westmitteldeutschen konnten die Hörer die Statements praktisch immer korrekt dem Raum zuordnen, aus dem sie stammten (95%), im Ostmitteldeutschen praktisch nie (Zufallserkennung von 50%). Wie lässt sich das erklären?

Ein Erklärungsansatz lässt sich finden, wenn man die klassische Dialekteinteilung mit der bereits erwähnten Similaritätsberechnung der deutschen Dialekte für 1880 durch Alfred Lameli (2013) konfrontiert.

In dieser bisher besten Quantifizierung der Dialektähnlichkeit aufgrund des Wenker-Materials, die alle von Wrede herausgearbeiteten 64 raumbildenden Variablen (Phonologie und Morphologie) umfasst, bestätigen sich zwar ganz überwiegend die in den klassischen Dialekt-Einteilungen angesetzten Sprachräume, in einigen Fällen führen die biostatistischen Verfahren aber zu einer deutlich abweichenden Hierarchisierung des Zusammenhangs zwischen den Sprachräumen: Das Phylogramm in Abbildung 2 visualisiert die Ähnlichkeit der Dialekte (bezogen auf die Landkreise der heutigen Bundes-

republik Deutschland) als optische Distanz bzw. Nähe zwischen den Linienbündeln, die den Dialektverbänden entsprechen. Das Moselfränkische bzw. Mittelfränkische (Dialektverband 3), „knallt“ in dieser Analyse aus dem Mitteldeutschen heraus. Es bildet schon auf der zweiten Hierarchieebene einen eigenen Sprachraum. Dies ist kurz zu erläutern: Auf der ersten Hierarchieebene werden die Großcluster „hochdeutsche“ und „niederdeutsche“ Dialekte unterschieden, auf der zweiten gliedern sich nur das Nordfriesische (Dialektverband 1) und das Mittelfränkische als eigenständige Dialektverbände aus. Bei dem Friesischen ist klar, dass es sich historisch um eine eigenständige Sprache handelt, beim Mittelfränkischen mehrten sich die Indizien, dass hier eine vom Hoch- und Niederdeutschen abweichende historische Grundlage vorliegt.⁵ Um diese Sonderstellung herauszuheben, könnte man es als (historisches) „Westdeutsch“ bezeichnen (vgl. Lameli 2013, S. 194). Das Obersächsische und das Thüringische bilden hingegen auch auf der vierten Hierarchieebene noch einen zusammenhängenden Dialektraum (Dialektverband 4a).

Abb. 2: Phylogramm der Similarität der deutschen Dialekte um 1880 (Lameli 2013, S. 185 f.)⁶

⁵ Das Mittelfränkische unterscheidet sich von allen übrigen Dialektverbänden durch distinktive Tonakzente (Schmidt 1986), es verfügt über eine historisch eigenständige Lexik, den so genannten Westkeil (vgl. Hildebrandt 1983), und entgegen Wiesinger (2008) dürfte sich die Entwicklung des Langvokalismus unabhängig vom Hoch- und Niederdeutschen vollzogen haben (zu den „vertauschten“ Langvokalreihen vgl. Schmidt/Herrgen 2011, S. 214–217).

⁶ Das – eigentlich farbige – Phylogramm kann hier aus verlagstechnischen Gründen nur in Graustufen wiedergegeben werden. Dasselbe gilt für Abbildung 3.

Abb. 3: Hierarchische Gliederung der deutschen Dialekte (Lameli 2013, S. 193)

Der wissenschaftlich hochinteressante Zusammenhang, der sich aus der Kontrastierung dieser beiden Studien ergibt und der durch Lamelis Analysen zur Binnengliederung der niederdeutschen Dialekte (vgl. Lameli 2013, S. 187) erhärtet wird, lautet:

Klare Grenzen im heutigen Regiolekt (bzw. seiner standardnächsten Sprechlage, dem Regionalakzent) korrespondieren mit klaren Grenzen im historischen Dialekt, wie er um 1880 erhoben wurde, und umgekehrt.

5.2 Alter und „Charakter“ der Grenzen (Auflösung des „Zeitsprungs“)

Wie verhält es sich nun mit der Zeitdifferenz zwischen den beiden regionalsprachlichen Varietäten mit korrespondierenden Grenzen? Liegt hier lediglich ein „Nachwirken“ (partielle Bewahrung) alter dialektaler Gegensätze im modernen Regiolekt vor?

Die klassische Dialektologie war der Ansicht, dass die konkrete Raumverteilung der deutschen Dialekte im Wesentlichen im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit entstanden sei. Die damals entstandenen Territorial- und Konfessionsgrenzen hätten als Verkehrs- und damit Kommunikationsgrenzen über Jahrhunderte Bestand gehabt und so die konkrete Raumlagerung der Dialekte bestimmt, die dann 1880 im Rahmen der Wenker-Erhebung dokumentiert worden sei. Die These war also, dass hinter den alten Dialektgrenzen noch ältere externe Faktoren stecken, also sozio-demographische Faktoren, und diese sich zu Kommunikationsbarrieren verfestigten, für die es dann so schöne Bezeichnungen wie Schwarzwaldschranke oder Hunsrückbarriere gab. Wir sind seit einigen Jahren in der glücklichen Lage, solche Thesen überprüfen zu können.

Wegen der ausgezeichneten Datenlage – wie sonst nirgendwo auf der Welt sind in Deutschland in den letzten 130 Jahren immer wieder Dialekterhebungen mit wechselnden Methoden durchgeführt worden – ist es in vielen Regionen möglich, die interne Dynamik der Varietät Dialekt (also des erhaltenen, des von Generation zu Generation weitergegebenen Dialekts) über verschiedene Zeitstufen (bis zu vier) zu verfolgen. Die Daten werden inzwischen

in Internetsystemen zusammengeführt und so aufbereitet, dass Benutzer Konstanz und Wandel des Dialekts anhand selbsterstellter Karten verfolgen können (vgl. www.diwa.info und www.regionalsprache.de). In dem Buch „Sprachdynamik“ (Schmidt/Herrgen 2011, S. 152–235) wird zu zeigen versucht, wie lieb gewordene Hypothesen zum Sprachwandel angesichts klarer empirischer Daten und in der Gegenwart gut bekannter Wirkfaktoren nicht aufrecht erhalten werden können. Für den hier behandelten Zusammenhang lautet das Ergebnis langjähriger Analysen plakativ formuliert: Die alten „Schranken“ und „Barrieren“ im Dialektraum sind auch aktuell noch höchst wirksam – von den externen Faktoren, die dahinter stehen, findet sich keine Spur mehr:

- 1) Es lässt sich feststellen, dass überall dort, wo der Dialekt noch aktiv gesprochen und weitergegeben wird, ein Umbau vom alten Basisdialekt (mit lokalem Eigenbestand) zum Regionaldialekt mit großräumigeren Strukturen erfolgt. Die Ausbreitung der großräumigen dialektalen Neuerungen stoppt dabei an den alten Sprachraumgrenzen.
- 2) Unsere modernen und „aktiven“ Schranken oder Barrieren sind rein sprachlicher Art. Nehmen wir als Beispiel die „Hunsrückbarriere“, wo – wie vorgeführt – nach den Hörtests Christoph Purschkes (2011) für den standardnächsten Regiolekt und den Similaritätsberechnungen Alfred Lamelis (2013) für den alten Dialekt eine sehr klare Sprachraumgrenze vorliegt. Die externen kommunikationsbehindernden Faktoren sind verschwunden: die alten Territorien (Kurtrier, Kurköln, Kurmainz und Reichsritterschaften) sind lange aufgelöst. Inzwischen haben wir es seit 60 Jahren mit demselben modernen Bundesland Rheinland-Pfalz zu tun. Die ehemals verkehrshemmenden Wälder und Berge werden von modernen Landstraßen und mehreren Autobahnen durchzogen, in deren Nähe sich die Jüngeren ansiedeln usw. Nach den Analysen von Schmidt/Herrgen sind es zwei sprachliche Faktoren, die zum Stoppen der Ausbreitung von sprachlichen Neuerungen an den alten Sprachraumgrenzen führen: 1. Die Unvereinbarkeit der phonologischen Systeme würde regelmäßig zu größeren Phonem-Kollisionen führen. 2. Bei Einzelphänomenen, die sehr wohl in die Sprache des Nachbarraums integrierbar wären, lässt sich die aktive Korrektur von Varianten im Spracherwerb beobachten: „So sagt man nicht bei uns.“ Wir finden also auf Dialektebene ein klares Bewusstsein um echte sprachkognitiv schwer überwindbare Differenzen, das sich auf die Bewertung und Weitergabe aller Varianten der beiden Regionalsprachen auswirkt. Man könnte metaphorisch von einem sprachlichen Abstoßungsverhalten sprechen.

Was den „Zeitsprung“ zwischen 1880 und heute angeht, können wir also festhalten: Auf der Dialektebene gibt es sie nicht. Die alten Grenzen wirken weiter, durch die Anlagerung neuer Gegensätze vertiefen sich die Grenzen sogar.

5.3 Regiolekte als Neuerungsräume (innerhalb der alten Dialektgrenzen)

Es bleibt also nur die Frage, ob das, was für die Vollvarietät Dialekt gilt, auch für die Regiolekte gilt. Haben wir auch hier so etwas wie aktive Grenzen von Regionalsprachen, innerhalb derer sich Neuerungen ausbreiten?

Die Antwort lautet: Ganz sicher wissen wir es nicht, aber es sieht sehr danach aus. Die oben erwähnten regionalsprachlichen Großprojekte befinden sich mitten in der Auswertungsphase, so dass die Ergebnisse sich im Detail noch verändern können. Die vorliegenden Ergebnisse betreffen Sprachräume, in denen die Similaritätsberechnungen Alfred Lamelis eine hohe Ähnlichkeit der alten Basisdialekte ergeben hatten, also „flache“ Arealstrukturen, ohne klare Grenzen: den norddeutschen Raum und das Ostmitteldeutsche. Für den Regiolekt Norddeutschland stellen Michael Elmentaler und Peter Rosenberg (i.Ersch.) fest, dass sich der Großraum nach den SiN-Daten unerwartet einheitlich darstellt, wobei nur das Berlin-Brandenburgische und der südliche Niederrhein abweichende Arealstrukturen aufweisen. Für den großen Rest Norddeutschlands stellen sie fest, dass sich regionale Merkmale (wie die *t*-Tilgung) von ihrer ehemaligen basisdialektalen Raumverteilung gelöst haben und jetzt (mit lexemabhängigen Unterschieden) den Regiolekt des Großraums kennzeichnen. Andere Merkmale (z.B. keine Lautverschiebung: *dat*, *wat*, *et*) entsprechen zwar der altdialektalen Raumverteilung, ihr Auftreten im Regiolekt ist jedoch nicht mehr an die Dialektkompetenz gebunden, d.h., sie werden auch von Personen ohne Dialektkompetenz verwendet.

Ganz ähnlich verhält sich der ostmitteldeutsche Regiolekt: Nach den Ergebnissen der entstehenden Dissertation von Josephine Rocholl (Arbeitstitel: „Ostmitteldeutsch – eine moderne Regionalsprache?“): Ehemals auf das Thüringische oder das Obersächsische beschränkte Dialektmerkmale finden sich heute im gemeinsamen Regiolekt. Beispiele sind ursprünglich auf das Sächsische beschränkte lexemabhängige Monophthongierungen (o:x; *gelo:fen*) nun auch im thüringischen Regiolekt, palatale Diphthonge [æ̃; ɔ̃] für mhd. *ei* und *ou* in beiden Regiolekten (statt alter Monophthonge im sächsischen Dialekt), zentralisierte Diphthonge für mhd. *iu* auch im thüringischen Regiolekt (statt alter Monophthonge) und gemeinsame *nd*-Assimilationen zu *n* [hɪnp] anstatt basisdialektaler Gutturalisierung zu [ŋ] z.B. [hɪnp].

Ganz ähnlich wie im Großteil des norddeutschen Raums bilden demnach auch das Thüringische und das Obersächsische einen gemeinsamen regiolektalen Neuerungsraum.

5.4 Zwischenfazit: Moderne Regionalsprachen als dynamische Einheiten

Eine moderne Regionalsprache bildet eine Einheit, bei der bestimmte „Außengrenzen“ der alten Dialektverbände mit der Grenze der historisch jün-

geren Varietät Regiolekt zusammenfallen. Innerhalb dieser Einheit breiten sich (in beiden Varietäten) Neuerungen aus. Selbst dort, wo die Kompetenz für die alten Dialekte geschwunden ist, bewahrt der Regiolekt die großräumige Arealstruktur des Deutschen. Ob einer Grenze zwischen traditionellen Dialektverbänden eine solche regionalsprachenkonstituierende Qualität zukommt, hat – wie wir gesehen haben – auch etwas mit der Anzahl der dialektalen Gegensätze zu tun (Similarität), was wiederum ganz offensichtlich mit der historischen „Tiefe“ der Sprachraumgrenze zusammenhängt. Was aber ist der Grund, weshalb bestimmte sprachliche Grenzen über lange Zeit und varietätsübergreifend eine solche Qualität erlangen und andere nicht? Die Analyse der Kurzzeitdiachronie der letzten 130 Jahre spricht dafür, dass die externen (soziodemographischen) Faktoren in diesem Zusammenhang eine nachgeordnete Rolle spielen. Andererseits kommt – wie die Ergebnisse Purschkes zeigen – nicht jeder „Strukturgrenze“, wie sie Peter Wiesinger zur Abgrenzung der Dialektverbände herangezogen hat, eine solche Qualität zu.

Die Frage ist also, weshalb bestimmte Sprachraumgrenzen eine solche „neuerungsabstoßende“ bzw. diffusionsabweisende Qualität haben und andere nicht. Nach der Theorie der Sprachdynamik ist die Art der sprachkognitiven Gegensätze zwischen horizontalen und vertikalen Varietäten ausschlaggebend: Entscheidend ist, ob sich der Gegensatz zwischen den horizontalen oder vertikalen Varietäten aufgrund eines weitgehend gleichen phonologisch-prosodischen und morpho-syntaktischen Fundamentalbereichs der Kompetenz für die beteiligten Varietäten durch sukzessive Erweiterung des sprachlichen Wissens oder auch simple Adaptionsregeln überwinden lässt oder ob andererseits seine Überwindung einen hohen kognitiven Aufwand und damit eine längere eigenständige Lernphase erfordert. Der Erwerb einer neuen funktionalen Kategorie (z.B. ein zusätzliches Phonem oder Tempus (z.B. Präteritum), ein zusätzlicher Kasus oder Definitivmarker) oder eine Umkodierung der Funktion/Form-Zuordnung (differierende lexikalische Besetzung von Phonemen) oder gar der Erwerb einer völlig unbekannten Form/Funktionskategorie (Tonakzente) stellen solche nur mit hohem Aufwand überwindbare sprachkognitive Stufungen dar. Gegensätze, bei denen bei identischen Funktionsklassen (= Strukturparallelität) lediglich Formadaptionen vorzunehmen sind (z.B. Ersetzung von Monophthongen durch Diphthonge bei identischer lexikalischer Besetzung; Ersetzung von nichtapokopierten Formen durch apokopierte), bzw. Gegensätze, bei denen Formdifferenzen durch einzellexemisches Lernen (z.B. „Gutturalisierung“) erwerbbar sind, haben hingegen diffusionslizenzierenden Charakter.⁷

⁷ Zur Irrelevanz von Monophthong-/Diphthongdifferenzen bei identischer lexikalischer Besetzung in Sprachproduktion und Sprachverstehen vgl. schon E.H. Schmitt (1986).

5.5 Ökonomisches Handeln, kulturelle Identität, sprachliche Identität und moderne Regionalsprachen

Aus dem bisher Dargelegten ergibt sich, dass wir den zunächst etwas rätselhaften Zusammenhang zwischen altem Dialekt und aktuellem ökonomischen Handeln sehr genau beschreiben können: Der alte Dialekt war konstitutiv für die modernen Regiolekte und ist letztlich die Ursache für die phonologisch-prosodischen und morphologisch-syntaktischen Restdifferenzen der Regiolekte zur Standardsprache und zu den Regiolekten der benachbarten Sprachräume. In den Regiolekten hat sich die großräumige Arealstruktur des Deutschen bis heute erhalten. Wenn sich also heute junge Regiolekt Sprecher z.B. in ihrem Mobilitätsverhalten von (historischen) Sprachräumen beeinflussen lassen, dann bietet ihnen dafür ihr eigener aktueller Regiolekt einen sicheren Anhaltspunkt.

Es bleibt aber die Frage, weshalb der aktuelle Regiolekt in ökonomisch relevanter Weise das soziale Handeln beeinflusst. Liegen hier „mentale Gegensätze“ (Auer 2004) zugrunde?⁸ Haben wir es hier, wie die Ökonomen annehmen, mit der Wirksamkeit einer – wie auch immer zu fassenden – kulturellen Identität zu tun, die sich an sprachlichen Differenzen festmacht? Es ist nicht auszuschließen, dass ein solcher Zusammenhang tatsächlich eine Rolle spielt: Außerhalb Norddeutschlands sind Regiolekte Vollvarietäten, deren Erwerb eine lange Phase gleichgerichteter Mesosynchronisierungen (Kompetenzabgleich in face-to-face-Situationen) erfordert. Regiolekte können nicht durch die Medien erworben werden. Wenn also jemand denselben Regiolekt spricht wie ich, dann muss ich vermuten, dass diese Person in Kindheit und Jugend eine Sozialisation erfahren hat, die massive Ähnlichkeiten zu meiner eigenen aufweist. Aufgrund der Sprache darf ich vermuten, dass mein Gegenüber ähnlich „tickt“ wie ich selbst, dass er und ich uns also in unserem Sozialverhalten von weitgehend übereinstimmenden Prämissen leiten lassen. Eine erste Grundlage für eine Vertrauensbeziehung ist vorhanden. In diesem Sinne wirkt Sprache demnach als Indikator für Sozialisationsgemeinschaften.

Die weitergehende Frage ist allerdings, ob dies alles ist oder ob es hier nicht viel direktere, rein sprachliche Zusammenhänge gibt. Wenn Regiolekte grundsätzlich standardnah und im deutschen Sprachraum allgemein verständlich sind, dann fragt es sich, wie die Sprecher und Hörer mit den kleinen Unterschieden zwischen den Regiolekten umgehen, die so schwer zu erwerben sind. Also, was machen Sprecher und Hörer, wenn sie einen kleinen Unterschied wahrnehmen, der das Verstehen nicht behindert? Sagen sie „Oh, da spricht jemand auf der Basis eines anderen linguistischen Systems mit phonologisch-prosodischen und morpho-syntaktischen Differen-

⁸ „Es sind [...] nicht die faktischen Verkehrsgrenzen, sondern der Raum als mentales Konstrukt, der die Wahrnehmung sprachlicher Variabilität steuert“ (Auer 2004, S. 162).

zen“? Das ist natürlich nicht der Fall. Sprecher bemerken diese geringen Differenzen und interpretieren sie so, wie sie genau diese Merkmale interpretieren würden, wenn sie innerhalb ihres eigenen linguistischen Systems, ihrer eigenen Regionalsprache auftreten würden. Wir bewerten diese Differenzen nicht linguistisch-regional, sondern emotional, auf der Beziehungsebene und ästhetisch.

Dieser Zusammenhang soll abschließend an zwei Beispielen skizziert werden: Beispiel 1 ist ein prosodischer Gegensatz zwischen Regionalsprachen. Die prosodischen Differenzen zwischen Regionalsprachen sind auffällig, aber nur ansatzweise erforscht. Ein Beispiel, das sich gut untersuchen lässt, weil die Prosodie hier der Wortunterscheidung dient, sind die mittelfränkischen Tonakzente. Sie wurden in der Forschung 140 Jahre neben der Distinktivität mit Emotionalität in Zusammenhang gebracht, und Laien hören sie bis heute nur als Emotionen. Wir können seit Werth (2011) Tonakzente am Computer herstellen und so in natürliche Sprache implementieren, dass Hörer sie wie natürliche Sprache verarbeiten. Das Ergebnis solcher gezielter Merkmalsvariation ist, dass Sprecher der mittelfränkischen Regionalsprache ihre Langvokale und Diphthonge (lange Silben) in zwei Moren zerlegen, wobei die zweite More ausschließlich den Tonakzent und damit die Wortbedeutung signalisiert (vgl. Werth 2011, S. 171–176). Alle für die Informationsstruktur und Syntax (Satzakzent, Wortgruppenakzent) und für die Emotionen relevanten prosodischen Informationen müssen in dieser Regionalsprache daher auf der ersten More einer langen Silbe „zusammengquetscht“ werden. Verglichen mit der Standardaussprache und anderen Regionalsprachen führt das bei fast jedem Wort zu schnelleren Tonhöhenbewegungen, was von den Hörern anderer Regionalsprachen als abweichende Emotion (Emotionsdimension „Erregtheit“; vgl. Kehrein 2002, S. 321–324) interpretiert wird. Wenn man sich jetzt noch klarmacht, was Emotion linguistisch bedeutet, nämlich die Befindlichkeit des Sprechenden (gegenüber einem anderen oder gegenüber dem geäußerten Sachverhalt) zu erkennen zu geben, dann wird klar, warum solche Interpretationen unmittelbar handlungsrelevant sind.

Das zweite Beispiel, ein Beispiel aus der Morphosyntax, ist einfacher: Alle Deutschen wissen, dass es Regionen gibt, in denen Vornamen mit Artikel verwendet werden (*der Franz, die Heike*), in anderen werden sie ohne Artikel verwendet. Der Grund ist ein linguistischer, nämlich die unterschiedliche Grammatikalisierung des Artikels. Im Norden ist der Artikel primär Definitheitsmarker (er signalisiert, ob ein „Referenzobjekt“ dem Hörer bekannt ist), im Süden ist er primär Kasusmarker. Über die Medien sind beide Verwendungsweisen inzwischen überall gut bekannt, was auf längere Sicht zum Verwischen des ursprünglichen Beurteilungsunterschieds führen mag. 1990 jedenfalls konnte Günter Bellmann noch eine klare Bewertungsdifferenz zwischen den Regionalsprachen feststellen: Der im Sü-

den übliche Gebrauch von Namen mit Artikel wurde im Norden als „anbiedernd“ empfunden, der im Norden übliche Gebrauch von Namen ohne Artikel wurde im Süden als „arrogant“ bewertet. Etikettierungen wie „anbiedernd“ und „arrogant“ betreffen die Beziehungsebene (vgl. Bellmann 1990, S. 277–279).

Was ist also der positive Effekt, wenn sich moderne Menschen in ihrem raumbezogenen Sozialverhalten neben allen ökonomischen Motiven auch danach richten, ob es sich um die vertraute Regionalsprache handelt? Nun, sie treffen dort auf Menschen, die sie nicht nur intellektuell verstehen, sondern bei denen sie sich sicher sein können, dass auch ihre sprachlichen Befindlichkeitskundgaben, also ihre Emotionssignale, und ihre beziehungsrelevanten Signale in der intendierten Weise interpretiert werden. Die „mentaligen Gegensätze“, die die Raumwahrnehmung konstituieren, beruhen auf empirisch zugänglichen sprachkognitiven Gegensätzen. Die kulturelle Identität hat – jedenfalls soweit es die modernen deutschen Regionalsprachen betrifft – eine direkte linguistische Basis.

Literatur

- Auer, Peter (2004): Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23, S. 149–179.
- Bellmann, Günter (1990): Pronomen und Korrektur. Zur Pragmalinguistik der persönlichen Referenzformen. Berlin/New York.
- Elmentaler, Michael/Borchert, Felix (2012): Niederdeutsche Syntax im Spannungsfeld von Kodex und Sprachpraxis. In: Langhanke, Robert et al. (Hg.): Niederdeutsche Syntax. (= Germanistische Linguistik 220/2012). Hildesheim, S. 101–135.
- Elmentaler, Michael/Rosenberg, Peter (i.Ersch.): Regionalsprachlichkeit und Sprachvariation in Norddeutschland. In: Elmentaler, Michael et al. (Hg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Kiel 13.–15.9.2012. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte). Stuttgart.
- Falck, Oliver et al. (2012): Dialects, cultural identity, and economic exchange. In: Journal of Urban Economics 72, S. 225–239.
- Frings, Theodor (1926): Sprache. In: Aubin, Hermann/Frings, Theodor/Müller, Josef: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde. (= Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn). Bonn.
- Herrgen, Joachim (i.Ersch.): Entnationalisierung des Standards. Eine perzeptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: Lenz, Alexandra N./Glauninger, Manfred M. (Hg.): Standarddeutsch in Österreich – Theoretische und empirische Ansätze. (= Wiener Arbeiten zur Linguistik). Göttingen.

- Hildebrandt, Reiner (1983): Typologie der arealen lexikalischen Gliederung deutscher Dialekte aufgrund des Deutschen Wortatlasses. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1). Berlin/New York, S. 1331–1367.
- Kehrein, Roland (2002): Prosodie und Emotionen. (= Reihe Germanistische Linguistik 231). Tübingen.
- Kehrein, Roland (2009): Dialektalität von Vorleseausssprache im diatopischen Vergleich – Hörerurteil und phonetische Messung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 76, S. 14–54.
- Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 152). Stuttgart.
- Kiesewalter, Carolin (2011): Zur Salienz remanenter Merkmale des Neuhessischen. In: Ganswindt, Brigitte/Purschke, Christoph (Hg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. (= Germanistische Linguistik 216/217). Hildesheim, S. 335–369.
- König, Werner (2011): Wir können alles. Außer Norddeutsch. In: Schöner Heimat. Bewahren und Gestalten. Zeitschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatpflege 2011, S. 188–198.
- Lameli, Alfred (2013): Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 54). Berlin/New York.
- Lameli, Alfred et al. (2013): Same same but different: dialects and trade. In: IZA Discussion Paper Series 7397. Internet: <http://ftp.iza.org/dp7397.pdf> (Stand: 22.7.2013).
- Lanwermeyer, Manuela (2011): Das regionalsprachliche Spektrum von Oldenburg. Eine variationslinguistische Untersuchung zur vertikalen Dimension im Niederdeutschen. Magisterarbeit. Marburg.
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125). Stuttgart.
- Purschke, Christoph (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 149). Stuttgart.
- Schaub, Victoria (2011): Zur variationslinguistischen Struktur der modernen Regionalsprache im Raum Ulm. Masterarbeit. Marburg.
- Schmitt, Ernst H. (1986): Syn- und diachronische Untersuchungen zum Vokalismus von Nackenheim. In: Bellmann, Günter (Hg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 10). Stuttgart, S. 101–131.
- Schmidt, Jürgen Erich (1986): Die mittelfränkischen Tonakzente (Rheinische Akzentuierung). (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 8). Stuttgart.

- Schmidt, Jürgen Erich (1998): Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. In: Besch, Werner/Solms, Hans Joachim (Hg.): Regionale Sprachgeschichte (= Zeitschrift für deutsche Philologie 117. Sonderheft). Berlin, S. 163–179.
- Schmidt, Jürgen Erich (2005): Die deutsche Standardsprache: Eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York, S. 278–305.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik: Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.
- Schröder, Ingrid/Elementaler, Michael (2009): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung 132, S. 41–68.
- Weinrich, Johan Michael (1720): Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstenthums Henneberg alter und mitlerer Zeiten. Leipzig.
- Werth, Alexander (2011): Perzeptionsphonologische Grundlagen der Prosodie. Eine Analyse der mittelfränkischen Tonakzentdistinktion. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 143). Stuttgart.
- Wiesinger, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1). Berlin/New York, S. 807–900.
- Wiesinger, Peter (2008): Die „neuhochdeutsche Diphthongierung“ und weitere Diphthongierungen im Moselfränkischen. In: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hg.): Dialektgeographie der Zukunft. Akten des 2. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Institut für Germanistik der Universität Wien, 20.–23. September 2006. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 135). Stuttgart, S. 23–84.
- Wrede, Ferdinand (1903): Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsässische Dialektforschung. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 111, S. 28–48.

Zwischen Empirie und Ästhetik – Ansätze zur korpuslinguistischen Untersuchung und Bewertung von Sprachwandel

Abstract

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie und inwieweit korpusbasierte Ansätze zur Untersuchung und Bewertung von Sprachwandel beitragen können. Die Bewertung von Sprachwandel erscheint in dieser Hinsicht interessant, da sie erstens von größerem öffentlichen Interesse ist, zweitens nicht zu den Kernthemen der Sprachwissenschaft zählt und drittens sowohl die geisteswissenschaftlichen Aspekte der Sprachwissenschaft berührt als auch die empirischen, die eher für die so genannten harten Wissenschaften typisch sind. Letzteres trifft bei der Frage nach Sprachverfall (gutem vs. schlechtem Deutsch diachron) vermutlich unbestrittener zu als bei der Frage nach richtigem vs. falschem Deutsch, da zu ihrer Beantwortung offensichtlich einerseits empirische, messbare Kriterien herangezogen werden müssen, andererseits aber auch weitere Kriterien notwendig sind und es außerdem einer Entscheidung zur Einordnung und Gewichtung der verschiedenartigen Kriterien sowie einer Begründung dieser Entscheidung bedarf.

Zur Annäherung an die Fragestellung werden zunächst gängige, leicht operationalisierbare Hypothesen zu Symptomen eines potenziellen Verfalls des Deutschen auf verschiedenen DEREKO-basierten Korpora überprüft und im Hinblick auf ihre Verallgemeinerbarkeit und Tragweite diskutiert. Im zweiten Teil werden weitere empirische Ansätze zur Untersuchung von Wandel, Variation und Dynamik skizziert, die zur Diskussion spezieller Aspekte von Sprachverfall beitragen könnten. Im Schlussteil werden die vorgestellten Ansätze in den Gesamtkontext einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung von Sprachverfall gestellt und vor dem Hintergrund seines gesellschaftlichen Diskurses reflektiert.

1. Einleitung

Die Frage nach Sprachverfall berührt, obgleich sie kein Kernthema der Sprachwissenschaft ist, ein recht breites Spektrum von Aspekten der Linguistik zwischen Empirie und Ästhetik: Einerseits erfordern belastbare Antworten auf die Frage fundierte empirische Belege, andererseits können auch ästhetische Kriterien bei der Beantwortung eine Rolle spielen, die – wenn überhaupt – nur schwer empirisch operationalisierbar sind. Außerdem sind Entscheidungen zur Einordnung und Gewichtung der verschiedenartigen Kriterien und Begründungen dieser Entscheidungen für eine sprachwissenschaftliche Beantwortung notwendig.

Abb. 1: Bestandteile der Untersuchung von Sprachverfall:

- (1.) Bereiche von Einflussfaktoren (unvollständig und unsortiert),
- (2.) Gewichtungen,
- (3.) verschiedene Konzepte von Sprachverfall

In Abbildung 1 haben wir versucht, die potenziellen methodologischen Bestandteile einer Untersuchung und Bewertung von Sprachwandel zu skizzieren. In der linken Spalte ist eine Reihe von möglichen Bereichen von Kriterien oder Einflussfaktoren, unsortiert und sicherlich unvollständig, aufgezählt. Wie in der mittleren Spalte dargestellt, müssen diese Einflussfaktoren

sortiert, eingeordnet und gewichtet werden. Wie dies zu erfolgen hat, kann dabei nicht aus empirischen Beobachtungen abgeleitet werden. Es müssen vielmehr Entscheidungen getroffen und begründet werden. Eine für diese Fragestellung typische Schwierigkeit besteht dabei darin, dass die potenziellen Einflussbereiche sehr heterogen und z.T. inkommensurabel sind. So ist es z.B. unklar, wie sich Faktoren aus den Bereichen Ökonomie, Verständlichkeit und Kasusverwendung vergleichbar messen oder miteinander verknüpfen lassen.

Typisch für die Fragestellung ist außerdem, dass sicherlich viele unterschiedliche Konzepte von Sprachverfall (rechts in Abb. 1) existieren können, die unterschiedliche Gewichtungen unterschiedlicher Einflussfaktoren mit jeweils unterschiedlichen Begründungen erfordern.

Ausgehend von der Diskussion in Medien und Populärliteratur und der Beobachtung, dass der Sprachverfall-Diskurs offensichtlich eine gesellschaftliche Relevanz hat, sollen im Folgenden zunächst einige der einer empirischen Untersuchung zugänglichen potenziellen Einflussfaktoren näher untersucht werden und später auch Ansätze zur Untersuchung der Wahrnehmung von Sprachverfall, Sprachverfall als Phänomen der Textrezeption und zur Gewichtung von Einflussfaktoren punktuell vorgestellt werden.

2. Kurzstudien zu Hypothesen der Manifestation von Sprachverfall

Von den zahlreichen Hypothesen dazu, worin sich ein Verfall manifestiert bzw. manifestieren könnte, haben wir die folgenden sechs zur näheren Untersuchung ausgewählt: zunehmende Verwendung von (1.) Nomina, (2.) schwachen Präteritumsformen bei starken Verben, (3.) Adverbien als Adjektive, (4.) „wegen“ mit Dativ, (5.) analytischem Konjunktiv und (6.) Anglizismen.

Unsere Auswahlkriterien waren dabei unsere ungefähre Einschätzung der Relevanz im aktuellen Diskurs und eine möglichst leichte Operationalisierbarkeit. Als Inspirationsquelle haben wir vor allem Sick (2004, 2005) verwendet.

2.1 Sprachausschnitt und Datengrundlage

Als zu untersuchenden Sprachausschnitt haben wir Zeitungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz (aufgeschlüsselt nach Ressort: Kultur, Lokales, Politik, Sport, Wirtschaft, NA/sonstige) sowie Plenarprotokolle aus dem Deutschen Bundestag und den Landtagen jeweils aus dem Zeitraum 1995 bis 2012 gewählt. Als Korpusgrundlage hat uns dabei das DeReKo-Release 2013-I (IDS 2013; Kupietz et al. 2010) mit den durch Connexor MPT erstellten Wortartannotationen gedient (siehe Belica et al.

2011). Die auf den Wortartannotationen beruhenden Ergebnisse haben wir, wenn möglich, anhand von RFTagger-Annotationen (Schmid/Laws 2008) ansatzweise auf Plausibilität überprüft.

Der Grund für den relativ kleinen Sprachausschnitt und das relativ kurze Zeitintervall war vor allem, dass für diese Partition in DEReKo ausreichende und homogene Daten vorliegen. Außerdem sollten Überschneidungen mit dem Akademie-Projekt zur Lage der Deutschen Sprache (vgl. Eichinger in diesem Band) vermieden werden. In jedem Fall sollte der gewählte Sprachausschnitt weitergehende Rückschlüsse zulassen, da davon auszugehen ist, dass sich gravierende Änderungen im Sprachgebrauch auch in Zeitungen und Parlamentsdebatten manifestieren. Hinsichtlich des Akademie-Projekts war der Zeitraum bis 2012 mit hoher Auflösung (ein Jahr vs. eine Dekade) auch besonders interessant, um etwa zu überprüfen, inwieweit sich dort beobachtete Tendenzen fortsetzen oder nicht.

Bezüglich der Plenarprotokolle ist darauf hinzuweisen, dass in diesen potenziell für die Fragestellung relevante Faktoren bzw. Verunreinigungen miteinander vermischt werden: gesprochene Sprache, Politikersprache, stenographische Aufzeichnung, nachträgliche Korrekturen bzw. Veränderungen, Aufbereitung teilweise mittels optischer Zeichenerkennung (OCR) mit nachträglichen Korrekturen.

Bezüglich der österreichischen und schweizerischen Zeitungskorpora ist darauf hinzuweisen, dass diese relativ wenige verschiedene Zeitungen enthalten, die zudem über die Zeit variieren.

2.2 Interpretation der Ergebnisse

Die Ergebnisse der Kurzstudien sind in erster Linie anhand der im Folgenden dargestellten Frequenzverläufe hinsichtlich möglicherweise vorhandener Trends zu interpretieren. Zur Einschätzung der Zuverlässigkeit der beobachteten relativen Häufigkeiten sind an den Datenpunkten jeweils Konfidenzintervalle (95%-Niveau) dargestellt. Diese geben den Bereich an, in dem mit 95%-iger Wahrscheinlichkeit die tatsächlichen Werte liegen, wenn man das untersuchte Korpus als Stichprobe seiner zugrundeliegenden Sprachdomäne betrachtet. Um die Erkennung von Trends zu erleichtern, sind zu den Frequenzverläufen jeweils auch mithilfe der Standardmethode LOESS („Local regrESSion“) geglättete Kurven in grau dargestellt.

Als weiteren Indikator für die Erkennung von Trends haben wir ergänzend Kendalls Rangkorrelationskoeffizient τ (siehe Hilpert/Griess 2009) verwendet. τ gibt im Wesentlichen an, wie gut ein Frequenzverlauf einer monoton steigenden ($\tau > 0$) bzw. fallenden ($\tau < 0$) Funktion entspricht. Außerdem kann für τ die Wahrscheinlichkeit p eines irrtümlichen Verwerfens der Null-Hypothese ($\tau = 0$) ermittelt werden. Wir werden im Folgenden nur τ -Werte für $p < 0,05$ betrachten. Da τ weniger Information enthält, als typischer-

weise anhand der Zeitverläufe unmittelbar ersichtlich ist, und keine Aussage über die Größenordnung der Änderung macht, sollte τ nicht überbewertet werden (siehe Hilpert/Griess 2009).

2.3 Kurzstudien

2.3.1 Zunehmende Verwendung von Nomina

Hypothese

Der Anteil von Nomina steigt gegenüber dem anderer Wortarten (vgl. Sick 2004, S. 87 ff.).

Operationalisierung

Grundlage der Operationalisierung waren die Wortartannotationen von Connexor MPT. Gemessen haben wir die relative Gesamthäufigkeit des POS-Tags „N“ ohne Eigennamen („Prop“).

Ergebnisse

Wie Abbildung 2 zeigt, weist der Nomenanteil in den Zeitungskorpora insgesamt einen leichten Aufwärtstrend auf ($\tau = 0,48$), wobei in den österreichischen Zeitungen eine deutlichere Zunahme zu verzeichnen ist ($\tau = 0,52$), in den Schweizer Zeitungen jedoch kein Trend erkennbar ist. Wie Abbildung 3 zeigt, ist der Nomenanteil in den Zeitungen stark vom Ressort abhängig.

Der Trend des Nomenanteils in den Plenarprotokollen ist rückläufig ($\tau = -0,87$).

Abb. 2: Häufigkeit von Nomina (ohne Eigennamen)

Abb. 3: Häufigkeit von Nomina nach Ressort

2.3.2 Schwache Präteritumsform bei starken Verben

Hypothese

Bei stark flektierbaren Verben wird zunehmend eine schwache Präteritumsform verwendet.

Operationalisierung

Grundlage der Untersuchung war folgende Auswahl stark flektierbarer Verben: backen, befehlen, braten, dringen, erleichen, fechten, flechten, frieren, gießen, gleichen, gleiten, heben, klingen, leiden, meiden, melken, raten, riechen, scheinen, schießen, schleichen, schleifen, schneiden, schreien, singen, sprießen, stinken, streichen, vermeiden, werben.

Gemessen haben wir den Anteil schwach flektierter Varianten an allen Präteritumsformen dieser Verben.

Ergebnisse

Wie Abbildung 4 zeigt, sind bzgl. des Anteils schwach flektierter Varianten stark flektierbarer Verben über den untersuchten Zeitraum keine Trends zu beobachten. Lediglich in den schweizerischen und österreichischen Zeitungen könnte in den letzten Jahren möglicherweise ein Aufwärtstrend begonnen haben. Mit einem jeweiligen durchschnittlichen Anteil von unter 0,5% bei den Zeitungen und nahezu 0% bei den Plenarprotokollen ist das Phänomen insgesamt sehr niedrigfrequent.

Abb. 4: Anteil der schwach flektierten Varianten

2.3.3 Adverbien auf „-weise“ als Adjektiv

Hypothese

Adverbien auf „-weise“ werden zunehmend auch attributiv wie Adjektive verwendet (vgl. Sick 2004, S. 110 ff.).

Operationalisierung

Die naheliegende Operationalisierung anhand von Wortart-Annotationen war in diesem Fall nicht möglich, da sowohl Connexor MPT als auch der RFTagger (mit der von uns verwendeten Parameter-Datei) Formen auch bei adverbialer Verwendung häufig als Adjektive klassifizierten. Daher haben wir stattdessen eine halbautomatisch gewonnene Liste von Adverbien auf „-weise“ als Grundlage genommen (z.B. andeutungsweise, ansatzweise, beispielsweise, bekannterweise, dummerweise, ersatzweise, haufenweise, schrittweise, stellenweise, stufenweise, teilweise, vergleichsweise, zwangsweise). Gemessen haben wir den Anteil der flektierten Formen (Wörter aus der Liste mit den Endungen m, n, r, s) am Vorkommen aller Formen der ausgewählten Wörter.

Ergebnisse und Diskussion

Abbildung 5 zeigt, dass der Trend sowohl in den Zeitungs- als auch bei den Plenarprotokoll-Korpora leicht rückläufig ist ($\tau = -0,48$ bzw. $\tau = -0,57$), wobei er bei schweizerischen Zeitungen etwas deutlicher ausfällt ($\tau = -0,74$).

Insgesamt ist also eher ein Rückgang des Phänomens zu beobachten. Zur Aufklärung der unflektierten adjektivischen Verwendungen wäre allerdings eine elaboriertere Operationalisierung, z.B. durch eine manuelle Annotation einer Stichprobe, notwendig.

Abb. 5: Anteil flektierter Varianten einer Liste von Adverbien auf „-weise“

2.3.4 Analytische Konjunktivbildung

Hypothese

Der Konjunktiv wird immer häufiger analytisch gebildet (vgl. Sick 2005, S. 77 ff.).

Operationalisierung

Als Grundlage konnten wir hier die morphosyntaktischen Annotationen von Connexor MPT verwenden. Gemessen haben wir den Anteil der Formen von „würde“ an allen Verben im Konjunktiv.

Ergebnisse und Diskussion

Wie Abbildung 6 zeigt, ist der Anteil analytischer Konjunktivmarkierungen recht konstant. Lediglich bei den Plenarprotokollen ist ab 1999 ein leichter Aufwärtstrend zu beobachten ($\tau = 0,5$ für den gesamten beobachteten Zeitraum). Der Anteil in den österreichischen Zeitungen und insbesondere in den Plenarprotokollen ist insgesamt höher als in den deutschen Zeitungen.

Abb. 6: Anteil analytischer Konjunktivmarkierungen

2.3.5 „Wegen“ mit Dativ

Hypothese

Die Präposition „wegen“ wird immer häufiger mit Dativ verwendet (vgl. Sick 2004, S. 15 ff.).

Operationalisierung

Auch hier konnten weder Connexor MPT noch RFTagger verwendet werden, da beide bei ambigem Kasus, also z.B. bei Fem.-Sg.-Ergänzungen, nur einen möglichen Kasus-Wert (Genitiv oder Dativ) und keine Information bzgl. der Ambiguität lieferten. Daher haben wir als Basis der Operationalisierung Bigramm-Frequenzlisten mit jeweils „wegen“ als erstem Element verwendet, die wir halbautomatisch in die drei Kategorien i) eindeutig Dativ, ii) eindeutig Genitiv und iii) ambig klassifiziert haben. Gemessen haben wir den Anteil von „wegen“+Dativ an „wegen“-Gesamt.

Ergebnisse und Diskussion

Der Anteil ambiger Fälle mit unklarem Kasus lag zwischen etwa 70% und 80%, so dass je nach Bedingung nur etwa 20-30% der Treffer weiter untersucht werden konnten. Die in Abbildung 7 dargestellten Ergebnisse zeigen starke Veränderungen des Dativ-Anteils bei den österreichischen und schweizerischen Zeitungen mit allerdings schon in 2005 bzw. 2009 überschrittenen Höhepunkten. In den deutschen Zeitungen ist der Anteil recht konstant bei

etwa 0,2% evtl. mit leicht fallender Tendenz ($\tau = -0,41$, $p < 0,05$). Die Spitze in 2005 ist nach Sichtung der einzelnen Belege auf Sätze wie „Heißt es nun wegen dem oder wegen des schlechten Wetters?“¹ in Buchbesprechungen von Bastian Sicks „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ zurückzuführen. Dies deutet darauf hin, dass es bei dieser Frage besonders wichtig wäre, genauer zwischen echtem Sprachgebrauch und Erwähnung in Zitaten, Titeln, Metasprache zu unterscheiden (vgl. Perkuhn/Keibel/Kupietz 2012, S. 15).

Abb. 7: Anteil der Verwendung von „wegen“ mit Dativ an der Gesamt-Verwendung von „wegen“

2.3.6 Anglizismen

Hypothese

Es werden zunehmend Anglizismen verwendet (vgl. Sick 2004, S. 80 ff.).

Operationalisierung

Da es, falls überhaupt, nur mit sehr hohem Aufwand möglich gewesen wäre, alle Anglizismen in unserem Korpus zu erfassen, haben wir uns in diesem Fall für eine besonders einfache Operationalisierung entschieden und eine recht kurze, aber dafür recht bekannte Liste von Anglizismen gewählt, nämlich die so genannte Ramsauer-Liste verbotener Wörter.² Aus dieser Liste haben wir alle Anglizismen, die aus einem Wort (bzw. mehreren mit Bindestrich verbundenen) bestehen, ausgewählt (z.B. Backup, Beamer, Benchmark, Berechnungs-Tools, VIP-Lunch, Voting, Whiteboard, Workshop) und ihre relative Häufigkeit (einschließlich flektierter Formen) gemessen.

¹ BZ, 10.1.2005, S. 27 nach DEREKO-2013-I:B05/JAN.02372.

² Online-Ausgabe der Rhein-Zeitung vom 29.12.2010.

Ergebnisse und Diskussion

Die in Abbildung 8 dargestellten Ergebnisse zeigen durchweg einen Anstieg der Verwendung der untersuchten Anglizismen – in den Zeitungskorpora auf etwa das Doppelte des Anteils von 1995 ($\tau = 0,91$). In den österreichischen Zeitungen wurde der Höhepunkt anscheinend bereits 2007 erreicht. In den Plenarprotokollen ist eine deutlich niedrigere Häufigkeit und ein langsamerer Anstieg zu verzeichnen.

Die Frage, ob der Anteil der Anglizismen insgesamt oder nur der der Ramsauer-Liste steigt, bleibt allerdings aufgrund der vereinfachten Fragestellung und Operationalisierung offen.

Abb. 8: Häufigkeit der untersuchten Anglizismen aus der Ramsauer-Liste

Abb. 9: Häufigkeit der untersuchten Anglizismen aus der Ramsauer-Liste nach Ressort

2.4 Zusammenfassung und Diskussion

Wie Tabelle 1 zeigt, ergibt sich bezüglich der untersuchten Hypothesen mit fünf ansteigenden Tendenzen, drei rückläufigen Tendenzen und vier annähernd konstanten Verläufen ein gemischtes Bild. Das heißt, selbst wenn man annimmt, dass die untersuchten Phänomene für die Frage nach einem Verfall der deutschen Sprache relevant sind, lassen unsere Untersuchungen keine sehr eindeutigen Schlüsse zu.

Hypothese	Zeitungen	Plenarprotokolle
1. Nomen	+	–
2. Schwache Flexion starker Verben		
3. Adverbien als Adjektive	–	–
4. „wegen“ mit Dativ		+
5. Analytischer Konjunktiv		+
6. Anglizismen	+	+

Tab. 1: Zusammenfassung der Ergebnisse der Kurzstudien.

+ = steigende Tendenz, – = fallende Tendenz

Die meisten der vorgestellten Untersuchungen müssten noch elaborierter operationalisiert und weiter verfolgt werden, um gesichertere Schlussfolgerungen zu erlauben. Dies gilt insbesondere auch für die Untersuchung bzgl. der Anglizismen, die als einzige eine stark ansteigende Tendenz ergeben hat.

Die Untersuchungen haben außerdem gezeigt, dass Herkunftsfaktoren (Zeitung vs. Plenarprotokoll, Land, Ressort) bzgl. der beobachteten Phänomene meist eine größere Rolle spielen als der Faktor Zeit. Dies ist zwar an sich nicht überraschend, zieht jedoch die Frage nach sich, inwieweit der Anstieg der Häufigkeit eines Phänomens um wenige Prozent überhaupt wahrnehmbar ist.

3. Weitere Ansätze zur Untersuchung spezieller Aspekte von „Sprachverfall“

3.1 Sprachverfallswahrnehmung als Phänomen der Textrezeption

Im vorangegangenen Abschnitt sind wir der Frage nachgegangen, ob sich anhand geläufiger Hypothesen zu seinen möglichen Erscheinungsformen ein Verfall des Deutschen in Korpora beobachten, d.h. messen lässt. In die-

sem Abschnitt wollen wir der Frage nachgehen, ob es Gründe gibt, warum Sprachverfall im beobachteten Zeitraum besonders stark wahrgenommen worden sein könnte – Gründe, die zunächst weniger mit Sprachwandel zu tun haben als mit veränderten Umständen der Textproduktion und insbesondere Textrezeption.

Diese Möglichkeit scheint plausibel, da sich die Umstände der Textrezeption seit 1995 sicherlich stark verändert haben. Während 1995 noch Tageszeitungen, Bücher, redaktionell bearbeitete Lexika etc. vermutlich den Großteil der alltäglich rezipierten Texte geprägt haben, sind diese heute teilweise verdrängt durch Texte aus dem World Wide Web, deren Entstehungs- und Auswahlbedingungen sich stark von den damaligen unterscheiden können. So ist z.B. davon auszugehen, dass heute deutlich mehr unredigierte Texte, die von sehr viel mehr unterschiedlichen und sehr viel häufiger nicht-professionellen Autoren verfasst wurden, rezipiert werden. Darüber hinaus ist vermutlich davon auszugehen, dass die Streuung bzgl. der regionalen Herkunft der Autoren größer ist und dieser und ähnliche Parameter beim Lesen seltener im Voraus bekannt sind, da Texte etwa über ein einfaches Verfolgen von Suchmaschinen-Links dekontextualisierter rezipiert werden können als etwa im Falle einer Tageszeitung oder eines Buchs. So ist es nicht ganz unplausibel, davon auszugehen, dass wir heute erstens häufiger mit geschriebenen Texten konfrontiert sind, die nicht unseren Sprachgewohnheiten entsprechen, und dass es zweitens häufiger Situationen gibt, in denen wir keine spezifischen Erwartungen bzgl. der Sprache aufbauen können, die wir rezipieren. Dass solche Kontexte in Bezug auf Merkmale, die für Sprachqualität als relevant betrachtet werden, größere Auswirkungen haben können als der Faktor Zeit, hatten wir eingangs gezeigt (siehe z.B. Abb. 3).

3.1.1 Kurzstudie: Internetbasierte Texte

Die Frage, ob es aufgrund der Auflösung von soziokulturellen und regionalen Plurizentrik-Barrieren und -Markern durch das WWW eine verstärkte Wahrnehmung von Sprachverfall gibt, kann an dieser Stelle natürlich nicht beantwortet werden, zumal man bezweifeln kann, ob Sprachverfall im untersuchten Zeitraum überhaupt stärker wahrgenommen wurde als zu einem anderen Zeitpunkt bzgl. irgendeiner anderen Zeitperiode (siehe Durrell in diesem Band). Auch zur Veränderung der Textrezeption liegen keine ausreichenden Daten vor, die eine genauere Untersuchung zulassen würden, ebenso wenig wie Korpora, die als Stichprobe für eine veränderte Textrezeption geeignet wären. Aus diesen Gründen haben wir auch an dieser Stelle die Fragestellung vereinfachen müssen und versucht, anhand bestehender webbasierter Korpora zu untersuchen, ob es bezüglich der eingangs vor-

gestellten Hypothesen zur Manifestation von Sprachverfall Indizien gibt, die für oder gegen die Vermutung sprechen, dass die verstärkte Rezeption von Web-Texten zu einer verstärkten Wahrnehmung von Sprachverfall führen kann.

Als Grundlage der Untersuchung haben wir in diesem Fall drei DEREKO-Subkorpora, nämlich die Wikipedia-Konvertierungen von 2005 (Subkorpusname in DEREKO/COSMAS II: wpd) und 2011 (wpd11) und die Konvertierung der Wikipedia-Diskussionen von 2011 (wdd11) sowie eine 10%-Zufallsstichprobe aus dem Deutschen Web-Korpus deWaC in einer Version von 2005 (Baroni/Kilgarriff 2006) verwendet. Die so getroffene Korpusauswahl war allein durch das Fehlen anderer Daten bedingt und hat weder den Anspruch einer repräsentativen Stichprobe bzgl. des Word-Wide-Web noch bzgl. der Rezeption webbasierter Texte. Untersucht haben wir nur den Anteil schwacher Präteritumsbildung bei stark flektierbaren Verben sowie den Anteil des adjektivischen Gebrauchs von Adverbien und die analytische Konjunktivverwendung.

Ergebnisse und Diskussion

Was den Anteil schwacher Präteritumsbildung bei stark flektierbaren Verben betrifft (Abb. 10), ist das Phänomen insbesondere beim Wikipedia-Korpus eher weniger stark ausgeprägt als in den Zeitungskorpora. Bei den beiden anderen Web-Korpora wird – erkennbar an den großen Konfidenzintervallen – das Präteritum insgesamt so selten verwendet, dass die Ergebnisse kaum aussagekräftig sind.

Abb. 10: Anteil schwacher Präteritumsbildung bei stark flektierbaren Verben

Anders sehen die Ergebnisse beim Anteil des flektierten Gebrauchs von Adverbien (Abb. 11) aus. Hier ist der Anteil bei deWaC und den Wikipedia-Diskussionen deutlich größer als in den Zeitungskorpora.

Abb. 11: Anteil des flektierten Gebrauchs von Adverbien

Deutlich größer als in den Zeitungskorpora ist in deWaC auch der Anteil analytischer Konjunktivverwendungen (Abb. 12). In diesem Fall verhalten sich jedoch auch die Wikipedia-Diskussionen ähnlich unauffällig wie die Wikipedia-Artikel.

Abb. 12: Anteil analytischer Konjunktivverwendungen

3.1.2 Fazit

Die recht heterogenen Ergebnisse lassen sich vielleicht so zusammenfassen, dass es bzgl. des allgemeinen deWaC keine Veranlassung gibt, die Hypothese, dass ein eventuell wahrgenommener Sprachverfall auch auf WWW-bedingt veränderte Umstände der Textrezeption zurückzuführen ist, zu verwerfen. Darüber hinausgehende Schlussfolgerungen lassen sich anhand der wenigen punktuellen Messungen, die auch gezeigt haben, dass sich Texte aus dem Web sehr unterschiedlich verhalten und dass daher Ergebnisse entscheidend von der Stichprobensammensetzung abhängen, nicht ziehen.

3.2 Lexikalische Vielfalt

Neben den eingangs untersuchten möglichen Kriterien für die Bewertung von Sprachwandel, die eine Bewertungsrichtung nahelegen und prinzipiell eine Verallgemeinerung der auf unserer Korpusgrundlage gewonnenen Beobachtungen zulassen, gibt es im Bereich der Stilometrie zahlreiche weitere quantifizierbare Kriterien, die grundsätzlich für eine Bewertung von Sprachwandel in Frage kommen, wie z.B. lexikalische Vielfalt, Satzkomplexität (syntaktische Einbettungstiefe, Aufzählungslängen, Satzlänge), Funktionswortdichte, Gebrauch von Mehrworteinheiten, Idiomatizität (Abdeckung durch gute/sprachtypische n-Gramme, Kollokationen).

Aus diesen potenziellen Kriterien haben wir uns für eine weitere Untersuchung die lexikalische Vielfalt herausgegriffen, da die Bewertungsrichtung vergleichsweise eindeutig und eine leichte Operationalisierbarkeit gegeben ist. Als Maß haben wir das Measure of Textual Lexical Diversity (MTLD) (McCarthy 2005) gewählt, da es im Gegensatz zur standardisierten Type-Token-Ratio auch auf Texte sehr unterschiedlicher Länge anwendbar ist. Berechnet haben wir das durchschnittliche MTLD auf der Basis von Texten und Wortformen.

3.2.1 Ergebnisse und Diskussion

Wie Abbildung 13 zeigt, hat das MTLD aller untersuchten Korpora eine negative Tendenz. Allerdings scheint der Rückgang in den Zeitungskorpora zum größten Teil auf die Ressorts Lokales und Kultur zurückzugehen (siehe Abb. 14). Dies legt die Vermutung nahe, dass die wechselnde Zusammensetzung der Zeitungskorpora und speziell der Anteil an Artikelsorten mit schematischer Sprache (z.B. Veranstaltungsankündigungen und Todesanzeigen) für den Rückgang mit verantwortlich sein könnte. Um diese Vermutung zu überprüfen, haben wir versucht, den Anteil solcher Artikel mit

schematischer Sprache anhand des Anteils an partiellen Dubletten (mindestens 50% Abdeckung durch gemeinsame normalisierte 5-Gramme, siehe Kupietz 2005) zu approximieren. Das Ergebnis legt den Schluss nahe, dass unsere Vermutung richtig war: Der Anteil an solchen partiellen Dubletten zeigt von 2004 bis 2008 einen markanten Anstieg von 0,2% auf 12,1% und weist insgesamt eine starke negative Korrelation mit den MTLD-Werten auf ($r = -0,73$, $p < 0,001$).

Abb. 13: Durchschnittliches MTLD über Texte aus den jeweiligen Jahren. Zum Vergleich das MTLD des Zauberbergs von Thomas Mann als gestrichelte Linie

Abb. 14: Nach Ressort aufgeschlüsselte MTLD-Entwicklung der Zeitungskorpora

Dies kann allerdings nicht den Rückgang der MTLD-Werte in den Plenarprotokoll-Korpora erklären, da diese sehr homogen zusammengesetzt sind. Unser Haupt-Fehlerverdacht in diesem Fall bezog sich auf die technische Aufbereitung des Korpus. So könnte die abnehmende Vielfalt hier etwa mit dem Rückgang der Verwendung von OCR bei der Aufbereitung der Rohdaten zusammenhängen. D.h., dass größere Vielfalt nicht unbedingt auf mehr seltene Wörter sondern auf mehr fehlerhaft erkannte Zeichenketten zurückzuführen sein könnte. Um diese Fehlerhypothese zu untersuchen, haben wir die Typelisten der verschiedenen Jahrgänge mit dem Lemmatisierer und morphologischen Analysewerkzeug *glemm* (Belica 1994) untersucht, in der Erwartung, dass mit einem höheren Anteil an Datenmüll bzw. Nicht-Wörtern der Anteil der durch *glemm* nicht analysierbaren Zeichenketten wächst. Die Ergebnisse haben unseren Verdacht in gewissem Maße bestätigt: Der Anteil nicht analysierbarer Types fällt im Plenarprotokoll-Korpus von 38% in 1999 auf 28% in 2007 während er in den Zeitungskorpora konstant bei etwa 42% liegt. Die Korrelation ist in diesem Fall ($r = 0,65$, $p < 0,005$) allerdings nicht so stark wie im Falle der Dublettenanalyse oben. Obwohl wir mit diesen beiden Korrelationsstudien noch keine ausschließliche kausale Erklärung für das rückläufige MTLD in den Zeitungs- und Plenarprotokoll-Korpora nachgewiesen, sondern nur plausible alternative Erklärungsmöglichkeiten aufgezeigt haben, legen diese doch den Schluss nahe, dass die Beobachtungen nicht auf den Sprachgebrauch schlechthin verallgemeinert werden können – zumal es ohnehin fraglich ist, ob die Bedingungen für die Verallgemeinerbarkeit eines stil- und textsortenabhängigen Merkmals wie der lexikalischen Vielfalt durch die verwendete Korpusgrundlage grundsätzlich erfüllt sind.

Um eine weitere mögliche methodische Fehlerquelle auszuschließen, haben wir zuletzt noch die Validität und Adäquatheit des MTLD ansatzweise überprüft, indem wir als ein alternatives Maß den durchschnittlichen Frequenzrang aller Types für alle Jahrgänge der untersuchten Korpora gemessen haben (vgl. Steinig et al. 2009, S. 121 f.). Die Frequenzränge wurden dabei anhand der Gesamtkorpora (z.B. Lokal-Ressort aus allen Zeitungen über alle Jahrgänge) ermittelt. Das alternative Maß sollte innerhalb eines Gesamtkorpus Werte liefern, die von der Größe der Teilkorpora ausreichend unabhängig sind und die die durchschnittliche Häufigkeit der in den Teilkorpora verwendeten Types innerhalb der durch das Gesamtkorpus repräsentierten Sprachdomäne ausdrücken: je höher der durchschnittliche Häufigkeitsrang, desto seltener die durchschnittlich verwendeten Types und desto reichhaltiger der verwendete Wortschatz. Der Vergleich zwischen mittlerem Rang und MTLD ergab eine starke Korrelation (beim Lokal-Ressort-Korpus $r = 0,89$, $p < 0,001$) und hat damit die Eignung des durchschnittlichen MTLD für unseren Zweck bekräftigt.

3.3 Gewichtung von Bewertungskriterien

Wir haben einige mögliche Bewertungskriterien von Sprach- bzw. Sprachgebrauchswandel vorgestellt. Offen geblieben ist bisher die Frage, wie man die Relevanz der einzelnen Merkmale ermitteln oder festlegen kann.

Ein zwar nicht korpusbasierter aber grundsätzlich datengestützter, alternativer Ansatz, die Merkmalsgewichtung anzugehen, ist eine Vorgehensweise, die häufig in der angewandten Informatik verwendet wird: Man definiert zunächst einen Goldstandard durch manuelle Bewertung einer Stichprobe – in diesem Fall von Texten bzgl. einer Skala [gutes Deutsch ... schlechtes Deutsch] – durch Experten (oder andere Gruppen von *Ratern*) und trainiert auf diesen Daten (Merkmalsausprägungen und Ratings) einen automatischen Klassifikator. Wenn der Klassifikator nicht erfolgreich trainiert werden kann, hätte man einen Hinweis darauf, dass möglicherweise die gewählten Merkmale für die Entscheidungen der Rater nicht ausreichend relevant waren. Andernfalls hätte man ein Modell der Sprachbewertung zu einem bestimmten Zeitpunkt – jedoch kein objektiviertes Modell, da die Gewichtung der Faktoren durch Rater implizit enthalten ist, ebenso wie die Auswahl der Rater. Der Klassifikator kann anschließend auf neue Daten angewendet werden, um Vorhersagen zu erhalten und (im Prinzip) analysiert werden, um Erkenntnisse darüber zu erhalten, welche Faktoren wie relevant sind und wie sie miteinander verknüpft sind. Eine weitergehende Frage wäre dann, ob das gewonnene Modell auch dazu taugt, einen Zeitungsartikel von 1920 (oder 2020) aus der Perspektive von 1920 (oder 2020) zu bewerten. Um sich dem Phänomen Sprachverfall weiter anzunähern und weitere Erkenntnisgewinne zu erhalten, müsste man die Invarianzen mehrerer solcher Modelle über die Zeit untersuchen.

Alternativ zur extensionalen Festlegung eines statischen Goldstandards könnte man auch versuchen, einen dynamischen Kriterienstandard zu definieren, z.B. „Gutes Deutsch ist, was im Zeitraum Δt im Feuilleton der FAZ stand.“. Damit würde eine gewisse Unabhängigkeit von der Änderung der außersprachlichen Realität und der Bewertungsmaßstäbe über die Zeit erreicht, wissenschaftlich wäre damit aber wohl nichts gewonnen.

4. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Wir haben eingangs versucht, die Untersuchung von Sprachverfall zu strukturieren und zwar im Wesentlichen in zwei Teile: (1.) Bereiche von Einflussfaktoren und (2.) die Gewichtung und Einordnung der Faktoren (siehe Abb. 1). Von den zahlreichen potenziellen Einflussbereichen haben wir einige derer, die sowohl im gesellschaftlichen Diskurs präsent als auch empirisch zugänglich sind, punktuell untersucht. Dabei hat sich mit fünf ansteigenden

Tendenzen, drei rückläufigen und vier konstanten Verläufen ein gemischtes Bild ergeben, wobei bei den Tendenzen größtenteils unklar geblieben ist, ob sie eine wahrnehmbare Größenordnung erreicht hatten (Ausnahme: Anglizismen). Es hat sich auch gezeigt, dass die meisten Untersuchungen aufwändiger hätten angelegt werden müssen, um eindeutige Ergebnisse zu erzielen und die Beobachtungen im Hinblick auf die Frage nach Sprachverfall interpretieren zu können und alternative Erklärungen auszuschließen. Sowohl hinsichtlich der Ergebnisse als auch hinsichtlich der möglichen alternativen Erklärungen und der Frage nach der Verallgemeinerbarkeit war dabei besonders die Untersuchung der lexikalischen Vielfalt interessant: Zwar wies das MTLID (als Maß der lexikalischen Vielfalt) sowohl in den Zeitungs- als auch in den Plenarprotokoll-Korpora einen Rückgang über die Zeit auf, jedoch konnte dieser größtenteils auf außersprachliche, v.a. auf korpusmethodische bzw. technische Ursachen zurückgeführt werden.

Was die Gewichtung von Einflussfaktoren betrifft, haben wir argumentiert, dass ohne die Festlegung einer solchen aus der empirischen Untersuchung einzelner möglicher Faktoren selbst keine Antwort auf die Frage nach Sprachverfall abgeleitet werden kann. Je nachdem, wie man die in Tabelle 1 zusammengefassten Beobachtungen gewichtet, lautet die Antwort ja oder auch nein. Wir haben außerdem skizziert, wie man auch induktiv auf Grundlage manuell bewerteter Texte zu einer möglichen Gewichtung gelangen kann. Den verschiedenen Gewichtungsmöglichkeiten entsprechend gibt es unseres Erachtens auch nicht den einen Sprachverfall, den es zu entdecken gilt, sondern sicherlich mehrere denkbare Konzepte. Wir selbst haben Sprachverfall als Thema eines gesellschaftlichen Diskurses aufgegriffen und mit „Sprachverfallswahrnehmung als Phänomen der Textrezeption“ im Zusammenhang mit der Nutzung des WWW ein weiteres alternatives Konzept ansatzweise untersucht.

Literatur

- Baroni, Marco/Kilgarriff, Adam (2006): Large linguistically-processed Web corpora for multiple languages. In: Proceedings of the 11th Conference of the European Chapter of the Association for Computational Linguistics (EACL). Trient, S. 87–90.
- Belica, Cyril (1994): WP-2 Lemmatizer. MECOLB final report: MLAP93-21. Internet: www1.ids-mannheim.de/fileadmin/kl/dokumente/glemmrep.pdf (Stand: 19.6.2013).
- Belica, Cyril et al. (2011): The Morphosyntactic Annotation of DeReKo: Interpretation, opportunities, and pitfalls. In: Konopka, Marek et al. (Hg.): Grammatik und Korpora 2009. Dritte Internationale Konferenz. Mannheim, 22.–24.9.2009. (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 1). Tübingen, S. 451–469.

- Hilpert, Martin/Griess, Stefan T. (2009): Assessing frequency changes in multistage diachronic corpora: Applications for historical corpus linguistics and the study of language acquisition. In: *Literary and Linguistic Computing* 24, S. 385–401.
- IDS (2013): Deutsches Referenzkorpus. Archiv der Korpora geschriebener Gegenwartssprache 2013-I, Institut für Deutsche Sprache, Release vom 15.03.2013. Internet: www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/archiv.html (Stand: 15.8.2013).
- Kupietz, Marc (2005): Near-Duplicate Detection in the IDS Corpora of Written German (Tech. Rep. KT-2006-01). Institut für Deutsche Sprache. Internet: <http://ftp.ids-mannheim.de/kt/ids-kt-2006-01.pdf> (Stand: 19.6.2013).
- Kupietz, Marc et al. (2010): The German Reference Corpus DEREKO: A primordial sample for linguistic research. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.): *Proceedings of the Seventh Conference on International Language Resources and Evaluation (LREC 2010)*. Valletta, S. 1848–1854.
- McCarthy, Philip M. (2005): An assessment of the range and usefulness of lexical diversity measures and the potential of the measure of textual, lexical diversity (MTLD). Diss., Univ. Memphis.
- Perkuhn, Rainer/Keibel, Holger/Kupietz, Marc (2012): *Korpuslinguistik*. Paderborn.
- Schmid, Helmut/Laws, Florian (2008): Estimation of conditional probabilities with decision trees and an application to fine-grained POS tagging. In: *Proceedings of the 22nd International Conference on Computational Linguistics (COLING) 2008*. Bd. 1. Manchester, S. 777–784.
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.
- Sick, Bastian (2005): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.
- Steinig, Wolfgang et al. (2009): *Schreiben von Kindern im diachronen Vergleich. Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972 und 2002*. Münster u.a.

Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation?

Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde

Abstract

Der Beitrag verortet die internetbasierten Kommunikationsformen in einem größeren sprach- und varietätengeschichtlichen Rahmen und macht deutlich, dass sich die neuen interaktionsorientierten Schreibformen – chatten, posten, twittern, skypen etc. – in einem Bereich etablieren, in dem bislang überwiegend mündlich kommuniziert wurde. Auf dieser Basis wird gezeigt, dass es bislang keine empirische Evidenz dafür gibt, dass der interaktionsorientierte Schreibstil auf das textorientierte Schreiben „abfärbt“, dass vielmehr kompetente Schreiber und selbst Jugendliche durchaus dazu in der Lage sind, situationsangemessen zwischen verschiedenen Schreibhaltungen und -stilen zu wechseln. Abschließend werden Desiderate für die korpusgestützte Begleitforschung zu diesen Entwicklungen formuliert und die Herausforderungen erläutert, die sich durch das Nebeneinander von interaktions- und textorientiertem Schreiben für die schulische Sprach- und Schreibförderung ergeben.

1. Einleitung

„Twitter und SMS schaden der Sprache“¹ titelte *heise-online* in der Vorweihnachtszeit 2012. Das Deutsche verarme in den neuen Medien zu einer „Recycling-Sprache“, soll der Vorsitzende des Rats für deutsche Rechtschreibung in einem Interview zum Thema gesagt und vor einer zu frühen Nutzung von „Tablets, Twitter und WhatsApp“ gewarnt haben: „Wenn man stundenlang vor dem iPad sitzt, färbt das eben ab.“ Die Sorge um den verderblichen Einfluss der neuen Medien auf die Schriftkultur im Allgemeinen und die Schreibfähigkeiten Jugendlicher im Besonderen flammt immer wieder auf.² Dass viele schriftsprachliche Produkte der Netzkommunikation von den normativen Erwartungen abweichen, die man gemeinhin an redigierte Schrifttexte heranträgt, würde man natürlich auch in der Sprachwissenschaft nicht abstreiten. Allerdings wertet die linguistische Fachliteratur diese Entwicklungen recht einmütig nicht als Anzeichen für eine Verschlechterung von Schriftkultur und Schreibfähigkeiten, sondern als neue Formen des schriftsprachlichen Handelns unter neuen medialen Rahmenbedingungen: Schrift wird in den neuen Medien zunehmend für den direk-

¹ www.heise.de/newsticker/meldung/Rechtschreibrat-Chef-Twitter-und-SMS-schaden-der-Sprache1773445.html (Stand: 24.09.2013).

² Vgl. z.B. Brommer (2007), Dürscheid/Brommer (2009).

ten, dialogischen Austausch in der Alltagskommunikation genutzt. Charakteristisch hierfür ist eine *interaktionsorientierte* Schreibhaltung, die sich in zentralen Punkten von der *textorientierten* Schreibhaltung unterscheidet,³ die z.B. das Verfassen wissenschaftlicher oder journalistischer Texte bestimmt. Beim interaktionsorientierten Schreiben steht nicht das Schreibprodukt, sondern die laufende Interaktion im Mittelpunkt, deshalb kann die für das textorientierte Schreiben maßgebliche Tugend des Überarbeitens, des Feilens am Text, in den Hintergrund treten; die Schnelligkeit der Reaktion kann für den kommunikativen Erfolg wichtiger werden als die Prägnanz und Elaboriertheit des sprachlichen Ausdrucks. Aus diesem Grund sollte man an Produkte des interaktionsorientierten Schreibens auch nicht dieselben Maßstäbe anlegen wie an redigierte Schrifttexte.

Das Schreiben mittels digitaler Schreibtechnologie – egal ob text- oder interaktionsorientiert – wird darüber hinaus sehr stark von technischen Rahmenbedingungen geprägt, also von den Werkzeugen und Präsentationsformen, die eine Chat-Umgebung, eine Netzwerk-Plattform wie *Facebook* oder eine kooperative Schreibumgebung wie *MediaWiki*⁴ bereitstellen. Die technisch-medialen Parameter der verwendeten Kommunikationstechnologie beeinflussen die entstehenden Äußerungsformen dabei ebenso wie soziale Faktoren und individuelle Kompetenzen; dies ist in der interdisziplinären Forschung zum Thema auch immer wieder gezeigt worden.⁵

Das Anliegen dieses Beitrags ist es, die linguistische Sichtweise auf die schriftliche Sprachverwendung in der internetbasierten Kommunikation verständlich zu machen und empirisch zu untermauern. Hierzu werde ich die interaktionsorientierten Schreibformen im folgenden Abschnitt zunächst in einen sprach- und varietätengeschichtlichen Rahmen einordnen. Kernpunkt dieser Einordnung ist, dass sich die neuen Schreibformen in einem Bereich etablieren, in dem bislang überwiegend mündlich kommuniziert wurde. Aus dieser Perspektive wären die Entwicklungen erst dann Besorgnis erregend, wenn der sprachliche Duktus des interaktionsorientierten Schreibens im großen Stil auch diejenigen Textsortenbereiche beeinflussen würde, in denen die Orientierung an Normen und Standards der redigierten Schriftlichkeit weiterhin funktional und wünschenswert ist. In Abschnitt 3 möchte ich zeigen, dass es für eine derartige Beeinflussung bislang keine empirischen Anhaltspunkte gibt. Die bisherigen Studien sprechen eher dafür, dass der interaktionsorientierte Schreibstil nicht auf die redigierte Schriftlichkeit „abfärbt“ und dass kompetente Schreiber und selbst Jugendliche durchaus

³ Zur Unterscheidung von interaktionsorientierter und textorientierter Schreibhaltung vgl. Storrer (2012).

⁴ *MediaWiki* ist die Software, mit der u.a. die Wikipedia technisch realisiert und verwaltet wird.

⁵ Vgl. u.a. Schmitz (1995), Runkehl/Schlobinski/Siever (1998), Beißwenger (2000, 2007, 2010), Storrer (2001, 2007), Döring (2003), Dürscheid (2005, 2011), Androutsopoulos (2007), Frank-Job/Mehler/Sutter (Hg.) (2013).

dazu in der Lage sind, situationsangemessen zwischen verschiedenen Schreibhaltungen und -stilen zu wechseln. In Abschnitt 4 werde ich erläutern, warum es – trotz der öffentlichen Sichtbarkeit und digitalen Verfügbarkeit von schriftlicher Netzkommunikation – bislang noch recht schwierig ist, empirische Evidenz für die eine oder andere Sichtweise zu gewinnen und die sprachlichen Besonderheiten der internetbasierten Kommunikation an Korpora zu untersuchen. Abschließend möchte ich auf die Herausforderungen eingehen, die sich für die Korpuslinguistik einerseits und für die schulische Sprach- und Schreibförderung andererseits ergeben.

2. Verfall oder Ausbau? – Linguistische Erklärungsansätze

Linguistische Arbeiten zum Thema haben schon früh die sprachlichen Eigentümlichkeiten der interaktionsorientierten Schreibformen als Verschiebungen im Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit beschrieben.⁶ Jürgen Trabant erläutert die Kernpunkte dieser Perspektive folgendermaßen:

Auch wenn allgemein über die schlechter werdende Schreibkompetenz der Jugend geklagt wird, ist vermutlich noch nie so viel geschrieben worden wie heute in den neuen Medien: SMS, Chats und Blogs sind schriftliche Formen des Sprechens, die sehr viel Zeit sehr vieler Menschen in Anspruch nehmen. Interessant ist daran nun, dass hier Elemente mündlicher Sprache massiv ins Schriftliche hineinwirken: Es ist ja eine Schriftlichkeit, die gleichsam der Aufsicht der Kontroll-Instanzen der Schriftlichkeit entzogen ist: Im Chat kann ich – wie bei einem privaten Gespräch – so schreiben, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ob das die guten Sitten des normgerechten Schreibens außerhalb dieses eher privaten Schreibens verdirbt, ist noch nicht recht ausgemacht. Wahrscheinlicher scheint mir, dass die Schreiber über verschiedene Varietäten der Schriftsprache verfügen, so wie die Sprecher auch verschiedene situationelle Register der gesprochenen Sprache beherrschen: eine Nähe-Schrift und eine Distanz-Schrift. (Trabant 2009, S. 96)

Mit den Bezeichnungen „Nähe-Schrift“ und „Distanz-Schrift“ bezieht er sich auf ein Modell, das von Peter Koch und Wulf Oesterreicher⁷ eingeführt wurde. Das Modell ist wohlgeemerkt nicht im Kontext der Diskussion um neue Medien entstanden; es steht vielmehr im größeren Kontext eines Ansatzes, der Sprachgeschichte als Geschichte von Varietäten- und Kommunikationsräumen beschreibt und der dazu dient, Prozesse des sprachlichen Wandels und des Ausbaus von Varietätenräumen in gesprochenen und geschriebenen Diskursformen zu systematisieren. In der deutschsprachigen Forschung zur internetbasierten Kommunikation wurde das Modell aber schon früh herangezogen, um die Besonderheiten der neuen Kommunikationspraxen in den größeren Kontext von mündlichen und schriftlichen Dis-

⁶ Vgl. z.B. Schmitz (1995), Feldweg/Kibinger/Thielen (1995), Haase et al. (1997).

⁷ Vgl. z.B. Koch/Oesterreicher (1994, 2007, 2008), Koch (2010).

kurstraditionen einzuordnen.⁸ Im Folgenden möchte ich zunächst die Kernpunkte des Modells wiedergeben, um anschließend den Wert, aber auch die Grenzen des Modells für die hier geführte Debatte zu erläutern.

Kern des Ansatzes ist die terminologische Differenzierung zwischen zwei Aspekten, die in der Diskussion um die Opposition zwischen „Mündlichkeit“ und „Schriftlichkeit“ eine Rolle spielen:

- Der eine Aspekt betrifft die Realisierung sprachlicher Äußerungen als *phonisch* oder *graphisch* – im Ansatz als „Medium“ bezeichnet. Für diese Opposition werden die Termini *medial mündlich* (= phonisch) vs. *medial schriftlich* (= graphisch) eingeführt.
- Der andere Aspekt bezieht sich auf den sprachlichen Duktus, den man intuitiv mit mündlichen Gesprächen auf der einen bzw. mit elaborierten Schrifttexten auf der anderen Seite in Verbindung bringt. Dieser Aspekt wird als „Konzeption“ bezeichnet; die Opposition wird mit den Termini *konzeptionell mündlich* (Orientierung am Nähepol) vs. *konzeptionell schriftlich* (Orientierung am Distanzpol) eingeführt.

Die Separierung dieser beiden Aspekte – gesprochene oder geschriebene Sprache vs. text- oder gesprächsorientierter Duktus – ist nicht neu.⁹ Die neue Perspektive, die Koch und Oesterreicher ins Spiel brachten, betrifft den konzeptionellen Aspekt: Die Opposition zwischen mündlicher und schriftlicher Konzeption wird als Kontinuum zwischen zwei Polen modelliert; dabei wird der Pol der konzeptionellen Mündlichkeit mit dem Konzept der Nähe assoziiert, der Pol der konzeptionellen Schriftlichkeit mit dem Konzept der Distanz. Dabei determinieren die Kategorien Nähe und Distanz nach Auffassung von Koch/Oesterreicher (1994, S. 588) „anthropologisch begründbare, universale Kommunikationshaltungen“ mit speziellen Kommunikationsbedingungen und dafür typischen Versprachlichungsstrategien. Die Autoren gehen davon aus, dass Nähe und Distanz das zentrale Organisationsprinzip bilden, nach dem sich einzelsprachliche Varietätenräume und – falls mehrere Sprachen im Spiel sind, auch ganze Kommunikationsräume – organisieren.

Wie lässt sich nun das interaktionsorientierte Schreiben im Internet in diesen Rahmen einordnen? Ausgangspunkt für die Einordnung ist die Einsicht, dass eine Sprachgemeinschaft nicht schon alleine dadurch, dass sie ein Verschriftungssystem nutzt, über eine konzeptionell elaborierte Schriftsprache

⁸ Z.B. Haase et al. (1997), Runkel/Schlobinski/Siever (1998), Beißwenger (2000), Storrer (2001); im Hinblick auf entsprechende Entwicklungen im Französischen vgl. Thaler (2003), Frank-Job (2009, 2010), Strätz (2011).

⁹ Sie geht zurück auf die von Ludwig Söll eingeführte Unterscheidung zwischen *code parlé* und *code écrit* (vgl. Koch/Oesterreicher 1994, S. 587). Raible (1999, S. 11 ff.) zieht weitere Verbindungslinien zu Karl Bühlers Unterscheidung von Sprechhandlung (*energeia*) vs. Sprachwerk (*ergon*).

che verfügt. Zur Ausbildung einer solchen gehören vielmehr Prozesse, für die Koch/Oesterreicher die von Heinz Kloss eingeführte Metapher des *Ausbaus* übernehmen. Dabei unterscheiden sie zwischen Prozessen des extensiven und des intensiven Ausbaus.¹⁰ Mit *extensivem Ausbau* ist gemeint, dass sich für eine Sprache schriftliche Diskurstraditionen im Distanzbereich ausdifferenzieren, z.B. in Rechtssprechung, Religion und Wissenschaft. Die Richtung dieses Ausbaus in den konzeptionell schriftlichen Bereich ist in Abbildung 1 mit Pfeil ① nachgezeichnet. Im Zuge des extensiven Ausbaus entwickelt sich auch das Inventar der Ausdrucksmittel einer Einzelsprache weiter. Erweiterungen und Ausdifferenzierungen, die typischerweise mit dem Ausbau am schriftlichen Distanzpol einhergehen, sind die Erweiterung des Wortschatzes im Bereich der Abstrakta, aber auch bei den Konnektoren und Präpositionen, die Ausdifferenzierung des Tempus- und Modusgebrauchs, die Ausbildung des so genannten Nominalstils.¹¹ Diese Erweiterungen, die in den verschiedenen Einzelsprachen unterschiedlich ausgeprägt sein können, bezeichnet man als *intensiven Ausbau*.

Das Deutsche ist im konzeptionell schriftlichen Bereich sehr gut ausdifferenziert: Es verfügt in allen relevanten Bereichen über ein großes Inventar von Text- und Diskursformen und ein reichhaltiges Inventar von Ausdrucksalternativen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts haben elektronische Medien – insbesondere Rundfunk und Fernsehen – den extensiven Ausbau durch neue Diskurstraditionen sowohl im medial schriftlichen als auch im medial mündlichen Bereich beschleunigt. Diese Entwicklung wird in Abbildung 1 durch die mit ② etikettierten Pfeile dargestellt.

Abb. 1: Extensiver und intensiver Ausbau (bis hin zum Ausbau durch internetbasierte Kommunikation)

¹⁰ Vgl. Koch/Oesterreicher (1994, S. 589 ff.).

¹¹ Vgl. Koch/Oesterreicher (1994, S. 591 f.).

Digitale Schreibtechnologien und das Internet haben nun die Möglichkeiten, in räumlicher Distanz zu kommunizieren, noch einmal deutlich erweitert und ausdifferenziert. Unter der Perspektive der Sprach- und Varietätengeschichte kann man diese Entwicklungen zunächst einmal unspektakulär als neue Facette des extensiven Ausbaus einordnen, als Weiterentwicklung von bestehenden und Herausbildung von neuen Diskursformen mit jeweils typischen Kommunikationsbedingungen und dafür typischen Versprachlichungsmustern. Eine Facette dieser Entwicklung ist die technische Möglichkeit, in sehr schnellem Wechsel schriftliche Botschaften auszutauschen – in Chats, per Twitter, in sozialen Netzwerken wie Facebook, aber auch begleitend zur mündlichen Kommunikation in netzbasierten Video- und Audiokonferenzen (z.B. per Skype). Damit wird mediale Schriftlichkeit zunehmend in Handlungsbereichen genutzt, die bislang – mündlich oder fernmündlich – eher der gesprochenen Sprache vorbehalten waren: dem spontanen dialogischen Austausch, in öffentlichen Chats und Foren teilweise zwischen Unbekannten, in sozialen Netzwerken zunehmend aber auch zwischen Menschen, die sich persönlich kennen und einander nahe stehen. Im Zuge dieses neuerlichen extensiven Ausbaus entwickeln sich Diskurstraditionen in einem bislang noch nicht so stark abgedeckten Bereich, nämlich am Nähopol im Bereich der medialen Schriftlichkeit. Hierbei bilden sich Versprachlichungsstrategien heraus, die auf typische Kommunikationsbedingungen am Nähopol – situative Einbettung, geringe Planung, Dialogizität, Emotionalität – hin zugeschnitten sind. Diese neue Entwicklungsrichtung ist in Abbildung 1 mit den Pfeilen ③ visualisiert.

Da der absolute Nähopol im Modell von Koch/Oesterreicher u.a. an die raum-zeitliche Nähe der Kommunikationsbeteiligten (*face-to-face*) geknüpft ist, bleibt in der Abbildung 1 – wie auch in den Instanziierungen des Modells in Koch (2010) – im medial graphischen Bereich des konzeptionellen Feldes ein kleiner Zwickel unerfasst, der in natürlicher, medial graphisch realisierter Kommunikation prinzipiell nicht realisierbar ist.¹² Distanz schafft dabei nicht nur das Fehlen räumlicher Kopräsenz; auch die Schrift trägt aufgrund ihrer medialen Eigenschaften dazu bei, dass der Nähopol selbst unter zeitlich synchronen Kommunikationsbedingungen (Chat, Instant Messaging) nur annähernd, nicht aber in gleicher Weise wie in mündlichen Gesprächen realisiert werden kann.¹³

Wichtig für die sprachkritische Diskussion ist, dass es sich bei den beschriebenen Ausbauprozessen um Entwicklungen handelt, sie sich in allen großen Kultursprachen abzeichnen; es wäre aus sprach- und varietätengeschichtlicher Sicht eher bedenklich, wenn sich das Deutsche in diesem Bereich nicht ausdifferenzieren würde. Wichtig für die sprachkritische Diskus-

¹² Vgl. Koch (2010, S. 161).

¹³ Vgl. die ausführliche Darstellung und die empirischen Befunde zu den Unterschieden zwischen Chats und mündlichen Gesprächen in Beißwenger (2007, 2010).

sion ist weiterhin, dass die Eigentümlichkeiten des interaktionsorientierten Schreibens auch nicht einfach als verschriftete mediale Mündlichkeit verstanden werden können. Die Formulierungstraditionen der Netzkommunikation knüpfen vielfach an graphostilistische Traditionen an, die eine gut ausgebaute Schriftsprache für diese Zwecke schon bereithält, z.B. die Großschreibung zur Hervorhebung, die Iterierung von Graphemen zur Nachbildung von Betonung oder Länge, die Verwendung von Punkten als Pausensignal.¹⁴ Auch das Spiel mit der Homophonie zwischen Buchstabennamen und Lexemen – wie in englisch CU oder IC – ist eine Strategie, die im Prinzip auf Metawissen über Schrift aufsetzt. Dieser Zusammenhang ist in der Visualisierung in Abbildung 1 durch den Pfeil repräsentiert, der vom schriftlichen Distanzpol in die Versprachlichungsmuster des Nähepol hineinkirkt. Der sprachliche Duktus orientiert sich aber, wenn das interaktionsorientierte Schreiben am Nähepol orientiert ist, durchaus am mündlichen Gespräch, an den dort üblichen Gepflogenheiten und Formulierungsmustern. Dieser Einfluss ist in der Abbildung mit dem von der medialen Mündlichkeit zur medialen Schriftlichkeit reichenden Pfeil am Nähepol repräsentiert. Dass die neue „Näheschrift“ auch in das Sprechen am Nähepol hineinwirken kann – oft genannt wird in diesem Zusammenhang die Verwendung von „lol“ in Gesprächen Jugendlicher – soll mit dem vertikalen, gegenläufig gerichteten Pfeil repräsentiert werden.

Für die Bewertung der Entwicklung ist im Grunde entscheidend, ob die Schreibtraditionen am Distanzpol, also z.B. die Schriftlichkeit in der journalistischen Prosa, in wissenschaftlichen Fachtexten oder in der Belletristik, negativ beeinflusst werden. Wir werden in Abschnitt 3 sehen, dass es hierfür bislang keine empirischen Anhaltspunkte gibt. Für die sprachkritische Bewertung ist auch relevant, dass der Ausbau der sprachlichen Ausdrucksmittel, also der intensive Ausbau im oben erläuterten Sinne, sich vor allem auf den Bereich der *interaktiven Einheiten* beschränkt, die zur Emotionalisierung, zur Kommentierung sprachlicher Handlungen oder zur Gesprächssteuerung dienen¹⁵ – als Beispiele hierfür werden immer wieder „netztypische“ Elemente wie Emotikons, Akronyme wie „lol“ oder Inflektive wie „lach“ oder „grübel“ genannt. Es gibt keine Hinweise darauf, dass Kernbereiche der deutschen Wort- und Satzgrammatik betroffen wären; das phonetische System ist – es handelt sich ja um medial schriftliche Formen – ohnehin nicht berührt.

Die Forschung zur Kommunikation in digitalen Medien hat schon früh betont, dass es nicht möglich ist, Kommunikationsformen wie Chats, Twitter oder SMS einen festen Platz im Kontinuum zuzuweisen.¹⁶ Vielmehr muss

¹⁴ Vgl. Elspaß (2002) und Kilian (2002); aus didaktischer Perspektive Eckhoff (2008).

¹⁵ Ich beziehe mich hier auf die Kategorie der interaktiven Einheiten aus der „Grammatik der deutschen Sprache“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997).

¹⁶ Vgl. z.B. Thaler (2003), Dürscheid (2005).

man zwischen den Schreibtechnologien – also Chats, Twitter, SMS, Video-konferenz per Skype etc. – und den darin realisierten Diskurstraditionen – z.B. themenbezogene Diskussion – unterscheiden.¹⁷ Schriftlich geführte Diskussionen per Chat unterscheiden sich zwar in zentralen Merkmalen von mündlichen Diskussionen von Angesicht zu Angesicht.¹⁸ Es gibt aber auch große Unterschiede zwischen den Sprachmerkmalen in „Plauderchats“, in moderierten Politchats oder in Chats im Rahmen der psychosozialen Beratung¹⁹ sowie in Abhängigkeit zu individuellen Präferenzen der Kommunikationsbeteiligten.²⁰

Auch die Annahme von Koch/Oesterreicher, dass sich medial mündliche und medial schriftliche Sprache generell ineinander überführen lassen,²¹ muss mit Blick auf das Schreiben in der internetbasierten Kommunikation relativiert werden. Insbesondere beim interaktionsorientierten Schreiben „in Echtzeit“ – z.B. in Chats und Instant Messaging – entstehen sprachliche Produkte, die nicht dafür gedacht sind, später mündlich reproduziert zu werden. Dadurch unterscheiden sie sich von dialogischen Texten wie z.B. Dramen- und Hörspieltexten, die als Vorlage für eine mündliche Inzenierung gedacht sind. Beim interaktionsorientierten Schreiben im Chat hingegen werden zwar Traditionen der schriftlichen Inszenierung von Mündlichkeit aufgegriffen und kreativ weiterentwickelt; um die dabei entstehenden schriftlichen Dialoge mit verteilten Rollen vorzulesen oder als Theaterstücke zu inszenieren, bedarf es aber z.T. erheblicher Transformationen. Dies lässt sich am Beispiel so genannter „interaktiver Lesespiele“, die vorzugsweise in Freizeit chats entstehen, sehr gut zeigen. So müssen beispielsweise die ikonisch fundierten Emotikons in eine oralisierbare sprachliche Form „übersetzt“ und Kommunikationsbeiträge, mit denen Chatter aus einer fiktiven Außen-sicht fiktive Handlungen ihres Chat-Charakters beschreiben, in eine Form überführt werden, die die Außenperspektive auf die im Chat verkörperte Figur auch auf einer Bühne kenntlich werden lässt. Darüber hinaus unterscheiden sich diese Spiele, die im Chat spontan in der laufenden Interaktion entstehen, auch vom Spiel mit Schrift und Orthographie in bewusst gestaltenden textorientierten Schreibprodukten (z.B. in literarischen Texten, in der journalistischen Prosa oder in Werbetexten).²²

¹⁷ Vgl. Dürscheid (2005), Beißwenger (2007).

¹⁸ Vgl. Storrer (2001), Beißwenger (2007, 2010).

¹⁹ Vgl. hierzu die empirische Vergleichsstudie auf Basis des Dortmunder Chat-Korpus in Storrer (2013).

²⁰ Vgl. Luckhardt (2009).

²¹ Diese Annahme der „medium-transferability“ übernehmen die Autoren aus der Einführung von John Lyons; vgl. Koch/Oesterreicher (2007, S. 349; 2008, S. 200).

²² Vgl. die Beispiele und Analysen in Beißwenger/Storrer (2012).

Der Erklärungswert des Ansatzes von Koch/Oesterreicher liegt in der Einordnung der Entwicklungen als Ausbau am medial schriftlichen Nähepol, der auch für die hier geführte sprachkritische Debatte zentral ist: Man kann auf dieser Basis plausibel machen, dass die Veränderungen in ganz neuen Bereichen der Schriftnutzung liegen, an die man andere und neue Bewertungsmaßstäbe anlegen muss. Der Charme des Modells liegt – auch im Hinblick auf die didaktische Nutzung – zunächst in dessen Einfachheit. Gerade weil es von den komplexen und sich stetig verändernden Schreib-, Lese- und Übertragungsmedien abstrahiert, kann man zunächst die groben Entwicklungslinien deutlich machen. Es ist aber natürlich ganz unstrittig, dass ein Modell, das den *medialen* Aspekt auf die Dichotomie „phonisch“ vs. „graphisch“ reduziert, die Veränderungen, die mit den neuen, technisierten Kommunikationsformen verbunden sind, nur sehr grob erfasst und für die wissenschaftliche Erforschung der Entwicklungen nicht ausreichend ist.²³ Je nach Fragestellung und Erkenntnisinteresse müssen Modelle und Kategorien aus anderen Bereichen – z.B. Semiotik, Soziologie, Informationswissenschaft, Sozialpsychologie – herangezogen werden, um die mit dem digitalen Medienwandel einhergehenden Veränderungen wissenschaftlich erforschen und erklären zu können.

3. Verfall oder Ausbau? – Empirische Befunde

Ausbau der schriftsprachlichen Handlungsformen statt Verluderung und Verarmung – diese Perspektive auf das interaktionsorientierte Schreiben mit digitaler Schreibtechnologie stößt außerhalb der Linguistik oft auf ungläubiges Staunen und kaum verhohlene Skepsis. Diese Skepsis wird man durch datengestützte Studien alleine vermutlich nicht ausräumen können. Dennoch hat man heute bessere Möglichkeiten als je zuvor, mit korpusgestützten Methoden Anhaltspunkte für die eine oder andere Seite zu finden und die Debatte zu versachlichen.

Wir haben im vorigen Abschnitt erläutert, dass die sprachwissenschaftliche Forschung die interaktionsorientierten Schreibformen im Netz einem Bereich – dem Nähepol in dem in Abschnitt 2 skizzierten Modell von Koch/Oesterreicher – zuordnet, in dem bislang vornehmlich mündlich kommuniziert wurde. Die sprachlichen Auffälligkeiten in der schriftlichen Netzkommunikation werden deshalb als Erweiterungen gedeutet, die erst dann bedenklich wären, wenn sie nachweislich auch schriftliche Textsortenbereiche beeinflussten, in denen die Einhaltung orthographischer und grammatischer Normen und Standards funktional ist. In einer korpuslinguistischen Studie haben wir versucht, empirische Anhaltspunkte für eine solche

²³ Vgl. z.B. Androutsopoulos (2007), Dürscheid/Wagner/Brommer (2010, S. 39 ff.).

Einflussnahme zu gewinnen. Als Datengrundlage nutzen wir ein Korpus, das in das lexikalische Informationssystem *DWDS* an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften integriert ist. Dieses Korpus umfasst alle Ausgaben der Wochenzeitschrift „die ZEIT“ von 1946–2009, das sind ca. 460 Millionen Textwörter, in korpuslinguistisch aufbereiteter und online durchsuchbarer Form.²⁴ Für unsere Studie haben wir davon den Zeitraum 1991–2009 ausgewertet, also die Zeit seit der Verbreitung des World Wide Web. In den Teilkorpora für diesen Zeitraum suchten wir nach dem Akronym „lol“ sowie nach den am häufigsten im Dortmunder Chat-Korpus²⁵ belegten Inflektiven, also nach formal einfach erkennbaren Elementen, die gemeinhin als typische Stilmarker für das interaktionsorientierte Schreiben gelten.

Form	Gesamtzahl der Treffer	Homographie Formen (false positives)	Metakommunikative Belege	Echte Belege (true positives)
lach	133	128	5	0
freu	102	101	1	0
lol	20	4	16	0
wink	17	17	0	0
grins	3	2	1	0

Tab. 1: Suche nach netztypischen Stilmarkern im DWDS-Zeitungskorpus „Die ZEIT“

Das Ergebnis in Tabelle 1 war in seiner Eindeutigkeit dann doch überraschend: Zu keiner der gesuchten Formen fanden wir auch nur einen einzigen echten Beleg. Die vom System automatisch ausgegebenen Treffer entpuppten sich bei der manuellen Nachanalyse entweder als homographie Verbformen wie in (1) oder in (2) oder es handelte sich um Fälle wie in (3), in denen die gesuchte Form nicht verwendet, sondern erwähnt wird:

- (1) Ein schöner Sommerausflug, dachte ich, **freu** dich doch über die Berge und die Vögel und die Libellen, **freu** dich über Kärnten.
(Die Zeit, 3.5.2007, Nr. 18: www.zeit.de/2007/18/Als_ich_mal_Tod_war)

²⁴ Das Korpus ist verfügbar unter www.dwds.de.

²⁵ Das *Dortmunder Chat-Korpus*, eine für linguistische Recherchezwecke aufbereitete Sammlung von Chat-Mitschnitten aus unterschiedlichen sozialen Handlungsbereichen, steht unter www.chatkorpus.tu-dortmund.de frei im Internet zur Verfügung. Zu Konzeption, Inhalt und Recherchemöglichkeiten vgl. Beißwenger (2013).

- (2) Entsetzliches entsteht in mir. Ich schaudre, doch ich **freu** mich auch darauf.
(Die Zeit, 6.7.2006, Nr. 28: www.zeit.de/2006/28/Theater)
- (3) Die Rede ist von DLS mit und ohne Fastpath, von Ping-Raten und Verzögerung in der Datenübermittlung. Jeder zweite Satz wird mit »**Lol**« oder »**Rofl**« beendet. **Lol**?
(Die Zeit, 1.5.2008, Nr. 19, Netz-Opa mit Ende 30: www.zeit.de/2008/19/I-Treffen-Second-Life)

Belege wie (3) haben wir als „metakommunikative Treffer“ klassifiziert. Die Auswertung in Tabelle 1 zeigt, dass gerade „lol“ als typischer Stilmarker für „Netzjargon“ angesehen wird; in 16 der insgesamt 20 Belege wird „lol“ nicht verwendet, sondern erwähnt. Unseren Studien – auch mit weiteren Zeitungskorpora im DWDS-System – zufolge ist es eine erfolgreiche Strategie, den Suchterm „lol“ einzugeben, wenn man nach sprachkritischen Artikeln zum Thema Netzkommunikation sucht.

Dass der netzsprachliche Schreibstil noch nicht auf den des ehrwürdigen Qualitätsjournalismus der ZEIT „abfährt“, wird sprachbesorgte Gemüter nicht beruhigen – ihre Vorbehalte richten sich ja gerade gegen das unreidierte Schreiben in den sozialen Netzwerken des Internets.

In einer zweiten Studie haben wir deshalb in der deutschen Wikipedia die Sprachverwendung auf Artikelseiten und in den darauf bezogenen schriftlichen Diskussionen vergleichend untersucht. Nach den Befunden der jährlich aktualisierten ARD/ZDF-Online-Studien zur Internetnutzung in Deutschland ist die Wikipedia das am häufigsten genutzte Angebot im so genannten „Web 2.0“. Zum Nachschlagen in der Wikipedia werden in aller Regel primär die so genannten „Artikelseiten“ genutzt, auf denen enzyklopädische Informationen zu jeweils einem Lemma präsentiert werden. Abbildung 2 zeigt mit dem Artikel zum Lemma „Sicherungsübereignung“ ein typisches Beispiel für eine solche Artikelseite. Das Besondere an der Wikipedia gegenüber gedruckten Enzyklopädien ist die Art, wie sie entsteht, nämlich als gemeinschaftlich bearbeitete und prinzipiell auch von allen veränderbare, kostenfrei verfügbare Ressource. Die hinter der Wikipedia stehende Software *MediaWiki* verfügt über spezielle Funktionen, die das gemeinschaftliche Schreiben von Artikeln unterstützen und erleichtern. Eines dieser Merkmale ist die automatische Kopplung der Artikelseiten mit so genannten „Diskussionsseiten“, auf denen sich Autoren und Nutzer über Inhalte und redaktionelle Prozesse bei der Erstellung und Bearbeitung des zugehörigen Artikels austauschen. Abbildung 3 zeigt einen Ausschnitt aus der Diskussion über den in Abbildung 2 gezeigten Artikel.

The screenshot shows the Wikipedia article page for "Sicherungsübereignung". The left sidebar contains navigation links such as "Hauptseite", "Themenportale", "Von A bis Z", "Zufälliger Artikel", "Mitmachen", "Artikel verbessern", "Neuen Artikel anlegen", "Autorenportal", "Hilfe", "Letzte Änderungen", "Kontakt", "Spenden", "Drucken/exportieren", "Werkzeuge", "In anderen Sprachen", and "Links bearbeiten". The main content area has tabs for "Artikel", "Diskussion", "Lesen", "Bearbeiten", and "Versionsgeschichte". The article title "Sicherungsübereignung" is prominently displayed. Below the title is a summary paragraph. To the right of the summary is a table of contents titled "Inhaltsverzeichnis [Verbergen]" with 12 entries. Further right is a section titled "Ablauf [Bearbeiten]" which contains a detailed paragraph about the legal process of a security transfer.

Abb. 2: Wikipedia-Artikelseite (*Sicherungsübereignung*)²⁶

The screenshot shows the Wikipedia discussion page for "Sicherungsübereignung". The left sidebar is identical to the article page. The main content area has tabs for "Artikel", "Diskussion", "Lesen", "Bearbeiten", "Abschnitt hinzufügen", and "Versionsgeschichte". The discussion title "Diskussion:Sicherungsübereignung" is at the top. The discussion content includes several paragraphs of text, some starting with "mal ne frage in die runde", "naja: 'Siehe auch'", "ohja, yep wenn du das so sieht zustimmung", "Das lässt sich vermeiden", "Der Artikel sollte m.E. unterteilt werden", "Sicherungsabrede ist als", "Übersicherung und Freigabe wäre noch interessant", "guter Hinweis", and "Die Banklastigkeit sollte beseitigt werden". Each paragraph is followed by a timestamp and the name of the user who posted it.

Abb. 3: Wikipedia-Diskussionsseite (*Sicherungsübereignung*)²⁷

²⁶ Artikel „Sicherungsübereignung“. Aus: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sicherungs%C3%BCbereignung&oldid=117739365> (Stand: 15.8.2013).

²⁷ Diskussion „Sicherungsübereignung“. Aus: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Sicherungs%C3%BCbereignung&oldid=79495730> (Stand: 15.8.2013).

Die beiden Ausschnitte illustrieren die zentralen Unterschiede zwischen den beiden Seitentypen:²⁸ *Artikelseiten* sind monologisch und in faktenorientierter, nüchterner Prosa verfasst; Satzbau und Orthographie entsprechen den Normen redigierter Schriftlichkeit. *Diskussionen* sind nach Themen und innerhalb der Themen als Diskussionsstränge (so genannte „Threads“) geordnet. Beiträge verschiedener Nutzer nehmen aufeinander Bezug und folgen dabei typischen Sprachhandlungsmustern. Die Diskussionsbeiträge geben Anregungen, Meinungen und Wertungen wieder, sie sind normalerweise individuell signiert und an den Zeitpunkt der Erstellung gebunden; d.h., sie sind – im Gegensatz zu den Artikeltexten – gerade nicht dafür gedacht, nach dem Verschicken noch einmal überarbeitet zu werden. In den Diskussionen findet man nicht nur die netztypischen Stilmarker, sondern auch den typischen, an der informellen mündlichen Kommunikation orientierten Sprachduktus – die englische Bezeichnung „talk page“ für diesen Seitentyp legt eine solche Orientierung explizit nahe. Viele Beiträge sind durch Gruß- und Abschiedsformeln gerahmt; insgesamt gibt es ein breites Spektrum von langen und elaborierten bis hin zu kurzen, mündlich orientierten und mit netzsprachlichen Stilmarkern angereicherten Beiträgen.

Für die hier geführte Diskussion ist ein Vergleich zwischen Sprachmerkmalen auf Diskussions- und auf Artikelseiten deshalb interessant, weil viele Akteure der Wikipedia sowohl auf Artikel- als auch auf den zugehörigen Diskussionsseiten schreiben, aber eben jeweils in einem anderen sprachlichen Duktus. Ein Vergleich der beiden Seitentypen liefert also empirische Evidenz dafür, dass kompetente Schreiber sehr gut zwischen den beiden Schreibhaltungen unterscheiden können. Am Beispiel der Wikipedia lässt sich auch sehr gut zeigen, wie textorientiertes und interaktionsorientiertes Schreiben in einem gemeinsamen Schreibprojekt ineinandergreifen.

In unserer Vergleichsstudie zur Sprachverwendung auf Artikel- und Diskussionsseiten der deutschen Wikipedia haben wir in Zusammenarbeit mit Iryna Gurevych und Torsten Zesch vom Ubiquitous Knowledge Processing Lab (UKP) der TU Darmstadt an einer kompletten Kopie der deutschsprachigen Wikipedia vom 18.6.2009 für beide Seitentypen Vorkommensfrequenzen von typischen Stilmarkern untersucht. Die Kopie umfasst insgesamt 1.314.853 Seiten, davon sind 1.011.112 Artikelseiten und 303.741 Diskussionsseiten.²⁹ Wegen der großen Datenmenge mussten wir uns auch bei diesem Vergleich auf formal einfach erkennbare Stilmarker beschränken: Emotikons, Inflektive und wieder das Akronym „lol“.

²⁸ Vgl. ausführlich Storrer (2012).

²⁹ Die Studie ist im Detail beschrieben in Storrer (2013). Details zur Korpustechnologie finden sich u.a. in Zesch/Gurevych/Mühlhäuser (2007). Dass die Zahl der Diskussionsseiten kleiner ist als die Zahl der Artikel liegt daran, dass es zwar technisch immer möglich ist, eine Diskussion zu eröffnen, dass diese Option aber nur im Bedarfsfall genutzt wird (vgl. Stegbauer 2009, S. 118 f.).

Auch in dieser Studie überraschen die in Tabelle 2 und 3 gezeigten Ergebnisse allenfalls durch ihre Eindeutigkeit: Auf den Diskussionsseiten sind alle Stilmarker belegt. Auf den immerhin ca. 1,3 Mio. Artikelseiten hingegen fanden wir keinen einzigen echten Beleg für „lol“ oder einen Inflektiv und insgesamt nur sechs Verwendungen von Emotikons. Alle anderen Belege erwiesen sich bei der manuellen Durchsicht als formgleiche Zeichenkombinationen – z.B. in bereits angelegten, aber noch nicht ausgefüllten Tabellen zu Sportereignissen wie in (4) – oder es handelte sich um meta-kommunikative Treffer in thematisch einschlägigen Artikeln wie in (5):

- (4) Niederlande – Finnland :- (-:-) Samstag, 29. August 2009, 17:30 (Artikelseite „Fußball-Europameisterschaft der Frauen 2009“ (Version vom 18.6.2009))
- (5) Die fehlenden parasprachlichen Mittel werden durch Emoticons (z.B. :-), :-) oder :-o) und Akronyme (z. B. lol = laugh(ing) out loud; dt. „Lautes Lachen“) oder Abkürzungen ersetzt. (Artikelseite „Chat“ (Version vom 18.6.2009))

Auch in der Wikipedia wird das standardkonforme Schreiben auf den Artikelseiten nicht beeinflusst vom spontanschriftlichen, dialogischen Schreiben auf den Diskussionsseiten; offensichtlich sind Wikipedianer also sehr gut in der Lage, zwischen verschiedenen Schreibformen zu differenzieren und zu wechseln.

Suchformen	Treffer	Pseudotreffer	Belege
lol *lol*	59	59	0
seufz *seufz*	0	0	0
grins *grins*	46	46	0
lach *lach*	170	170	0
freu *freu*	47	47	0
wink *wink*	266	266	0
;-)	8	6	2
:-)	338	337	1
:)	127	127	0
;))	46	44	2
:-(	36	36	0
:(	50	49	1

Tab. 2: Frequenz der Stilmarker auf den Artikelseiten

Suchform	Treffer	Pseudotreffer	Belege
lol *lol*	646	11	615
seufz *seufz*	223	1	222
grins *grins*	192	19	173
lach *lach*	180	67	113
freu *freu*	239	188	51
wink *wink*	128	123	5
;-)	25.350		
:-)	24.211		
:)	10.424		
:)	9.893		
:-(	1.438		
:(	822		

Tab. 3: Frequenz der Stilmarker auf den Wikipedia-Diskussionsseiten

Bereits diese kleine Studie, die sich auf formal gut identifizierbare Stilmarker beschränkt, zeigt deutlich, dass die Ergebnisse manuell nachbereitet werden müssen, um aussagekräftige Vorkommenszahlen zu erhalten. Wenn man die sprachlichen Unterschiede zwischen interaktionsorientiertem und textorientiertem Schreibduktus auf allen relevanten Ebenen – Orthographie, Morphologie, Syntax, Lexik (Stilregister) – empirisch herausarbeiten wollte, würde man eine linguistisch feiner annotierte Datengrundlage benötigen. Die Ergebnisse dieser kleinen Vergleichsstudie zeigen aber auch, welches Potenzial sich durch den Vergleich der beiden Seitentypen für die empirische, quantitativ gestützte Untersuchung der sprachstilistischen Unterschiede zwischen interaktions- und textorientierten Schreibformen ergibt.

Als Zwischenfazit kann man also festhalten, dass sowohl die Studie am DWDS-Zeitungskorpus als auch die Wikipedia-Vergleichsstudie dafür sprechen, dass das interaktionsorientierte Schreiben am Nähepol das textorientierte Schreiben am Distanzpol nicht beeinflusst. Kompetente Schreiber sind offensichtlich in der Lage, ihren Schreibstil an die jeweiligen Gegebenheiten anzupassen und – wie das Beispiel der Wikipedia zeigt – sogar beide Schreibstile im Rahmen ein- und derselben Anwendung für unterschiedliche Teilaufgaben (‚Artikel verfassen‘ vs. ‚Über Artikel diskutieren‘) zu nutzen.

Allerdings gehen beide Untersuchungen an einem Kernpunkt der Sprachverfallsdebatte vorbei, nämlich an der Sorge, die netzaffine Jugend würde durch die extensive Mediennutzung und das interaktionsorientierte Schreiben im Netz in der Ausbildung von textorientierten Schreibkompetenzen

behindert. Die Sorge um den Verfall der Schreibfähigkeiten Jugendlicher hat eine lange Tradition – als Beleg hierfür sei exemplarisch ein Zitat aus dem Jahre 1875 wiedergegeben, das ich einem einschlägigen Aufsatz von Horst Sitta entnommen habe:

Was man an unsern jetzigen Abiturienten, wenn sie in die Universität eintreten, was man an den jungen Männern noch, welche sich zum Staats-Examen melden, meist an erster Stelle vermissen muss, das ist die Fähigkeit, sich auszudrücken, einen Gegenstand, der in ihrem Gesichtskreis liegt, den sie durchgearbeitet haben, wenn sie über ihn schreiben sollen, an der richtigen Stelle anzufassen, verständig einzuleiten, übersichtlich zu disponieren, befriedigend zu erschöpfen. (Lass 1875, zit. nach Sitta 2001, S. 345)

Empirisch nachgewiesen wurde eine solche Verschlechterung von Schreibfähigkeiten bislang nicht: Die umfassende einschlägige Studie zum Deutschen, die von Christa Dürscheid und Mitarbeitern an der Universität Zürich im Projekt „Schreibkompetenz und neue Medien“ durchgeführt wurde, lieferte keine Anhaltspunkte für eine Verschlechterung. Die in Dürscheid/Wagner/Brommer (2010) dokumentierten Ergebnisse des Vergleichs von Aufsätzen aus dem schulischen Deutschunterricht mit der per SMS, E-Mail und Chat geführten schriftlichen Freizeitkommunikation derselben Jugendlichen deuten eher darauf hin, dass auch die Jugendlichen sehr wohl zwischen dem privaten und dem schulischen Schreiben unterscheiden und dafür jeweils unterschiedliche Register nutzen:

Auf der Basis unserer Daten [...] können wir keinen solchen Einfluss feststellen: Das Schreiben in den neuen Medien ist kein Faktor, der das Schreiben in der Schule beeinflusst. Je nach Schreibsituation gelten andere Schreibkonventionen, und die Schüler sind sich dessen durchaus bewusst. [...] Auch lässt sich über verschiedene Schultypen hinweg feststellen, dass es zwar [...] eine große Diskrepanz zwischen dem Freizeitschreiben und dem schulischen Schreiben gibt, dass sich im Korpus aber für keine Schulform statistisch relevante Kontaktphänomene zwischen verschiedenen Formen des Schreibens finden lassen. (Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, S. 263)

Interessant im Hinblick auf die Einordnung in einen größeren zeitlichen Rahmen sind die Ergebnisse des von Horst Sitta und Mitarbeitern an der Universität Zürich durchgeführten „Sprachqualitätenprojekts“, in dem eine Sammlung von Maturaarbeiten (die schweizerische Entsprechung der deutschen Abiturarbeiten) aus dem Zeitraum zwischen 1881 und 1991 vergleichend analysiert wurde. Zwar ergaben sich bei dieser Untersuchung keine Hinweise darauf, dass sich die Qualität der untersuchten Arbeiten im untersuchten Zeitraum generell verschlechtert hätte. Sieber (1998) konnte aber nachweisen, dass die neueren Arbeiten häufiger Merkmale aufweisen, die für den Duktus der gesprochenen Sprache typisch sind, als die älteren Arbeiten.³⁰ Für diese Orientierung am Nähepol hat Sieber den aus der Musik-

³⁰ Auch die Analysen in Sieber (1998) nehmen Bezug auf den in Abschnitt 2 skizzierten Ansatz von Koch und Oesterreicher.

wissenschaft stammenden Begriff des „Parlando“ eingeführt. Das Konzept des Parlando bezieht sich wohlgerne auf das textorientierte Schreiben von Maturaarbeiten; es kann deshalb – darauf hat Dürscheid (2011) zu Recht hingewiesen – nicht ohne Weiteres dafür herangezogen werden, die Entwicklungen beim interaktionsorientierten Schreiben zu untersuchen. Dennoch sind die Befunde des Züricher Sprachqualitätenprojekts für die Einordnung der neuen Entwicklungen in der Netzkommunikation interessant: Sie dokumentieren, dass es bereits vor der Verbreitung des Internets einen Trend hin zu einer stärker am Nähepol orientierten Schreibhaltung gab.

Sicherlich ist es wünschenswert, die Veränderungen der Schreibkompetenzen weiter empirisch zu erforschen und dabei auch die Einflüsse und Wechselwirkungen zwischen dem interaktionsorientierten und dem textorientierten Schreiben im Blick zu behalten.³¹ Es ist auch klar, dass die medialen Veränderungen neue Anforderungen an die Schreibkompetenzen Jugendlicher stellen und dass die Fähigkeit zur kompetenten Nutzung der medialen Möglichkeiten für das Schreiben in Studium, Ausbildung und Beruf in der schulischen Sprach- und Schreibdidaktik systematisch berücksichtigt werden sollte.³² Die Reflexion über die neuen Schreibformen lässt sich sehr gut integrieren in das generelle Leitziel der Schreibdidaktik, die Entwicklung von Textsortenkompetenzen zu fördern, die Jugendliche benötigen, um in verschiedenen Situationen des privaten, schulischen und beruflichen Alltags und in Bezug auf unterschiedliche Adressaten aus den verschiedenen Registern eine sinnvolle und angemessene Wahl zu treffen. Gerade wenn Kinder und Jugendliche schon früh mit den neuen Schreibformen im Netz umgehen, ist es wichtig, die Besonderheiten der netzbasierten Schreibformen im Unterricht bewusst zu machen und die Kompetenz zur situationsadäquaten Wahl schriftsprachlicher Mittel gezielt zu fördern.

4. Korpusgestützte Erforschung internetbasierter Kommunikation: Herausforderungen und Perspektiven

Man sollte denken, der Aufbau von Korpora zur internetbasierten Kommunikation sei einfach – schließlich liegen die Daten ja in digitaler, computerauswertbarer Form vor. Rein technisch gesehen lassen sich Chats, Foren-Diskussionen, Tweets und andere Formen der Netzkommunikation tatsächlich

³¹ Interessante empirische Befunde dürften vom Projekt *DiDi* („Digital Natives – Digital Immigrants. Schreiben auf Social Network Sites“) zu erwarten sein, das an der Europäischen Akademie Bozen durchgeführt wird und das am Beispiel der digitalen Kommunikation in Südtirol die Frage untersucht, welche sprachlichen und sozialen Kompetenzen beim Kommunizieren mit digitalen Medien entwickelt werden und welchen Einfluss das biologische und das „digitale“ Alter auf die Art und Weise haben, wie Menschen digital miteinander kommunizieren (vgl. www.eurac.edu/de/research/projects/ProjectDetails.aspx?pid=11204).

³² Vgl. hierzu z.B. Beißwenger (2012).

recht schnell und unkompliziert aus entsprechenden Angeboten im Netz „absaugen“ und archivieren. Will man solche Sammlungen in ein online zugängliches Korpusssystem integrieren, also z.B. über das Mannheimer Korpusrecherche- und -analysesystem *COSMAS II*³³ oder über die Online-Schnittstelle des DWDS-Projekts³⁴ zugänglich machen, müssen aber zunächst rechtliche Fragen geklärt und ethische Aspekte³⁵ berücksichtigt werden. Nicht jeder, der im Internet öffentlich postet, wird damit einverstanden sein, dass seine Ansichten, Befindlichkeiten und Erlebnisse in ein online durchsuchbares Korpus integriert werden. Weiterhin ist es für linguistische Untersuchungen meist erforderlich, dass die Daten linguistisch weiter aufbereitet werden; typische Formen einer solchen Aufbereitung sind die Tokenisierung, die Lemmatisierung und die morphosyntaktische Annotation. Um das Verhältnis zwischen gesprochener Nähesprache und geschriebener Nähesprache umfassend zu untersuchen, würde man z.B. gerne die Anteile von umgangssprachlich markierter Lexik, von Abtönungspartikeln und Interjektionen auswerten oder nach Konstruktionen suchen, die für das informelle Gespräch typisch sind; hierfür benötigt man linguistisch hochwertig aufbereitete Korpora, die in einer Weise repräsentiert sind, dass sie sich mit Daten aus Text- und Gesprächskorpora vergleichen lassen. Die Werkzeuge für diese Art der Korpusaufbereitung sind vorhanden; allerdings wurden die meisten der verfügbaren Werkzeuge auf Zeitungskorpora trainiert; die Qualität der Annotation sinkt, wenn Produkte des interaktionsorientierten Schreibens verarbeitet werden.³⁶ Hinzu kommt, dass die Kategorieninventare zur Annotation von Wortarten netztypische Stilmarker wie Inflektive oder Emotikons noch gar nicht berücksichtigen. Sowohl die Kategorien wie auch die Werkzeuge zur Verarbeitung und Auswertung von Korpora müssen also an die neuen Sprachformen angepasst werden, um die Voraussetzung dafür zu schaffen, große Korpora mit automatischen Verfahren um solche linguistischen Informationen anzureichern, die für eine Recherche nach linguistisch interessanten Strukturen und Konstruktionen benötigt werden.

Die Aufbereitung von Korpora zur internetbasierten Kommunikation steht aber nicht nur vor der Herausforderung, rechtliche und ethische Fragen des Umgangs mit Sprachdaten zu klären sowie die an Zeitungskorpora entwickelten sprachtechnologischen Werkzeuge an die „standardfernen“ Schreibformen anzupassen. Die Herausforderungen sind grundsätzlicher: Dokumente mit Sprachäußerungen aus Genres internetbasierter Kommunikation unterscheiden sich in zentralen Eigenschaften sowohl von gedruckten Texten (wie sie bislang in Textkorpora erfasst sind) als auch von transkri-

³³ COSMAS II: www.ids-mannheim.de/cosmas2/.

³⁴ DWDS: www.dwds.de.

³⁵ Vgl. Döring (2003, S. 236–243), Beißwenger/Storrer (2008, S. 300 f.).

³⁶ Vgl. z.B. die Studie in Giesbrecht/Evert (2009).

bierten Gesprächsdaten (wie sie bislang in Gesprächskorpora erfasst sind). Entsprechend bilden Korpora zur internetbasierten Kommunikation einen *Korpus* *typ der dritten Art*, bei dessen Aufbau und Aufbereitung eine ganze Reihe von Besonderheiten zu berücksichtigen sind, die sich beim Aufbau und bei der Aufbereitung von Text- und Gesprächskorpora nicht oder nicht in vergleichbarer Weise stellen. Dazu gehören u.a. die folgenden Aspekte:

- 1) Textkorpora enthalten Produkte des textorientierten Schreibens, d.h. Werke, die am Ende eines Textproduktionsprozesses, an dem oft eine professionelle Redaktion beteiligt war, als stabiles und unveränderliches Produkt publiziert wurden. Diese Texte lassen sich meist als eindeutige Folge von Sätzen repräsentieren und mit zitierbaren Metadaten zu Autor, Titel, Publikationsort, Seitenzahl etc. versehen. Für internetbasierte Kommunikationsformen müssen Metadaten und Zitierkonventionen erst etabliert werden.
- 2) Viele digitale Genres, wie z.B. Wikis oder Blogs, sind nicht abgeschlossen, sondern sind *Texte-in-Bewegung* (*living documents*) – dafür gedacht, immer wieder überarbeitet und von anderen kommentiert zu werden. Für viele Forschungsfragen – z.B. die Erforschung von Schreib- und Kommunikationsprozessen in Wikis – ist es daher wichtig, die Revisionsverläufe und die auf die verschiedenen Textversionen bezogene Metakommunikation (die sich in Wikis auf den Diskussionsseiten dokumentiert) mitzupräsentieren.
- 3) Digitale Genres sind oft als Netzwerke von miteinander verknüpften Bestandteilen organisiert. Auch in den sprachlichen Äußerungen in Genres internetbasierter Kommunikation gibt es Einheiten, die einerseits als Verweis-Elemente fungieren – z.B. Links in der Wikipedia, „Hash-tags“ und Adressierungen in Twitter –, andererseits aber auch einen regulären Beitrag zur Satzbedeutung leisten. Um die Besonderheiten hypertextuell vernetzten Kommunizierens in Korpora abzubilden, können diese Einheiten nicht auf lediglich eine ihrer verschiedenen Funktionen – z.B. die sprachliche, die technische, die hypertextuelle – reduziert werden; vielmehr gewinnen sie ihre spezifische Funktion im Rahmen der Kommunikation gerade durch die Konvergenz sprachlicher, technischer und struktureller Eigenschaften.
- 4) In digitalen Kommunikationsformen ist Sprechen und Schreiben eng miteinander verwoben: Im Falle internetbasierter Audio- und Video-konferenzen greifen beispielsweise mündliche Kommunikation, schriftliche Kommunikation und die Nutzung ikonisch motivierter Zeichen – z.B. Smileys als Zeichen für Zustimmung oder Ablehnung – ineinander. Will man solche Kommunikationsformen korpuslinguistisch aufbereiten, müssen (transkribierte) mündliche und schriftliche Äußerungen sowie die Nutzung interaktiver Zeichen nicht einzeln, sondern gerade in ihrem Zusammenspiel repräsentiert und zeitlich aligniert werden.

- 5) An vielen internetbasierten Kommunikationsprozessen ist die Kommunikationstechnologie selbst als Akteur beteiligt. Einfache Beispiele hierfür sind Systemmeldungen, die Chatsysteme generieren, wenn ein Nutzer den Chatraum betritt oder verlässt. Komplexere Formen der Beteiligung an Schreibprozessen ergeben sich durch so genannte „Bots“, die in kooperativen Schreibprojekten wie der Wikipedia einfache Korrektur- und Formatierungsaufgaben übernehmen und dabei die von den Nutzern erzeugten Texte verändern. Nutzer-Postings in Online-Foren werden vor der Einbettung in den zugehörigen Diskussionsstrang vom System um Elemente erweitert, die nicht vom Nutzer selbst eingegeben wurden, sondern die u.a. dazu dienen, Informationen über den Autor beizugeben und anzuzeigen, auf welchen Beitrag der Vorkommunikation sich der Nutzer bezieht. In Korpora müssen solche automatisch generierten Passagen gesondert gekennzeichnet werden; andernfalls kann man bei quantitativen Auswertungen schnell merkwürdige Ergebnisse erhalten – z.B. dass „betreten“ und „verlassen“ die am häufigsten verwendeten Verben in einem deutschen Chatkorpus sind oder „RE:“ (für „Reply“) das häufigste Wort in Online-Foren. Für die qualitative Analyse des Kommunikationsgeschehens sind die automatisch generierten Beiträge durchaus relevant; man sollte sie deshalb bei der Korpusaufbereitung nicht einfach ausfiltern.

Aufgrund der hier nur kurz umrissenen Besonderheiten können die Sprachdaten aus Genres internetbasierter Kommunikation nicht ohne Weiteres mit denselben Annotationskategorien und -schemata repräsentiert werden, die sich für die Annotation von Text- und Gesprächskorpora bewährt haben. Eine zentrale Aufgabe der weiteren Forschung in diesem Bereich wird darin bestehen, ein allgemeines Schema für die Repräsentation von Korpora internetbasierter Kommunikation zu etablieren, das an einen existierenden Standard für die Repräsentation von Text- und Gesprächsdaten – z.B. das TEI-Framework³⁷ – anschließt, diesen Standard erweitert und auf diese Weise die vergleichende Auswertung von Korpora aller drei Arten erleichtert.

Bislang stellen die Anbieter von Online-Schnittstellen für das Deutsche noch keine linguistisch aufbereiteten Korpora zur internetbasierten Kommunikation zur Verfügung. Empirische Studien nutzen meist projektspezifische Datensammlungen, was den Nachteil hat, dass die Ergebnisse nicht ohne Weiteres überprüft werden können. Um die Sprachentwicklung und Sprachvariation systematisch untersuchen zu können, wären künftig linguistisch annotierte Korpora zur internetbasierten Kommunikation wünschenswert, die über eine Zeitspanne hinweg verschiedene digitale Genres in aus-

³⁷ Vgl. Beißwenger et al. (2012).

gewogenem Verhältnis berücksichtigen.³⁸ Diese „Korpora der dritten Art“ könnten dann mit Gesprächskorpora auf der einen und mit Textkorpora auf der anderen Seite verglichen werden. Der Aufbau solcher Korpora und ihre Bereitstellung über Online-Schnittstellen von Korpusinfrastrukturprojekten könnte die Forschung zu diesem Themenfeld auf ein solides empirisches Fundament stellen.

5. Fazit

Das Ziel dieses Beitrags war es, die linguistische Sichtweise auf die neuen Schreibformen verständlich zu machen, die sich in internetbasierten Kommunikationsformen wie E-Mail, Chat und Twitter sowie in der mobilen Kommunikation per SMS und WhatsApp entwickeln. Hierzu habe ich in Abschnitt 2 einen sprach- und varietätengeschichtlichen Ansatz in seinen Grundzügen erläutert, der es ermöglicht, die Entwicklungen in einen größeren Rahmen einzuordnen und sie als eine Erweiterung des funktionalen Spektrums der Schriftlichkeit in neuen Bereichen und unter neuen Voraussetzungen zu beschreiben: Schriftsprache wird zunehmend und im großen Stil auch für die alltägliche Kommunikation genutzt und dringt in Bereiche vor, die bislang vornehmlich eine Domäne der gesprochenen Sprache waren; hierbei bildet sich eine *interaktionsorientierte* Schreibhaltung heraus. Im Rahmen des in Abschnitt 2 skizzierten varietätenlinguistischen Ansatzes stellen sich diese Entwicklungen als ein Prozess *sprachlichen Ausbaus* dar – Ausbau im Sinne der Ausbildung von Versprachlichungsstrategien, die auf die Realisierung von Äußerungen in schriftbasierten, dialogischen Kommunikationsformen optimiert sind und die daher einerseits durch den sprechsprachlichen Duktus am konzeptionellen Nähopol und andererseits von Merkmalen der Übertragungstechnik sowie des Schreib- und Anzeigemediums geprägt sind.

Dass viele sprachliche Produkte in der schriftlichen Netzkommunikation von den normativen Erwartungen abweichen, die man gemeinhin professionell redigierten Texten entgegenbringt, lässt sich unter dieser Perspektive durch die veränderten Rahmenbedingungen erklären, unter denen das Lesen und Schreiben im Netz erfolgt. Die Deutung als Ausbau impliziert des Weiteren, dass sich die neuen Formen parallel – und nicht in Konkurrenz – zu den Normen der redigierten Schriftsprache entwickeln. Mit Blick auf die unterschiedlichen Rahmenbedingungen und Zwecke von interaktions-

³⁸ Eine Übersicht über Korpora zur internetbasierten Kommunikation mit Stand von 2008 geben Beißwenger/Storrer (2008). Aktuelle Projekte zum Aufbau ausgewogener und linguistisch aufbereiteter Korpora sind für das Deutsche *DeRiK* (Beißwenger et al. 2013), für das Niederländische *SoNaR* (Reynaert et al. 2010), für das Französische im Projekt *CoMeRe* (<http://corpuscomere.wordpress.com/>).

und textorientiertem Schreiben sollte man an Produkte des interaktionsorientierten Schreibens auch nicht dieselben Maßstäbe anlegen wie an Produkte des textorientierten Schreibens.

Im öffentlichen Diskurs zum „gefühlten“ Sprachverfall durch digitale Medien gerät ein eigentlich trivialer Punkt immer wieder in Vergessenheit: Der Schreibstil wird nicht alleine durch das technische Medium geprägt. Auch mit einem iPad kann man problemlos gut formulierte und sorgfältig redigierte Texte verfassen oder literarische Werke lesen. Die gut gemeinte Empfehlung des Rechtschreibrat-Chefs, Jugendliche erst ab 14 Jahren mit Smartphones und Tablets auszustatten, ist daher sicherlich nicht nur unrealistisch, sie geht auch am Kern des Problems vorbei, das ihm vermutlich eigentlich am Herzen lag, nämlich der Gefahr, dass die Jugendlichen sich der Anforderungen des textorientierten Schreibens nicht mehr bewusst sind.

Ob diese Gefahr überhaupt besteht, ist keinesfalls ausgemacht. Wie in Abschnitt 3 erläutert, gibt es bislang keine empirische Evidenz dafür, dass das interaktionsorientierte Schreiben auch auf Textsorten „abfärbt“, die unter anderen Bedingungen und zu anderen Zwecken verfasst werden – also z.B. auf Zeitungsartikel, Fach- und Gebrauchstexte. Alle bisherigen Studien deuten vielmehr darauf hin, dass die Akteure in sozialen Netzwerken recht gut zwischen verschiedenen Registern und Schreibstilen unterscheiden können. Auch die einschlägige Vergleichsstudie von Dürscheid/Wagner/Brommer (2010) liefert keine empirische Evidenz dafür, dass die schulischen Schreibkompetenzen negativ vom privaten interaktionsorientierten Schreiben beeinflusst würden.

Dennoch wäre es natürlich nicht nur für die Debatte um den „gefühlten“ Sprachverfall, sondern auch aus Sicht der linguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache interessant und wünschenswert, die Einflüsse technisch-medialer Innovationen auf Sprach- und Kommunikationsformen auf breiter empirischer Grundlage zu erforschen und zu dokumentieren. Die heutigen korpus technologischen Möglichkeiten bieten hierfür bessere Ausgangsbedingungen als je zuvor; allerdings ist es – aus den in Abschnitt 4 skizzierten Gründen – keine triviale Aufgabe, Korpora zur internetbasierten Kommunikation so aufzubereiten, dass sich die für die Diskussion relevanten Sprachmerkmale automatisch vergleichend mit ihren Entsprechungen in Textkorpora und in Korpora transkribierter gesprochener Sprache vergleichen lassen. Unter anderem aus diesem Grund sind derartige Korpora bislang noch nicht über die Online-Schnittstellen der großen Korpusanbieter verfügbar, sodass sich bisherige Studien entweder auf relativ kleine, projektspezifische Datensammlungen beschränken oder nur einfache, formal gut erkennbare Stilmarker auswerten können. Es ist aber davon auszugehen, dass sich diese Situation in naher Zukunft ändern wird.

Im Prinzip müssen die Bildungsinstitutionen aber gar nicht auf Ergebnisse der empirischen Schreibforschung warten, wenn sie den neuen Entwicklungen Rechnung tragen wollen. Gerade die in Abschnitt 2 erläuterte Deutung als Prozesse des extensiven Ausbaus bedeutet ja, dass in den digitalen Medien sehr viele neue Text- und Kommunikationsformen entstehen. Die Wahl von situativ angemessenen Ausdrucksformen ist deshalb nicht einfacher geworden; in vielen Bereichen bilden sich Konventionen auch erst heraus. Dies bewusst zu machen und insgesamt das Repertoire von Ausdrucksalternativen zu erweitern, ist also wichtiger denn je. Für die Sprach- und Schreibdidaktik ist es sicherlich wichtig, den Stellenwert der interaktionsorientierten Schreibformen und die Unterschiede zum textorientierten Schreiben zu reflektieren. Hierfür gibt es bereits etliche didaktische Konzepte für verschiedene Schulformen und Schulstufen, an die man anknüpfen und von denen man sich bei der Konzeption eigener Unterrichtseinheiten zum Thema inspirieren lassen kann.³⁹

Literatur

- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.) (2010): *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen). Berlin/New York.
- Androutsopoulos, Jannis (2007): *Neue Medien – neue Schriftlichkeit?* In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 54, S. 72–97.
- Beißwenger, Michael (2000): *Kommunikation in virtuellen Welten: Sprache, Text und Wirklichkeit*. Stuttgart.
- Beißwenger, Michael (2007): *Sprachhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation*. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 26). Berlin u.a.
- Beißwenger, Michael (2010): *Chattern unter die Finger geschaut: Formulieren und Revidieren bei der schriftlichen Verbalisierung in synchroner internetbasierter Kommunikation*. In: Ágel/Hennig (Hg.), S. 247–294.
- Beißwenger, Michael (2012): *Kompetenzen für das Schreiben mit webbasierten Schreibtechnologien*. In: Feilke/Köster/Steinmetz (Hg.), S. 233–267.
- Beißwenger, Michael (2013): *Das Dortmunder Chat-Korpus*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 41, S. 161–164.
- Beißwenger, Michael/Storrer, Angelika (2008): *Corpora of computer-mediated communication*. In: Lüdeling, Anke/Kytö, Merja (Hg.): *Corpus Linguistics. An international handbook*. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 29). Berlin u.a., S. 292–308.

³⁹ Eine Dokumentation von Unterrichtsideen zum Thema „Internetbasierte Kommunikation im Deutschunterricht“ bietet das IBK-Wiki (<http://wikis.zum.de/ibk/>), das seit 2007 in Kooperation mit der *Zentrale für Unterrichtsmedien im Internet e.V.* (<http://www.zum.de/>) aufgebaut und unter Mitwirkung von Lehramtsstudierenden der TU Dortmund fortlaufend aktualisiert wird.

- Beißwenger, Michael/Storrer, Angelika (2012): Interaktionsorientiertes Schreiben und interaktive Lesespiele in der Chat-Kommunikation. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 168: Dinge und Maschinen in der Kommunikation, S. 92–124.
- Beißwenger, Michael et al. (2012): A TEI schema for the representation of computer-mediated communication. In: *Journal of the Text Encoding Initiative (jTEI)* 3. Internet: <http://jtei.revues.org/476> (Stand: 20.8.2013).
- Beißwenger, Michael et al. (2013): DeRiK: A German reference corpus of computer-mediated communication. In: *Literary and Linguistic Computing – Advance Access*. Internet: <http://llc.oxfordjournals.org/content/early/2013/07/03/llc.fqt038.full.pdf+html> (Stand: 15.10.2013).
- Brommer, Sarah (2007): „Ein unglaubliches Schriftbild, von Rechtschreibung oder Interpunktion ganz zu schweigen“ – Die Schreibkompetenz der Jugendlichen im öffentlichen Diskurs. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35, S. 315–345.
- Döring, Nicola (2003): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. (= *Internet und Psychologie* 2). Göttingen.
- Dürscheid, Christa (2005): Medien, Kommunikationsformen, kommunikative Gattungen. In: *Linguistik online* 22, S. 1–16. Internet: http://www.linguistik-online.de/22_05/duerscheid.pdf (Stand: 5.9.2013).
- Dürscheid, Christa (2011): Parlando, Mündlichkeit und neue Medien. Anmerkungen aus linguistischer Sicht. In: *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften* 33, S. 175–190.
- Dürscheid, Christa/Brommer, Sarah (2009): Getippte Dialoge in neuen Medien. Sprachkritische Aspekte und linguistische Analysen. In: *Linguistik online* 37, S. 3–20. Internet: http://www.linguistik-online.de/37_09/duerscheidBrommer.pdf (Stand: 20.8.2013).
- Dürscheid, Christa/Wagner, Franc/Brommer, Sarah (2010): *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*. (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 41). Berlin/New York.
- Eckhoff, Jan (2008): Neue Schriftlichkeit und Deutschunterricht. Chatprofile im Licht literarischer Sprache. In: *Der Deutschunterricht* 60, 4, S. 80–87.
- Elspaß, Stephan (2002): Alter Wein und neue Schläuche? Briefe der Wende zum 20. Jahrhundert und Texte der neuen Medien – ein Vergleich. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 64, S. 7–32.
- Feilke, Helmuth/Köster, Juliane/Steinmetz, Michael (Hg.) (2012): *Textkompetenzen in der Sekundarstufe II*. Stuttgart.
- Feldweg, Helmut/Kibiger, Ralf/Thielen, Christine (1995): Zum Sprachgebrauch in deutschen Newsgroups. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 50, S. 143–154.
- Frank-Job, Barbara (2009): Formen und Folgen des Ausbaus französischer Nähesprache in computervermittelter Kommunikation. In: Pfänder, Stefan/Kailuweit, Rolf/Cousin, Vanessa (Hg.): *FrankoMedia: Aufriss einer französischen Sprach- und*

- Medienwissenschaft. (= Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 17). Berlin, S. 71–88.
- Frank-Job, Barbara (2010): Sprachwandel und Medienwandel. In: Sutter, Tilmann/Mehler, Alexander (Hg.): Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen – von frühen Medienkulturen zum Web 2.0. Wiesbaden, S. 27–46.
- Frank-Job, Barbara/Mehler, Alexander/Sutter, Tilmann (Hg.) (2013): Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke. Konzepte, Methoden und empirische Untersuchungen an Beispielen des WWW. Wiesbaden.
- Giesbrecht, Eugenie/Evert, Stefan (2009): Part-of-speech tagging – a solved task? An evaluation of POS taggers for the Web as corpus. In: Alegria, Inaki/Leturia, Igor/Sharoff, Serge (Hg.): Proceedings of the 5th Web as Corpus Workshop (WAC5). San Sebastian, S. 27–35.
- Haase, Martin et al. (1997): Internetkommunikation und Sprachwandel. In: Weingarten, Rüdiger (Hg.): Sprachwandel durch Computer. Opladen, S. 51–85.
- Kilian, Jörg (2002): T@stentöne. In: Beißwenger, Michael (Hg.): Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität und Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation. Stuttgart, S. 57–78.
- Koch, Peter (2010): Sprachgeschichte zwischen Nähe und Distanz: Latein – Französisch – Deutsch. In: Ägel/Hennig (Hg.), S. 155–206.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10). Berlin u.a., S. 587–604.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2007): Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35, S. 346–375.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2008): Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Texten. In: Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen, S. 199–215.
- Luckhardt, Kristin (2009): Stilanalysen zur Chat-Kommunikation. Eine korpusgestützte Untersuchung am Beispiel eines medialen Chats. TU Dortmund. Internet: <http://hdl.handle.net/2003/26055> (Stand: 20.8.2013).
- Raible, Wolfgang (1999): Kognitive Aspekte des Schreibens. (= Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 14). Heidelberg.
- Reynaert, Martin et al. (2010): Balancing SoNaR: IPR versus Processing Issues in a 500-Million-Word Written Dutch Reference Corpus. In: Proceedings of the Seventh conference on International Language Resources and Evaluation (LREC 10). Paris, S. 2693–2698.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998): Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen.
- Schmitz, Ulrich (1995): Neue Medien und Gegenwartssprache. Lagebericht und Problemskizze. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 50, S. 7–51.

- Sieber, Peter (1998): *Parlando in Texten. Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit.* (= Reihe Germanistische Linguistik 191). Tübingen.
- Sitta, Horst (2001): Sprachwandel, Sprachverfall – oder nur die ganz alltägliche Schlampererei. In: Adamzik, Kirsten/Christen, Helen (Hg.): *Sprachkontakt, Sprachvergleich, Sprachvariation.* Festschrift für Gottfried Kolde zum 65. Geburtstag. Tübingen, S. 345–356.
- Stegbauer, Christian (2009): *Wikipedia. Das Rätsel der Kooperation.* (= Netzwerkforschung 2). Wiesbaden.
- Storrer, Angelika (2001): Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. In: Lehr, Andrea (Hg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik.* Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Berlin/New York, S. 439–465.
- Storrer, Angelika (2007): Chat-Kommunikation in Beruf und Weiterbildung. In: *Der Deutschunterricht* 59, 1, S. 49–61.
- Storrer, Angelika (2012): Neue Text- und Schreibformen im Internet: Das Beispiel Wikipedia. In: Feilke/Köster/Steinmetz (Hg.), S. 277–304.
- Storrer, Angelika (2013): Sprachstil und Sprachvariation in sozialen Netzwerken. In: Frank-Job/Mehler/Sutter (Hg.), S. 329–364.
- Strätz, Esther (2011): Sprachverwendung in der Chat-Kommunikation. Eine diachrone Untersuchung französischsprachiger Logfiles aus dem Internet Relay Chat. (= ScriptOralia 137). Tübingen.
- Thaler, Verena (2003): *Chat-Kommunikation im Spannungsfeld zwischen Oralität und Literalität.* (= Akademische Abhandlungen zur Kommunikationswissenschaft). Berlin.
- Trabant, Jürgen (2009): *Die Sprache.* München.
- Zesch, Torsten/Gurevych, Iryna/Mühlhäuser, Max (2007): Analyzing and accessing Wikipedia as a lexical and semantic resource. In: Rehm, Georg/Witt, Andreas/Lemnitzer, Lothar (Hg.): *Data structures for Linguistic Resources and Applications – Datenstrukturen für linguistische Ressourcen und ihre Anwendungen.* Tübingen, S. 197–205.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache.* 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin u.a.

Gerhard Jäger (Tübingen)

Lexikostatistik 2.0*

Abstract

In der Mitte des 20. Jahrhunderts gab es diverse Versuche, die Klassifikation von Sprachen mit Hilfe von Wortlisten, die dem Grundvokabular der betreffenden Sprachen entnommen sind, zu automatisieren. Diese Methoden wurden und werden in der historischen Sprachwissenschaft gemeinhin kritisch diskutiert, da sich die erzielten Ergebnisse häufig als fehlerhaft erwiesen.

In den letzten Jahren erleben wir einen neuen Aufschwung lexikostatistischer und glottochronologischer Ansätze. Deren Erfolgsaussichten sind heute wesentlich besser als vor einem halben Jahrhundert, da uns jetzt große Mengen an sprachvergleichenden Daten in elektronischer Form zur Verfügung stehen und die Computerlinguistik und Bioinformatik mächtige Werkzeuge bereitstellt, diese Daten statistisch auszuwerten.

Im vorliegenden Artikel wird eine Fallstudie vorgestellt, die das Potenzial lexikostatistischer Methoden im 21. Jahrhundert illustriert.

1. Einleitung

Einer der faszinierendsten Forschungsgegenstände der historischen Sprachwissenschaft ist die Frage, in welchen Verwandtschaftsverhältnissen Sprachen zueinander stehen. Das Erkenntnisideal wäre ein Familienstammbaum aller bekannter Sprachen.

Die traditionelle komparative Methode strebt an, Sprachwandelprozesse so weit wie möglich zu rekonstruieren; die Erstellung eines Sprachstammbaums ergibt sich dabei in gewisser Weise als Nebeneffekt. Diese Vorgehensweise hat sich in den vergangenen zwei Jahrhunderten als sehr erfolgreich erwiesen. Besonders für historisch gut dokumentierte Sprachgruppen wie die indoeuropäischen oder die semitischen Sprachen sind die erreichten Rekonstruktionen wie auch die Kenntnisse über die Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb dieser Gruppen sehr detailliert.

Allerdings hat die historisch-komparative Methode einige inhärente Begrenzungen. Nicht nur fehlen für die meisten Sprachen der Welt schriftliche Überlieferungen, die zur Rekonstruktion herangezogen werden können. Die Zeittiefe möglicher Rekonstruktionen ist vermutlich auf maximal zehn Jahrtausende begrenzt (wobei es höchst kontrovers ist, ob diese Schallmauer deutlich näher oder vielleicht sogar etwas ferner liegt). Nicht zuletzt ist historisch-komparative Rekonstruktion sehr zeitaufwändig und setzt viel Erfah-

* Diese Forschung wurde im Rahmen des ERC Advanced Grant 324246 *Language Evolution: The Empirical Turn* (EVOLAEMP) durchgeführt.

rung und Expertise voraus. Auch aus diesem Grund ist es unrealistisch zu erwarten, dass unser Wissen über die Geschichte etwa der altamerikanischen Sprachen oder der Sprachen Papua-Neuguineas jemals ähnlich detailliert sein wird wie z.B. das über die indoeuropäischen Sprachen.

Es ist daher lohnenswert zu untersuchen, ob Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Sprachen auch dann erhellt werden können, wenn eine vollständige Rekonstruktion der historischen Prozesse nicht möglich ist. In den vergangenen Jahrzehnten hat es immer wieder Versuche gegeben, hier Fortschritte zu machen.¹ Die Lexikostatistik war ein derartiger Versuch, der in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts von dem amerikanischen Linguisten Morris Swadesh entwickelt wurde. Sie ist seither – möglicherweise zu Unrecht – in Misskredit geraten und wird in Einführungsdarstellungen gerne als Irrweg dargestellt. Allerdings sind wir heute in einer wesentlich komfortableren Position als Swadesh zu seiner Zeit, da sich sowohl der Zugang zu großen Mengen an sprachvergleichenden Daten als auch die Techniken und die Hardware für numerische Auswertungen dieser Daten auf gerade atemberaubende Weise verbessert haben. In diesem Aufsatz möchte ich darlegen, dass Lexikostatistik mit den Mitteln des Jahres 2013 ein durchaus ernstzunehmendes Forschungsprogramm ist.

2. Lexikostatistik nach Swadesh

Die von Swadesh vorgeschlagene Vorgehensweise besteht aus vier Schritten (siehe z.B. Swadesh 1971):

- 1) Erstellung einer Liste von Konzepten, die in (nahezu) allen Sprachen lexikalisiert werden und deren Lexikalisierungen selten zwischen Sprachen entlehnt werden.
- 2) Sammlung von Wortlisten, also der Lexikalisierungen dieser Konzeptliste, für die zu untersuchenden Sprachen.
- 3) Bestimmung, welche synonymen Ausdrücke aus verschiedenen Sprachen (innerhalb dieser Wortlisten) *kognat*² zueinander sind.
- 4) Für jedes Sprachpaar: Berechnung des Prozentsatzes der kognaten unter allen Wortpaaren als Maß für die Verwandtschaft der beiden Sprachen.

¹ Am einflussreichsten waren hier wohl die Arbeiten von Joseph Greenberg, siehe z.B. Greenberg (1971, 1987, 2000, 2002).

² Zwei Wortformen sind *kognat*, wenn sie sich aus derselben Ursprungsform entwickelt haben. So sind etwa das deutsche ‚Wolf‘ und das englische ‚wulf‘ kognat, da beide Formen aus dem urgermanischen ‚*wulfaz‘ abgeleitet sind. Zwei Wortformen gelten allerdings nicht als kognat, wenn die Verwandtschaft durch Entlehnung vermittelt ist (wie z.B. deutsch ‚Ziegel‘ und italienisch ‚tegola‘; zwar gehen beide Formen auf das lateinische ‚tegula‘ zurück, aber diese Verwandtschaft ist durch eine Entlehnung aus dem Lateinischen ins Althochdeutsche vermittelt).

Jeder dieser Schritte ist mit einer Reihe von Problemen behaftet. Swadesh selbst kompilierte mehrere Versionen einer universalen Konzeptliste, und es wurde nie ein Konsens erzielt, wie eine ideale Liste zusammengesetzt sein soll. Auch gibt es nicht immer genau eine Entsprechung für jedes der fraglichen Konzepte in einer gegebenen Sprache. Für das Swadesh-Konzept *Pfad* etwa gibt es im Deutschen die Entsprechungen ‚Pfad‘ und ‚Weg‘. Weiterhin stellt sich das Problem, ob bei flektierenden Sprachen für Nomina der Nominativ und für Verben der Infinitiv herangezogen werden soll oder lediglich die Wurzel.³

Der dritte Schritt ist vermutlich der schwierigste. In vielen Fällen ist die Frage, ob zwei Wörter aus verschiedenen Sprachen kognat sind, grundsätzlich nicht eindeutig zu entscheiden. So listet z.B. die „Indo-European Lexical Cognacy Database“ als Lexikalisierungen (siehe <http://ielex.mpi.nl/>) des Swadesh-Konzepts *Ehefrau* für das Deutsche ‚Frau‘ und für das Färöische (u.a.) ‚húsfrú‘, was unschwer als genaue morphologische Entsprechung des deutschen ‚Hausfrau‘ zu identifizieren ist. Hier handelt es sich also um partielle Kognatheit. Das deutsche Wort ist kognat zu einem Morphem des färöischen Wortes, aber nicht zum gesamten Wortstamm.

Abgesehen von diesem grundsätzlichen Problem ist die Bestimmung der Kognatheit auch unter praktischem Gesichtspunkt schwierig, da ein sicheres Urteil für einen Experten eine Kenntnis der betroffenen Sprachfamilie voraussetzt, also genau die Information, die durch die Lexikostatistik erst gewonnen werden soll. Eine bekannte Illustration dieses Problems ist das Wortpaar (russisch) ‚sto‘ vs. (deutsch) ‚hundert‘. Dank unserer genauen Kenntnisse der Lautverschiebungen, die vom Urindoeuropäischen zum Russischen bzw. zum Deutschen stattgefunden haben, wissen wir, dass sich beide Worte auf das rekonstruierte ‚*kmtom‘ zurückführen lassen. Die beiden Wörter sind also kognat. Bei einer weniger gut untersuchten Sprachfamilie würde eine derartige Kognatheitsbeziehung jedoch vermutlich nicht erkannt.

Nicht zuletzt gibt der Prozentsatz der kognaten Wortpaare nur eine recht grobe Schätzung des Grades der Verwandtschaft zwischen zwei Sprachen. Der Grad der Verwandtschaft steht tendenziell in inverser Relation zu der Zeit, die seit der Aufspaltung der gemeinsamen Proto-Sprache verflossen ist.

Dieses Problem lässt sich wiederum anhand der Indo-European Lexical Cognacy Database illustrieren. Der Prozentsatz der als urindoeuropäische Erbwörter ausgewiesenen Einträge pro Sprache variiert zwischen 20% (z.B. für das Paschtunische) und über 50% (für mehrere romanische Spra-

³ Wenn die Kognatheits-Urteile im dritten Schritt von Experten manuell vorgenommen werden, ist das unproblematisch, aber bei automatischen Verfahren sind diese Entscheidungen durchaus relevant.

chen). Die Ersetzungsrate entlang der verschiedenen Äste der indoeuropäischen Sprachfamilie ist also offensichtlich nicht konstant. Das spiegelt sich auch in den geschätzten Ähnlichkeiten zwischen lebenden Sprachen wieder. In der genannten Datenbank sind 22,5% der Swadesh-Wörter für Spanisch und Hindi kognat, aber nur 14% für Spanisch und Paschtunisch. Wir wissen jedoch mit hoher Sicherheit, dass Hindi und Paschtunisch beide zum indoiranischen Zweig des Indoeuropäischen gehören, Spanisch jedoch zum italischen Zweig, so dass die Zeittiefe seit der letzten gemeinsamen Ursprache für Spanisch/Paschtunisch und Spanisch/Hindi identisch sein muss.

3. Elektronisch verfügbare Swadesh-Listen

Mit den Methoden der elektronischen Datenverarbeitung lassen sich Swadesh-Listen wesentlich effizienter und im größeren Maßstab auswerten als zu Swadeshs Lebzeiten.

Die erste elektronisch verfügbare größere Sammlung von Swadesh-Listen war die auf Initiative von Isidore Dyen seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammengestellte „Comparative Indo-European Database“ (erläutert in Dyen/Kruskal/Black 1992). Diese Daten wurden ursprünglich auf Lochkarten kodiert und um 1990 auf elektronische Speichermedien übertragen. Sie umfasst Übersetzungen von 200 Swadesh-Konzepten in 95 indoeuropäische Sprachen und Dialekte sowie Zuordnungen aller Einträge zu Kognatenklassen. Die Wortformen selbst sind in der Orthographie der jeweiligen Sprache angegeben, so dass sich daraus nicht ohne weiteres verlässliche phonetische Informationen gewinnen lassen. Diese Datenbank wird gegenwärtig von der Gruppe „Evolutionary Processes in Language and Culture“ am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik Nijmegen unter der Leitung von Michael Dunn als die bereits erwähnte Indo-European Lexical Cognacy Database weitergeführt, umfasst inzwischen 152 Sprachen und Dialekte und enthält für einen Großteil der Einträge auch IPA-Transkriptionen.

Seit einigen Jahren wird von einer Gruppe unter der Leitung von Simon Greenhill von der University of Auckland in Neuseeland die „Austronesian Basic Vocabulary Database“ im Internet zur Verfügung gestellt (siehe Greenhill/Blust/Gray 2008 und die Webseite <http://language.psy.auckland.ac.nz/austronesian/>). Dabei handelt es sich um eine Sammlung von Swadesh-Listen mit jeweils über 200 Einträgen aus (zum gegenwärtigen Zeitpunkt) ungefähr 1000, größtenteils austronesischen, Sprachen. Die Wortformen sind in IPA-Transkriptionen angegeben. Außerdem werden, wie auch in der oben genannten indoeuropäischen Datenbank, von Experten vorgenommene Kognatheitsurteile kodiert.

Einen ähnlichen Umfang hat die Datenbank, die im Rahmen des „Automated Similarity Judgment Program“ (ASJP; siehe Wichmann et al. 2012 bzw. <http://wwwstaff.eva.mpg.de/~wichmann/ASJPHomePage.htm>) unter der Leitung von Søren Wichmann am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig zusammengestellt wurde. Das ASJP strebt eine repräsentative, möglichst vollständige Erfassung aller lebenden Sprachen und Dialekte an. Gegenwärtig sind ca. 5.600 Sprachvarietäten aus allen Kontinenten und nahezu allen Sprachfamilien erfasst. Das ASJP beschränkt sich dabei auf nur 40 Swadesh-Einträge, die auf der Basis einer kleineren Pilotstudie als besonders stabil identifiziert wurden. Auf die Erhebung von Kognatheitsurteilen wird dabei vollständig verzichtet. Die Wortformen sind in einer einheitlichen phonetischen Transkription kodiert, die im Vergleich zum IPA stark vereinfacht ist. Es werden lediglich 41 verschiedene Segmente unterschieden, die z.T. durch Diakritika modifiziert werden. Um dem Leser einen Eindruck zu vermitteln, sind in Tabelle 1 die ASJP-Listen für das Deutsche und das Englische angegeben. („XXX“ markiert dabei einen fehlenden Eintrag.)

<i>Konzept</i>	Deutsch	Englisch	<i>Konzept</i>	Deutsch	Englisch
<i>ich</i>	iX	Ei	<i>Nase</i>	naz3	nos
<i>du</i>	du	yu	<i>Zahn</i>	ch~an	tu8
<i>wir</i>	vir	wi	<i>Zunge</i>	ch~uN3	t3N
<i>eins</i>	ains	8is	<i>Knie</i>	kni	ni
<i>zwei</i>	cvai	8Et	<i>Hand</i>	hant	hEnd
<i>Mensch</i>	mEnS	pers3n	<i>Brust</i>	brust	brest
<i>Fisch</i>	fiS	fiS	<i>Leber</i>	leb3r	liv3r
<i>Hund</i>	hunt	dag	<i>trinken</i>	triNk3n	drink
<i>Laus</i>	laus	laus	<i>sehen</i>	ze3n	si
<i>Baum</i>	baum	tri	<i>hören</i>	her3n	hir
<i>Blatt</i>	blat	lif	<i>sterben</i>	Sterb3n	dEi
<i>Haut</i>	haut	skin	<i>kommen</i>	kh~om3n	k3m
<i>Blut</i>	blut	bl3d	<i>Sonne</i>	zon3	s3n
<i>Knochen</i>	knoX3n	bon	<i>Stern</i>	StErn	star
<i>Horn</i>	horn	horn	<i>Wasser</i>	vas3r	wat3r
<i>Ohr</i>	XXX	ir	<i>Stein</i>	Stain	ston
<i>Auge</i>	aug3	Ei	<i>Feuer</i>	foia	fEir

Tab. 1: ASJP-Listen für Deutsch und Englisch

Datenmengen in dieser Größenordnung lassen sich selbstredend nicht manuell auswerten. Es ist daher sinnvoll, auf algorithmische Methoden zurückzugreifen, wie sie in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten in der Computerlinguistik und der Bioinformatik entwickelt wurden.

4. Bioinformatische Methoden für sprachliche Daten

4.1 Phylogenetische Inferenz

Sowohl die empirische Basis des lexikostatistischen Vorgehens wie auch die gewonnenen Ergebnisse sind also mit großer Unsicherheit behaftet. Diese Situation ist aber für datenorientierte Arbeit generell nicht ungewöhnlich und für sich genommen kein Grund, die Methode zu verwerfen. Die größte Schwäche der klassischen Lexikostatistik ist m.E. ironischerweise die Tatsache, dass sie zwar quantitativ arbeitet, jedoch auf *statistische* Methoden im engeren Sinne verzichtet. Für statistisches Arbeiten ist es gerade typisch, auf der Basis unsicherer Daten unsichere Inferenzen zu ziehen, jedoch den Grad der Unsicherheit der Ergebnisse zu quantifizieren.

Angenommen, wir haben für eine Gruppe von Sprachen mit lexikostatistischen Methoden die paarweisen Ähnlichkeiten gewonnen. Daraus lassen sich zwar nicht mit Sicherheit die zeitlichen Abstände zwischen zwei beliebigen Sprachen berechnen, aber es ist zu erwarten, dass diese Ähnlichkeiten negativ mit den tatsächlichen Abständen korreliert sind. Eine bestimmte Hypothese über die Verwandtschaftsverhältnisse, also ein hypothetischer Sprachstammbaum, erklärt die berechneten Ähnlichkeiten umso besser, je stärker diese mit den angenommenen zeitlichen Abständen korrelieren. Daher kann man umgekehrt von den berechneten Ähnlichkeiten ausgehen und eine Hypothese suchen, die diese Werte am besten erklärt.

Strukturell ähnliche Probleme wurden in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren in der Bioinformatik gründlich untersucht. Die Bioinformatik befasst sich u.a. mit der Frage, wie die evolutionäre Geschichte von Organismen mit algorithmischen und statistischen Methoden rekonstruiert werden kann.

Auch in der Biologie ist die Ähnlichkeit zweier Organismen oder Populationen – die entweder über geteilte phänotypische oder genetische Merkmale bestimmt werden kann – ein Hinweis auf die zeitliche Distanz zum letzten gemeinsamen Vorfahren im Verlauf der Evolution, und auch in der Biologie ist diese Abschätzung häufig nur näherungsweise möglich. Ein besonders gut untersuchtes Problem ist die Frage, wie aus einer Ähnlichkeitsmatrix ein Stammbaum berechnet werden kann, der diese Ähnlichkeitsmatrix optimal erklärt. Es ist zwar nicht möglich, mit realistischem Rechenaufwand den besten Stammbaum zu ermitteln,⁴ aber es existieren sehr gute Näherungsverfahren. Im Folgenden werde ich mich dazu der ‚Fastme‘-Methode (Desper/Gascuel 2002) bedienen.⁵

⁴ Dieses Problem ist NP-vollständig, also für größere Datenmengen praktisch nicht lösbar.

⁵ Dabei wird zunächst mit Hilfe des Neighbor-Joining-Algorithmus (Saitou/Nei 1987) oder eines ähnlichen distanzbasierten Verfahrens ein phylogenetischer Baum berechnet und die-

4.2 Sequenzalinierung

Ein wesentlicher Schritt der lexikostatistischen Methode ist die Erhebung von Kognatheitsurteilen. Wie oben ausgeführt, ist dieser Schritt nicht unproblematisch. Er muss manuell von Experten vorgenommen werden, die ihre Urteile wiederum auf Theorien über die historische Verwandtschaft der zu vergleichenden Sprachen stützen. Daher ist es unvermeidlich, dass es bei weniger gut untersuchten Sprachfamilien einen größeren Anteil an ‚false negatives‘ gibt als z.B. beim Indoeuropäischen. Auch liegen relativ unkontroverse Kognatheitsurteile im ausreichendem Umfang bislang lediglich für das Indoeuropäische und das Austronesische vor. Daher werde ich diesen Schritt durch ein automatisiertes Verfahren ersetzen, das die Ähnlichkeit⁶ zweier Wortformen aus der ASJP-Datenbank quantifiziert. Dieses Vorgehen ist mit Joseph Greenbergs ‚lexical mass comparison‘ verwandt. Im Unterschied zu Greenberg ist das von mir verwendete Ähnlichkeitsmaß jedoch klar definiert, so dass meine Methode vollständig reproduzierbar ist.

Die vermutlich einfachste Methode, die Ähnlichkeit zweier Symbolketten zu quantifizieren, basiert auf der sogenannten ‚Levenshtein-Distanz‘ (bzw. Editier-Distanz). Die Levenshtein-Distanz zweier Ketten k_1 und k_2 ist die minimale Zahl von Editieroperationen (also Einfügen, Tilgen oder Ersetzen eines einzelnen Symbols), die k_1 in k_2 überführt. Das sei anhand der ASJP-Einträge (dt.) *horn* und (lat.) *kornu* (für das Konzept *Horn*) illustriert. Es sind zwei Editierschritte nötig: Ersetzung von h durch k und Einfügen des u.

Die Levenshtein-Distanz lässt sich auch als die Zahl der Nicht-Übereinstimmungen in der optimalen Alinierung der betreffenden Symbolketten auffassen. Das ist in Abbildung 1 illustriert.

Abb. 1: Levenshtein-Alinierung

Die ‚normalisierte Levenshtein-Distanz‘ ergibt sich, wenn man diese Distanz durch die Länge der längeren Kette teilt. Im Beispiel ergibt sich dabei ein Wert von 0,4.

ser dann in einem zweiten Schritt durch ‚nearest neighbor interchange‘ so lange lokal optimiert, bis keine Verbesserung mehr möglich ist.

⁶ Im Folgenden setze ich stillschweigend voraus, dass sich ein Ähnlichkeitsmaß leicht in ein Distanzmaß umrechnen lässt und umgekehrt.

Haspelmath et al. 2008) in Graustufen eingefärbt. Es ist leicht zu sehen, dass es im Zentrum der Grafik eine große Zahl von Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien gibt, die eine geringe Distanz zueinander haben. Eine genauere Inspektion der Daten ergab, dass es sich dabei in der Tat um Sprachen mit kleinem Lautinventar handelt, diese Ähnlichkeiten also nicht auf genetischer Verwandtschaft beruhen.

Abb. 3: Visualisierung der Ähnlichkeiten in ASJP: einfache Levenshtein-Alinierung

Um diesen Effekt zu neutralisieren, ist es nötig, die Distanz zwischen zwei Wortformen für die phonetischen Charakteristika der verglichenen Sprachen zu kalibrieren.

Das hierbei angewandte Verfahren sei anhand des Vergleichs von Englisch und Schwedisch illustriert.⁸ Im ersten Schritt werden die normalisierten Levenshtein-Distanzen für alle 1.600 Wortpaare aus den beiden Sprachen berechnet. Ein Teil der so gewonnenen 40×40-Matrix ist in Tabelle 2 dargestellt. Die Einträge entlang der Diagonale geben die Distanzen zwischen synonymen Wortformen wieder. Die restlichen Einträge stellen eine Stichprobe der Verteilung von Distanzen dar, die zwischen zufällig gewählten, nicht verwandten englisch-schwedischen Wortpaaren bestehen. Je stärker zwei Sprachen miteinander verwandt sind, umso mehr sollten sich die Verteilung der Werte auf der Diagonale und die Verteilung der restlichen

⁸ Eine detailliertere Darstellung des im folgenden skizzierten Verfahrens findet sich in Jäger (2013).

Werte unterscheiden. Dabei ist zu erwarten, dass bei verwandten Sprachen die Diagonal-Einträge deutlich kleiner sind als die anderen Einträge. Für das Sprachpaar Englisch-Schwedisch ist das in der Tat der Fall. Die beiden Verteilungen sind in der Grafik links in Abbildung 4 dargestellt.

	Ei	yu	wi	w3n	tu	fiS	...
yog	1	$\frac{2}{3}$	1	1	1	1	
du	1	$\frac{1}{2}$	1	1	$\frac{1}{2}$	1	
vi	$\frac{1}{2}$	1	$\frac{1}{2}$	1	1	$\frac{2}{3}$	
et	1	1	1	1	1	1	
tvo	1	1	1	1	$\frac{2}{3}$	1	
fisk	$\frac{3}{4}$	1	$\frac{3}{4}$	1	1	$\frac{1}{2}$	
:							

Tab. 2: Normalisierte Levenshtein-Distanzen: Englisch/Schwedisch 2/3

Beim Vergleich der nicht verwandten Sprachen Englisch und Türkisch ergibt sich im Kontrast dazu, dass die Diagonalwerte im Schnitt sogar etwas größer sind als die restlichen Werte, synonyme Wortpaare sich also sogar etwas stärker voneinander unterscheiden als Zufallswortpaare (siehe rechte Grafik in Abbildung 4).

Abb. 4: Verteilung von Levenshtein-Distanzen

Mit Hilfe eines nicht-parametrischen statistischen Tests lässt sich die Wahrscheinlichkeit abschätzen, dass die Diagonalwerte in einer solchen Matrix derselben Verteilung entstammen wie die restlichen Werte. Diese Wahrscheinlichkeit (in statistischer Terminologie: *p*-Wert) gibt ein inverses Maß für den Grad der Verwandtschaft der verglichenen Sprachen. Für Englisch-Schwe-

disch beträgt dieser Wert ungefähr 10^{-70} , für Englisch-Türkisch 0,67. Es ist also praktisch ausgeschlossen, dass die Diagonalverteilung für Englisch-Schwedisch zufällig so stark von der sonstigen Verteilung abweicht, während das Muster bei Englisch-Türkisch dem entspricht, was man bei einer Zufallsverteilung erwartet.

Aus diesen p -Werten werden durch nicht-lineare Transformationen Ähnlichkeitsmaße gewonnen, die die Basis für phylogenetische Inferenz liefern.

In Tabelle 3 sind die so berechneten Ähnlichkeiten des Standard-Deutschen zu einer Reihe ausgewählter Sprachen und Dialekte aufgeführt.

Schwäbisch	26,13
Zimbrisch	20,28
Niederländisch	23,75
Englisch	17,45
Urindoeuropäisch	10,26
Latein	9,23
Spanisch	8,95
Hindi	8,70
Russisch	8,36
Türkisch	6,33
Ungarisch	6,84

Tab. 3: Ähnlichkeiten zum Standard-Deutschen: kalibrierte Levenshtein-Alinierung

Abb. 5: Stammbaum der westgermanischen Sprachen: kalibrierte Alinierung

Um das Illustrationsbeispiel der westgermanischen Sprachgruppe weiterzuführen, ist in Abbildung 5 der auf der Basis der kalibrierten Levenshtein-Distanzen berechnete Stammbaum dargestellt. Dieser Stammbaum unterscheidet sich nicht wesentlich von dem in Abbildung 3 gezeigten.

Ein offensichtlicher Mangel dieser Stammbäume ist die Tatsache, dass das Zimbrische – ein im Trentino gesprochener bairischer Dialekt – ganz an der Peripherie der westgermanischen Sprachen angesiedelt ist, obwohl es sich dabei um einen oberdeutschen Dialekt handelt. Es ist erhellend, die zimbri-sche ASJP-Liste genauer zu betrachten. Sie ist in Tabelle 4 wiedergegeben.

<i>Konzept</i>	Deutsch	Zimbrisch	<i>Konzept</i>	Deutsch	Zimbrisch
<i>ich</i>	iX	ix	<i>Nase</i>	naz3	naza
<i>du</i>	du	du	<i>Zahn</i>	ch~an	XXX
<i>wir</i>	vir	bar	<i>Zunge</i>	ch~uN3	suNa
<i>eins</i>	ains	XXX	<i>Knie</i>	kni	XXX
<i>zwei</i>	cvai	sben	<i>Hand</i>	hant	hant
<i>Mensch</i>	mEnS	menEs	<i>Brust</i>	brust	prust
<i>Fisch</i>	fiS	XXX	<i>Leber</i>	leb3r	lEbara
<i>Hund</i>	hunt	hunt	<i>trinken</i>	triNk3n	trinkh~
<i>Laus</i>	laus	laus	<i>sehen</i>	ze3n	zeg
<i>Baum</i>	baum	pom	<i>hören</i>	her3n	hor
<i>Blatt</i>	blat	placa	<i>sterben</i>	Sterb3n	sterb
<i>Haut</i>	haut	XXX	<i>kommen</i>	kh~om3n	kh~Em
<i>Blut</i>	blut	plut	<i>Sonne</i>	zon3	zuna
<i>Knochen</i>	knoX3n	poan	<i>Stern</i>	StErn	stErna
<i>Horn</i>	horn	horn	<i>Wasser</i>	vas3r	basar
<i>Ohr</i>	XXX	oar	<i>Stein</i>	Stain	stoan
<i>Auge</i>	aug3	ogh~E	<i>Feuer</i>	foia	boar

Tab. 4: ASJP-Listen für Standard-Deutsch und Zimbrisch

Es fällt auf, dass im Zimbrischen eine Reihe von regulären Lautverschiebungen stattgefunden haben, von denen die meisten hochdeutschen Dialekte nicht betroffen sind. So finden wir nicht nur die konsequente Anwendung der zweiten Lautverschiebung auf b, das zu p wird (baum-pom, blat-placa, blut-plut). Auffällig ist vor allem die ungewöhnliche Verschiebung von v (entspricht dem ‚w‘ in der deutschen Orthographie) zu b: vir-bar, cvai-sben, vas3r-basar.

Diese Lautkorrespondenzen sind für einen geschulten Linguisten natürlich unschwer zu erkennen, da sie artikulatorisch völlig natürlich sind. Die Levenshtein-Alinierung unterscheidet jedoch nur zwischen identischen und nicht-identischen Segmenten. Daher erscheint das Zimbrische weiter von den anderen hochdeutschen Dialekten entfernt, als es tatsächlich ist.

Anhand des Paares *blat-placa* (gesprochen ‚Platza‘; das ASJP-Symbol *c* steht für die dentale Affrikate) (Standard-Deutsch bzw. Zimbrisch für *Blatt*) lässt sich dieses Problem näher beleuchten. Hier liegt eine fast vollständige 1-1-Korrespondenz der einzelnen Segmente vor. Die Korrespondenzen *v-b* und *t-c* sind völlig regulär und sind Evidenz für, nicht gegen die Annahme, dass die beiden Wörter kognat sind. Die normalisierte Levenshtein-Distanz beträgt jedoch 0,6, ein relativ hoher Wert. Für das nicht kognate Wortpaar (dt.) *hunt* ‚Hund‘ – (zimbr.) *zuna* ‚Sonne‘ (das ASJP-Symbol *z* symbolisiert ein stimmhaftes *S*) ergibt sich z.B. eine geringere Distanz von 0,5.

Ein vergleichbares Problem stellt sich in der Bioinformatik, wenn Proteinsequenzen aliniert werden. Idealerweise sollten solche Aminosäuren einander zugeordnet werden, die auf einen gemeinsamen evolutionären Vorfahren zurückgehen und ggf. durch Mutationen verändert wurden. Allerdings sind nicht alle Ersetzungen von Aminosäuren durch Mutationen gleich wahrscheinlich. Die beste Alinierung ist daher diejenige, die die Wahrscheinlichkeit maximiert, dass einander zugeordnete Positionen evolutionär verwandt sind.⁹

Dazu werden für jedes Paar von Aminosäuren die *odds* bestimmt, dass sie evolutionär verwandt sind. Die *odds* sind der Quotient aus der Wahrscheinlichkeit, dass die betreffenden Säuren durch Mutationen aus demselben Vorfahren hervorgegangen sind, und der Wahrscheinlichkeit, dass sie zufällig in nicht verwandten Sequenzen einander zugeordnet werden. Die optimale Alinierung zweier Sequenzen ist die, die das Produkt dieser punktwisen *odds* maximiert.

Üblicherweise arbeitet man mit den *log-odds*, also den Logarithmen der *odds*. Die optimale Alinierung maximiert dann die Summe der einzelnen *log-odds*. Diese Summe ist ein Maß dafür, wie plausibel die Annahme ist, die beiden Sequenzen seien verwandt. Positive Werte bedeuten dabei, dass die Evidenz für eine Verwandtschaft überwiegt, und negative Werte deuten entsprechend auf ein Überwiegen der Evidenz gegen eine Verwandtschaft hin.

Die optimale Alinierung lässt sich mit Hilfe des ‚Needleman-Wunsch-Algorithmus‘ (Needleman/Wunsch 1970) effizient berechnen.

Analog ist es auch für verschiedene Lautpaare unterschiedlich wahrscheinlich, dass sie durch reguläre Lautverschiebungen auf eine gemeinsame Urform zurückgehen. Wie in Jäger (2013) dargestellt, lassen sich die entsprechenden *odds* durch Heuristiken anhand der ASJP-Daten abschätzen.

Für die Zuordnung *b-p* betragen die geschätzten *log-odds* 0,46, eine solche Korrespondenz ist also als (schwache) Evidenz für eine etymologische Verwandtschaft der entsprechenden Wörter zu werden. Der Wert für *t-c* ist 0,08, also ebenfalls leicht positiv.

⁹ Für eine ausführliche Darstellung der bioinformatischen Methoden der Sequenzalinierung siehe z.B. Durbin et al. (1989).

Bei der Alinierung von *hunt* und *zuna* werden *h* und *z* einander zugeordnet. Die *log-odds* dafür sind mit $-0,91$ deutlich negativ, wie auch die Alinierung *t-a* mit $-8,14$. Die aggregierten *log-odds* für das Wortpaar *blat-placa* betragen $4,05$, während *hunt-zuna* mit $-3,76$ bewertet wird. Dieses Beispiel illustriert, dass die Abschätzung von Wortähnlichkeiten via *log-odds* wesentlich besser geeignet ist als die normalisierte Levenshtein-Distanz, um kognate Wortpaare von nicht-kognaten zu unterscheiden.

	ungewichtet	gewichtet
Schwäbisch	26,13	35,44
Zimbrisch	20,28	31,86
Niederländisch	23,75	29,76
Englisch	17,45	22,14
Urindoeuropäisch	10,26	15,86
Latein	9,23	12,54
Spanisch	8,95	9,48
Hindi	8,70	12,35
Russisch	8,36	11,89
Türkisch	6,33	5,76
Ungarisch	6,84	7,57

Tab. 5: Ähnlichkeiten zum Standard-Deutschen: Levenshtein-Alinierung vs. gewichtete Alinierung

Abb. 6: Stammbaum der westgermanischen Sprachen: kalibrierte gewichtete Alinierung

Die Berechnung der kalibrierten Ähnlichkeit zweier Sprachen auf der Basis der aggregierten *log-odds* kann dann analog zum entsprechenden Vorgehen mit Levenshtein-Distanzen erfolgen.

Es ist instruktiv, die auf der Basis der *log-odds* abgeschätzten Ähnlichkeitswerte für die in Tabelle 3 aufgeführten Beispielsprachen/-dialekte mit den dort gegebenen Werten zu vergleichen (vgl. Tabelle 5). Die enge Verwandtschaft des Zimbrischen zum Standard-Deutschen, im Vergleich etwa zum Niederländischen, wird mit der neuen Methode korrekt erkannt. Dementsprechend ist der auf der Basis der gewichteten Alinierung gewonnene Stammbaum (Abbildung 6) genauer als die bisher betrachteten Versionen. Insbesondere wird das Zimbrische hier korrekt als Teil der hochdeutschen Dialektgruppe identifiziert.

5. Anwendungen auf größere Datenmengen

Das im vorherigen Abschnitt dargestellte Verfahren wurde auf eine ausgewählte Teilmenge der (lebenden oder erst kürzlich ausgestorbenen) Sprachen und Dialekte in der ASJP-Datenbank angewandt. Ausgewählt wurden alle europäischen und asiatischen Sprachen (mit den unten genannten Ausnahmen) einschließlich der in Afrika gesprochenen afro-asiatischen Sprachen. Außerdem wurden die amerikanischen eskimo-aleutischen und Na-Dené-Sprachen sowie die austronesischen Sprachen in die Auswahl aufgenommen. Die Auswahl begründet sich damit, dass verschiedentlich in der Literatur vorgeschlagen wurde, es gebe tiefe genetische Beziehungen der afro-asiatischen, eskimo-aleutischen oder Na-Dené-Sprachen zu europäischen bzw. asiatischen Sprachen. Nach der populären, aber kontroversen, *nostratischen* Hypothese (siehe z.B. Bomhard/Kerns 1994) bilden Afro-Asiatisch, Indoeuropäisch, Uralisch, Altaisch, Kartwelisch, Jukagirisch, Eskimo-Aleutisch, Tschuktscho-Kamtschadalisch und möglicherweise Dravidisch eine Makro-Familie. Weiterhin wurde (etwa in Nikolaev 1991) eine tiefe Verwandtschaft zwischen den nordkaukasischen Sprachen und den Na-Dené-Sprachen postuliert. Da eine Verwandtschaft von Na-Dené mit den sino-tibetischen Sprachen schon verschiedentlich angenommen wurde (u.a. in unveröffentlichten Arbeiten von Edward Sapir; siehe Campbell/Poser 2008), wird teilweise auch angenommen, dass die Na-Dené-Sprachen gemeinsam mit Sino-Tibetisch, möglicherweise Burushaski, den nordkaukasischen Sprachen und eventuell auch Baskisch eine Makro-Familie bilden. Nicht zuletzt gibt es eine Reihe von Vorschlägen, die das Austronesische mit südostasiatischen Sprachen in Beziehung setzen, so z.B. der Vorschlag von Benedict (1975), dass Austronesisch und Tai-Kadai eine Makro-Familie namens Austro-Tai bilden.

Abb. 7: Automatisch erstellter Stammbaum der indoeuropäischen Sprachen

Abb. 8: Automatisch erstellter Stammbaum der indoeuropäischen Sprachen: schematische Darstellung

Die isolierten Sprachen Baskisch, Ainu, Koreanisch, Shompen, Nahali, und Kusunda wurden ausgeklammert, da dafür nur jeweils eine Wortliste vorliegt und diese geringe Datenmenge keine statistisch aussagekräftigen Schlüsse zulassen. Gleichfalls ausgeschlossen wurden Japanisch und die drawidische Sprache Brahui, da die entsprechenden ASJP-Wortlisten ungewöhnlich viele klar identifizierbare Lehnwörter enthalten (beim Japanischen aus dem Chinesischen, bei Brahui aus indo-arischen Sprachen), die das gewonnene Bild verfälschen.

Insgesamt enthält die verwendete Auswahl 1.323 Wortlisten. Daraus wurde mit der im letzten Abschnitt dargestellten Methode automatisch ein Stammbaum erstellt.

Der die indoeuropäischen Sprachen umfassende Teilbaum ist in Abbildung 7, und in einer schematischen Darstellung in Abbildung 8 dargestellt. Bemerkenswerterweise werden die etablierten Untergruppen des Indoeuropäischen ausnahmslos korrekt erkannt – keine einzige Sprache wird falsch klassifiziert. Auch die weitgehend akzeptierten größeren Gruppierungen *Indo-Iranisch* und *Balto-Slawisch* werden erkannt.

In welcher Beziehung diese Untergruppen zueinander stehen, ist seit dem 19. Jahrhundert in der Indoeuropäistik kontrovers. Für einige in dem automatisch generierten Stammbaum vorgeschlagene Strukturen, wie z.B. die enge Verbindung des Germanischen mit dem Balto-Slawischen gibt es entsprechende Vorschläge in der Literatur (z.B. Schleicher 1861). Um die Verlässlichkeit derartiger Hypothesen abzuschätzen, wurde eine statistische Analyse vorgenommen. Zu der automatisch gewonnenen Distanzmatrix wurde 1.000 mal zufällig verteilte kleine Rauschwerte addiert und aus den verrauschten 1.000 Matrizen jeweils ein phylogenetischer Baum berechnet. Für jede Verzweigung im Referenzbaum wurde bestimmt, wie häufig die entsprechende Gruppierung in den 1.000 Varianten vorkommt. Die in den Abbildungen angegebenen Zahlen geben die relativen Häufigkeiten. Diese Werte sind also als Maß für die Konfidenz der jeweiligen Gruppierung zu werten.

Für alle etablierten Untergruppen besteht eine Konfidenz von nahezu 100%. Auch für das Balto-Slawische ist die Konfidenz 100% und für das Indo-Iranische 99%. Die anderen höheren Gruppierungen haben alle eine geringere Konfidenz, mit der Ausnahme der Zusammenfassung von Balto-Slawisch und Germanisch in eine Gruppe. Dieser Effekt könnte allerdings auch auf jahrhundertelangen Sprachkontakt zurückzuführen sein.

Der Stammbaum für die gesamte untersuchte Auswahl an Sprachen und Dialekten ist in Abbildung 9 schematisch dargestellt. Auch hier stimmt die automatisch erzielte Klassifikation gut mit der üblichen Expertenklassifikation überein. Es gibt insgesamt nur drei Abweichungen von der WALS-Klassifikation in Sprachfamilien:

- Die austronesische Sprache Enggano wird fälschlicherweise mit den Eskimo-Aleutischen Sprachen gruppiert,
- die sibirische Sprache Niwchisch wird der afroasiatischen Familie zugeordnet, und
- die sibirische Sprache Ket wird den Na-Dené-Sprachen zugeordnet, als direkte Schwestersprache der Na-Dené-Sprache Tlingit, die zusammen mit den athapaskischen Sprachen die Na-Dené-Familie bildet.

Abb. 9: Automatisch erstellter Stammbaum für die eurasiatischen und angrenzenden Sprachen

Die Zuordnung von Ket zu Na-Dené ist allerdings vermutlich sachlich korrekt, wie kürzlich in Vajda (2010) überzeugend dargelegt wurde.

Die meisten etablierten Sprachfamilien haben eine hohe Konfidenz; Ausnahmen sind v.a. Afro-Asiatisch, das ja nur zusammen mit Niwchisch eine Einheit bildet, die lediglich eine Konfidenz von 8% erreicht. Für Austronesisch (13%) und Sino-Tibetisch (29%) ist die Konfidenz auch relativ gering. Insgesamt wird die traditionelle Einteilung in Sprachfamilien jedoch gut repliziert.

Darüber hinaus finden sich einige suggestive Gruppierungen jenseits der etablierten Sprachfamilien. Die stärkste Evidenz, nämlich 84%, gibt es für die Zusammenfassung der Nordwest-Kaukasischen und der Nordkaukasischen Sprachen zu einer übergeordneten Einheit. Dieser Vorschlag wurde schon verschiedentlich in der Literatur vorgebracht (siehe z.B. Nikolaev/Starostin 1994), ist aber nicht allgemein akzeptiert. Die bereits erwähnte hypothetische Austro-Tai-Einheit hat eine Konfidenz von 16%. Interessan-

terweise bilden auch die Na-Dené-Sprachen und die kaukasischen Sprachen (unter Einschluss des Ket) eine Einheit, mit Konfidenz von 11%. Es gibt allerdings keine Evidenz dafür, dass diese Einheit einer größeren dené-sino-kaukasischen Makrofamilie wäre. Die dené-kaukasische Einheit ist die Gruppierung, die als erste von der Wurzel des Baumes (symbolisiert durch den weißen Kreis in der Mitte der Grafik) abzweigt.

Die hypothetische nostratische Makrofamilie wird – unter Ausschluss der drawidischen Sprachen – ebenfalls als Einheit dargestellt, allerdings mit sehr geringer Konfidenz von 4%.

6. Zusammenfassung

Das primäre Ziel dieser Arbeit war es, zu demonstrieren, dass Lexikostatistik linguistisch belastbare Ergebnisse liefert, wenn sie mit modernen – das heißt: computergestützten und statistischen – Mitteln betrieben wird. In der hier vorgestellten Fallstudie werden die traditionellen Einheiten der Sprachklassifikation weitgehend korrekt repliziert. Tendenziell ist es so, dass solche Einheiten, die durch die komparative Methode sicher demonstriert werden können, auch mit einer hohen Konfidenz erkannt werden. Darüber hinaus finden sich einige der kontroverseren Vorschläge für tiefe genetische Beziehungen zwischen Sprachen, wie Nostratisch oder Dené-Kaukasisch, in der automatischen Klassifikation wieder, allerdings mit wesentlich geringerer Konfidenz. Dieser Befund deutet darauf hin, dass die Lexikostatistik letztendlich aus ähnlichen Daten, wie sie in der traditionell-komparativen Klassifikation verwendet werden, ähnliche Schlüsse zieht, auch wenn die Art der Inferenz eine andere ist.

Literatur

- Benedict, Paul (1975): *Austro-Thai language and culture; with a glossary of roots*. New Haven.
- Bomhard, Allan R./Kerns, John C. (1994): *The Nostratic macrofamily: a study in distant linguistic relationship*. (= *Trends in Linguistics: Studies and Monographs* 74). Berlin/New York.
- Campbell, Lyle/Poser, William J. (2008): *Language classification: history and method*. Cambridge.
- Desper, Richard/Gascuel, Olivier (2002): Fast and accurate phylogeny reconstruction algorithms based on the minimum-evolution principle. In: *Journal of Computational Biology* 9, S. 687–705.
- Durbin, Richard et al. (1998): *Biological Sequence Analysis: probabilistic models of proteins and nucleic acids*. Cambridge, UK.

- Dyen, Idiosodre/Kruskal, Joseph B./Black, Paul (1992): An Indo-European classification: A lexicostatistical experiment. In: *Transactions of the American Philosophical Society* 82, 5, S. 1–132.
- Frickey, Tancred/Lupas, Andrei N. (2004): CLANS: a Java application for visualizing protein families based on pairwise similarity. In: *Bioinformatics* 20, S. 3702–3704.
- Greenberg, Joseph H. (1971): The Indo-Pacific hypothesis. In: Sebeok, Thomas A. (Hg.): *Current trends in linguistics*. Bd. 8: *Linguistics in Oceania*. Den Haag, S. 809–871.
- Greenberg, Joseph H. (1987): *Language in the Americas*. Stanford, CA.
- Greenberg, Joseph H. (2000): *Indo-European and its closest relatives: the Eurasiatic language family*. Bd. 1: *Grammar*. Stanford, CA.
- Greenberg, Joseph H. (2002): *Indo-European and its closest relatives: the Eurasiatic language family*. Bd. 2: *Lexicon*. Stanford, CA.
- Greenhill, Simon J./Blust, Robert/Gray, Russell D. (2008): The Austronesian Basic Vocabulary Database: from bioinformatics to lexomics. In: *Evolutionary Bioinformatics* 4, S. 271–283.
- Haspelmath, Martin et al. (2008): *The World Atlas of Language Structures Online*. Max Planck Digital Library. München. Internet: <http://wals.info/> (Stand: 6.8.2013).
- Jäger, Gerhard (2013): *Phylogenetic inference from word lists using weighted alignment with empirically determined weights*. Ms. Universität Tübingen/Swedish Collegium of Advanced Study Uppsala.
- Needleman, Saul B./Wunsch, Christian D. (1970): A general method applicable to the search for similarities in the amino acid sequence of two proteins. In: *Journal of Molecular Biology* 48, S. 443–453.
- Nikolaev, Sergei (1991): *Sino-caucasian languages in America*. Ms.
- Nikolaev, Sergei/Starostin, Sergei (1994): *The North Caucasian Etymological Dictionary*. Moskau.
- Saitou, Naruya/Nei, Masatoshi (1987): The neighbor-joining method: a new method for reconstructing phylogenetic trees. In: *Molecular Biology and Evolution* 4, S. 406–425.
- Schleicher, August (1861): *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Bd. 1. Weimar.
- Swadesh, Morris (1971): *The origin and diversification of language*. Chicago.
- Vajda, Edward J. (2010): A Siberian link with Na-Dene languages. The Dene-Yeniseian connection. In: Kari, James/Potter, Ben A. (Hg.): *The Dene-Yeniseian connection*. (= *Anthropological Papers of the University of Alaska* 5). Fairbanks, S. 33–99.
- Wichmann, Søren et al. (2012): *The ASJP Database (Version 15)*. Internet: <http://email.eva.mpg.de/~wichmann/ASJPHomePage.htm> (Stand: 6.8.2013).

Umgang mit Normen

Wolf Peter Klein (Würzburg)

Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung*

Abstract

Sprachverfall wird in der öffentlichen Sprachdiskussion nicht selten mit der Unkenntnis oder Missachtung von sprachlichen Regeln in Verbindung gebracht. Als Instanzen, wo sich (explizite) Sprachregeln gesellschaftlich relevant verkörpern, können Sprachkodizes gesehen werden. Vor diesem Hintergrund wird im Text der Begriff des *Sprachkodex* in verschiedenen Dimensionen präzisiert und eine Subklassifikation in *Kern-* und *Parakodex* vorgeschlagen. Dem folgt ein Plädoyer für eine Sprachkodexforschung, in der die traditionell eher marginalen Perspektiven auf Sprachkodizes zu erweitern und zu systematisieren sind.

1. Einführendes

Die Rede vom Sprachverfall wurde von der Sprachwissenschaft aus guten Gründen schon oft kritisiert, zumindest relativiert und historisch situiert (z.B. Beck 1996; Bittner/Köpcke 2008; Görtz 1990; Keller 2006; Klein 1986; Maercker 2006). Für die öffentliche Sprachdiskussion, die an diesem Punkt mindestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mit der literarischen Sprachreflexion verknüpft ist (Görtz 1990), besaß das bisher kaum große Nachwirkungen. Dort verkörpert sich die Rede vom Sprachverfall weiterhin in recht unterschiedlichen Formen. Eine Variante sieht so aus, dass der Sprachverfall mit der angeblichen Missachtung von Regeln in Verbindung gebracht wird. Man greift „Fehler“ im Sprachgebrauch auf und sieht darin die Unkenntnis gültiger Sprachnormen. „Falscher“ Sprachgebrauch zeigt demnach den allmählichen Untergang des Deutschen, zumindest des „guten“, „normgerechten“ Deutsch. Regelunkennntnis führt, so die Unterstellung, zu Sprachverfall, da wesentliche Sprachgesetze nicht mehr befolgt werden.

In dieser Sichtweise könnten öffentliche Sprachdiskussion und sprachwissenschaftliche Forschung bis zu einem gewissen Punkt zueinander finden. Denn auch für die Sprachwissenschaft ist das Kalkulieren mit Regeln von großer Bedeutung: Wer eine Sprache systematisch beschreiben und analysieren möchte, wird in der einen oder anderen Form mit einem Regel-

* Ich danke Albrecht Plewnia, dessen wertvolle Hinweise und Kommentare zum Manuskript mir bei der Endredaktion dieses Textes sehr geholfen haben.

begriff arbeiten müssen. Noch diesseits aller grammatiktheoretischen Differenzen lässt sich davon ausgehen, dass jedes Sprachsystem im Kern aus einer begrenzten Anzahl von Sprachregeln besteht.

Nun unterscheiden sich allerdings die nicht-sprachwissenschaftliche und die sprachwissenschaftliche Sicht auf Sprachregeln in einem entscheidenden Punkt: Linguistische Laien sehen in sprachlichen Regeln meistens explizite Regelformulierungen, wie man sie etwa aus dem Schulunterricht kennt. Solche (präskriptiven) Sprachregeln sollen dann etwa in den Duden-Publikationen und verwandten Sprachanweisungen stehen. Sprachwissenschaftler dagegen arbeiten mit einem deskriptiven Regelbegriff, der gerade nicht an expliziten Formulierungen, sondern an der „unbewussten“ Wirksamkeit von Regeln ansetzt. Wer eine Sprache spricht, folgt diesen („subsistenten“, „impliziten“) Regeln, auch wenn er nicht in der Lage ist, sie ausdrücklich anzugeben. Demgegenüber stellen explizit formulierte Regeln, die oft mit dem Begriff „Sprachnormen“ gleichgesetzt werden, für Sprachwissenschaftler – wenn überhaupt – nur einen sekundären Gegenstand dar. Insbesondere zielt die Sprachwissenschaft auch nicht darauf ab, explizite Sprachnormen präskriptiv zu verhängen. Ihre Tätigkeit ist vielmehr der deskriptiven Rekonstruktion von Sprachgebrauchsregeln gewidmet, nicht der Durchsetzung von Regeln in einer Sprachgemeinschaft.

Vor dieser Spannung zwischen der sprachwissenschaftlichen und der nicht-sprachwissenschaftlichen Sicht auf „Regeln“ möchte ich mich hier mit der Frage der Kodifizierung des Deutschen beschäftigen. Dieses Thema berührt einerseits die nicht-sprachwissenschaftliche Sicht auf Regeln, weil sich die Kodifizierung einer Sprache in expliziten Regelformulierungen ausdrückt. Andererseits ist die Kodifizierungsproblematik ein Gegenstand, der in der bisherigen Forschung zwar immer wieder berührt wurde, der aber noch nie zum primären Forschungsobjekt erhoben wurde. Darin sehe ich ein großes Defizit. Diese Skizze stellt daher auch ein Plädoyer zur Etablierung einer Sprachkodexforschung dar. Im Laufe des Texts soll sich insofern zeigen, dass sowohl die öffentliche Sprachdiskussion als auch die sprachwissenschaftliche Forschung erheblich gewinnen könnte, wenn man genauer als bisher über die Geschichte, das Ausmaß und die Konsequenzen der Kodifizierung des Deutschen Bescheid wüsste.

2. Was ist ein Sprachkodex?

Mit dem Begriff der Kodifizierung bezeichnet man den Umstand, dass eine bestimmte Form einer Sprache ausdrücklich in schriftlichen Regelwerken beschrieben bzw. normiert wird. In diesen metasprachlich einschlägigen Schriftstücken (v.a. Grammatiken, Wörterbücher) liegt der Kodex einer Sprache vor, der sich auf eine funktional besonders leistungsfähige und prestige-behaftete Varietät einer Sprache („Standardvarietät“) bezieht (z.B. Metzler

Lexikon Sprache 2010, Artikel *Kodifizierung*). Neben gebrauchsbasierten Zugängen zur Standardsprache gibt es üblicherweise kodexorientierte Versuche festzustellen, was zur deutschen Standardvarietät gehört und was nicht (Klein 2013, S. 26 ff.).

In sprachhistorischer Perspektive lässt sich davon ausgehen, dass durch die Existenz eines Sprachkodex die Geschichte einer Sprache ein neues Entwicklungsstadium erreicht. Dies legen jedenfalls die einschlägigen Übersichtswerke nahe, wenn sie die Geschichte der Grammatikschreibung und der Lexikografie in eine chronologische Darstellung des Deutschen integrieren und damit der Kodifizierung, zumindest mittelbar, eine besondere Wirkungskraft zuschreiben (z.B. Schmidt 2007, Kap. 1.5.3, 1.6.2, 1.7.5, 1.8.4; Polenz 1994, Kap. 5.6/5.7; ders. 1999, Kap. 6.6). In der Kodifizierung einer Sprache wird demnach ein wichtiger Aspekt der Standardisierung einer Sprache, d.h. der Herausbildung einer Standardvarietät, gesehen (Ammon 1986, 1995, S. 74 ff., 2005).

Ganz allgemein kann man vor diesem Hintergrund festhalten, dass sich Sprachen angesichts der Frage prinzipiell unterscheiden, ob sie kodifiziert sind oder nicht. Für die großen europäischen Kultursprachen (Französisch, Spanisch, Italienisch, Englisch, Deutsch) existiert eine teilweise weit in die Vergangenheit zurückreichende Kodifizierungsgeschichte, während andere Sprachen überhaupt nicht oder – sprachhistorisch gesehen – erst seit kurzem kodifiziert vorliegen. Eine kleine Analogie zur Rechtssphäre mag die Auswirkungen dieser Kodifizierungen illustrieren: Die Ordnung einer Gesellschaft ändert sich in dem Moment grundlegend, wenn gültige Gesetze und Verbote nicht mehr nur mündlich aktualisiert, sondern schriftlich festgehalten werden. Auf einer Gesetzesstele wurden grundlegende Regeln eben „in Stein gemeißelt“.

In alteuropäischer Tradition lässt sich hier auf die Bedeutung der mesopotamischen Gesetzgebung (Codex Hammurabi), der mosaischen Gesetzestafeln (Zehn Gebote) und der einschlägigen juristischen Rechtskodifikationen (Codex Iustinianus) verweisen. In derlei normativ-schriftlichen Gründungsakten verkörpert sich das Bewusstsein, dass Regeln dann eine größere Legitimität gewinnen, wenn sie schriftlich formuliert sind. Auf Sprache übertragen: Wer in einer Situation kommuniziert, in der bestimmte sprachliche Einheiten ausdrücklich gegenüber anderen favorisiert werden, agiert unter anderen Rahmenbedingungen als derjenige, dem entsprechende Schriften nicht zur Verfügung stehen. Oder anders perspektiviert: Wenn es einen Sprachkodex gibt, wird das individuelle und kollektive Sprachbewusstsein samt der korrespondierenden Sprachaufmerksamkeit anders aussehen als in einer Situation, wo keine Sprachregeln „festgeschrieben“ sind. Schon vor diesem Hintergrund dürfte deutlich werden, dass die Sprachkodexforschung keinesfalls an den Rand, sondern ins Zentrum einer wirklichkeitsnahen Sprachwissenschaftskonzeption gehört.

Nun sollte man die Analogie zwischen der Sphäre des Rechts und der Sphäre der Sprache sicher nicht zu weit treiben. Sie kann auch in die Irre führen. Eine Anknüpfung an dieses schriftorientierte Legitimitätsdenken scheint mir aber immer dann vorzuliegen, wenn mit mehr oder weniger großer Geste auf die Einschlägigkeit von Sprachkodifizierungen hingewiesen wird. Dies kann sowohl in der öffentlichen Sprachdiskussion erfolgen als auch in der sprachwissenschaftlichen Forschung. In beiden Fällen sieht man in Kodifizierungen relevante Instanzen unserer Sprachwirklichkeit. Ein erheblicher Unterschied liegt hier allerdings wieder in der Perspektive und dem Deutungshorizont: Nicht-Sprachwissenschaftler beziehen sich bekanntlich oft affirmativ auf die (angeblichen, zeitlos „gültigen“) Kodifizierungen, etwa in den Duden-Publikationen. Für Sprachwissenschaftler sind die Kodifizierungen dagegen eher gegebene, oft nicht besonders relevante Instanzen der Standardisierung, deren präskriptive Kraft von Fall zu Fall relativiert und kritisiert werden muss. Für beide gilt: Wer Sprachkodifizierungen in den Blick nimmt, sollte auch im Detail darüber Rechenschaft ablegen können, von welchem Kodex-Begriff er ausgeht und welche Gehalte damit verbunden sind. Gefragt ist also eine Präzisierung von *Sprachkodex*, die durch eine realistische Sicht auf unsere Sprachwirklichkeit gestützt wird. Vor diesem Hintergrund schlage ich die folgende Definition vor:

Zum **Sprachkodex** einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden. Der Sprachkodex kann sich auf unterschiedliche Ebenen und Instanzen der Sprache beziehen: Aussprache, Schreibung, Grammatik (Wort- und Wortformenbildung, Syntax), Lexik, Semantik, Pragmatik.

Mit dieser Definition knüpfe ich an den üblichen Gebrauch dieses Terminus in der Sprachwissenschaft und seine fachlexikografische Beschreibung an. Einiges sei freilich ausdrücklich erläutert und zugespitzt: Nach meiner Definition kann man davon ausgehen, dass ein Sprachkodex in der Regel nicht aus einer einzigen Schrift, sondern aus mehreren, ggf. (sehr) vielen Texten besteht. Das richtet sich auch gegen die häufig zu beobachtende Unterstellung, dass letztlich nur eine bestimmte Schrift als Kodex zu begreifen ist. Was für die Orthographie in bestimmten historischen Situationen noch eine gewisse Plausibilität haben mag, nämlich die Identifikation eines Kodex mit einem einzigen rechtsförmigen Text, das ist auf den anderen Sprachebenen und je nach historischer Situation eine suggestive Annahme, die wenig mit der Sprachrealität zu tun hat. Denn Grammatik und Lexik, Textstrukturen und Sprechaktvollzug wurden für die deutsche Sprache bekanntlich noch nie „staatlich geregelt“. Es gibt keine Bibel der Grammatik

oder der Syntax, so wie es – wenigstens in einer bestimmten Sicht – eine Bibel der Rechtschreibung gibt.

In den meisten Fällen besteht der Kodex also aus einer Reihe von Schriften, die von der Sprachgemeinschaft in Normfragen von Fall zu Fall als Normautoritäten wahrgenommen und konsultiert werden. Letzteres richtet sich vor allem dagegen, tendenziell jede – auch jede wissenschaftliche – Sprachbeschreibung als Kodifikation zu verstehen. Für die Aufnahme in den Kodex sind nämlich die faktische Reichweite und der tatsächliche Gebrauch innerhalb einer Sprachgemeinschaft von entscheidender Bedeutung. Es muss also Hinweise darauf geben, dass eine bestimmte, der Sprache gewidmete Schrift in orientierender Absicht von vielen Menschen benutzt wird. Das geschieht wahrscheinlich oft in sprachlichen Zweifelsfällen (dazu näher Klein 2003, 2006, 2009, 2011).

Natürlich ist es nicht einfach, die breite Nutzung einer Schrift tatsächlich nachzuweisen. Wie so oft stellen sich in der Folge von Definitionen gravierende empirisch-methodologische Probleme. Sie können sicher nicht immer definitiv gelöst werden, vor allem nicht für die (fernere) Vergangenheit. Deshalb sei hier nur angedeutet, dass man an dieser Stelle etwa auf die wiederholte Auflage von Büchern und ihre Resonanz in der öffentlichen Diskussion verweisen kann, wenn man die Zusammenstellung des Kodex erwägt. Bestimmte Publikationen gehören im Buchhandel faktisch zu den Bestsellern. Ihre Autoren tauchen in der medialen Sprachdiskussion immer wieder auf. Für linguistische Fachpublikationen i.e.S. dürfte eine solche Konstellation in der Regel nicht vorliegen. Die meisten Grammatiken des Deutschen sind zwar beeindruckende Bücher, werden aber – das lässt sich ohne weitere Untersuchung feststellen – weder von linguistischen Laien noch in der öffentlichen Sprachdiskussion wahrgenommen. Sie gehören daher nicht zum Kodex.

Angesichts dieser Problematik kommt schon eine erste, durchaus zentrale Aufgabe der Sprachkodexforschung in Sichtweite: Welche Texte gehören überhaupt zu einem gegebenen Zeitpunkt zum Sprachkodex? Jede Antwort auf diese Frage steht unter dem Druck, das definitorische Merkmal der ‚breiten Resonanz in einer Sprachgemeinschaft‘ so gut wie nach den jeweiligen Rahmenbedingungen eben möglich empirisch aufzugreifen und einzulösen. Bei manchen Schriften wird es dann vermutlich offen bleiben, ob sie tatsächlich zum zeitgenössischen Sprachkodex gerechnet werden können oder nicht. Bei anderen hingegen dürfte eine Zuordnung auf der Basis der obigen Definition einigermaßen unumstritten sein.

Angesichts des Umstands, dass oben genannte Definition potenziell recht viele Texte zum Kodex einer Sprache rechnet, möchte ich darüber hinaus noch eine Subklassifizierung innerhalb der Kodexschriften vorschlagen. Definitorisch sei daher der Kernkodex vom Parakodex unterschieden:

Zum **Kernkodex** einer Sprache gehören alle Kodextexte, die primär für formelle Gebrauchssituationen (z.B. Schule, Verwaltung) verfügt werden und die direkt oder indirekt offiziell (ggf. „staatlich“) legitimiert sein können, z.B. „Amtliche Regelung“ der deutschen Orthographie, Schulgrammatiken (inkl. Lehrplänen). Zum **Parakodex** gehören alle Kodextexte, die nicht Bestandteil des Kernkodex sind.

Die Differenzierung zwischen Kern- und Parakodex wirft hauptsächlich auf der Seite des Parakodex die Frage auf, welche Schriften dort involviert sein könnten. Der Kernkodex steht demgegenüber dem traditionellen Sprachkodexbegriff sehr nahe. Er wird daher relativ unproblematisch sein. Illustrierend möchte ich daher feststellen, dass zum Parakodex der (späten) neu-hochdeutschen Grammatik beispielsweise die folgenden Orientierungswerke aus der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehören sollten:

Sanders, Daniel (1872): Kurzgefasstes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Berlin.

Brasch, Martin Wilhelm (1874): Die deutsche Grammatik und ihre Schwierigkeiten. Stuttgart.

Grube, August W. (1876): Streiflichter auf die Wandlungen und Schwankungen im neu-hochdeutschen Sprachgebrauch. Leipzig.

Lehmann, August (1877): Sprachliche Sünden der Gegenwart. Braunschweig.

Keller, Karl Gottlieb (1879): Deutscher Antibarbarus. Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache. Stuttgart.

Andresen, Karl Gustav (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Heilbronn.

Bruns, Wilhelm (1880): Ratgeber in den Schwierigkeiten der deutschen Sprache. Düsseldorf.

Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Leipzig.

Matthias, Theodor (1892): Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig.

Bennewitz, Alexander (1898): Die Schwierigkeiten unserer Muttersprache. Übersichtliche Zusammenstellung der zweifelhaften Fälle im mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauche, mit besonderer Berücksichtigung der kaufmännischen Sprache. Leipzig.

Engel, Eduard (1922): Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig. Leipzig.

Schneider, Karl (1931): Was ist Gutes Deutsch? Ein Führer durch die Schwierigkeiten und Zweifelsfälle des heutigen deutschen Sprachgebrauchs. 2., verm. Aufl. München.

Für alle diese Schriften lässt sich annehmen, dass sie keine fachlinguistischen Spezialpublikationen darstellen. Sie waren oft zur Orientierung in sprachlichen Zweifelsfällen („Normierung“) an die sprachinteressierte Öffentlichkeit gerichtet und wurden – das kann man zumindest mittelbar aus den oft zahlreichen Auflagen schließen – auch rege rezipiert. Für die Gegenwart wären auf dieser Linie etwa die einschlägigen Publikationen von W. Schneider, E. Ch. Hirsch und B. Sick zum Parakodex zu rechnen.

Was die Unterscheidung von Kern- und Parakodex angeht, so sei abschließend festgehalten, dass sie zwar einen dichotomen Eindruck erweckt, faktisch aber auch mit Skalen und Übergangszonen kalkuliert werden muss. Manche Schriften werden die Definitionskriterien für den Kern- oder den Parakodex vielleicht nur in Teilen erfüllen. Andere dagegen können ohne große Diskussion dem einen oder anderen Kodexteil zugeordnet werden. Es ist also mit mehr oder weniger typischen Instanzen des Kern- bzw. Parakodex zu rechnen. Dazu kommen, genauso wie bei der vorgelagerten Kodex-Definition, die üblichen empirischen Unwägbarkeiten. Nicht immer lassen sich aufgrund des historischen Kontexts die Definitionskriterien erschöpfend überprüfen. Auch hier gilt also, dass mit einer Begriffsbestimmung wieder empirische Probleme aufgeworfen werden, die nicht überall gelöst werden können. Durch empirische Defizite wird freilich der Sinn und Zweck einer gegebenen Definition nicht grundsätzlich geschmälert.

3. Sprachkodexforschung: eine Skizze

Mit den obigen Klärungen wurde der primäre Gegenstand der Sprachkodexforschung definiert: Es handelt sich um eine Reihe von Texten (= Sprachkodex), die für das kommunikative Orientierungsbewusstsein einer Sprachgemeinschaft eine maßgebliche Rolle spielen. Im Sprachkodex manifestiert sich der institutionell gefestigte Teil des kollektiven Sprachbewusstseins einer Zeit. Es wird in schriftlich-formalen Texten mit konstitutiv metasprachlichem Charakter greifbar, insbesondere insofern Sprache mit Wertungen und sozialsymbolischen Gehalten aufgeladen wird. Was schriftlich kodifiziert wurde, ist bis zu einem gewissen Grad auch in den Köpfen der Sprecher präsent. Man kann darüber hinaus ohne große Spekulation annehmen, dass der Sprachkodex nicht nur metasprachlich, sondern auch objektsprachlich relevant ist. Er wird den realen Sprachgebrauch entweder in Teilen spiegeln oder als präskriptive Folie anleiten. An welchen Punkten genau und in welchem Ausmaß es zu einer solchen Wirkung gekommen ist, kann als eine der Hauptaufgaben der Sprachkodexforschung verstanden werden.

Aufbauend auf obigen Vorklärungen sollen nun einige Forschungshorizonte der Sprachkodexforschung vorgestellt werden. Wenn ermittelt wurde, welche Texte zum Kodex einer Zeit gehören, können diese Schrif-

ten nämlich unter verschiedenen Aspekten näher analysiert werden. Den Forschungsentwurf, der sich daraus ergibt, möchte ich zugleich mit Hinweisen auf bisherige Arbeiten zur Kodifizierungsproblematik verbinden. Es soll zumindest angedeutet werden, in welchen Problemkonstellationen der Sprachkodex des Deutschen bisher bereits in den Blick der linguistischen Forschung geraten ist.

Generell lässt sich festhalten, dass die Kodifizierung des Deutschen bisher meistens nur am Rande anders akzentuierter Arbeiten berührt wurde.¹ Die Thematisierung von Kodizes war meistens ein Randphänomen. Insbesondere als heuristische Mittel für Arbeiten zu gegenwärtigen oder historischen Sprachformen kamen sie gelegentlich in den Blick (z.B. Voeste 1999, Kap. 3; Dovalil 2006, bes. Kap. 3; Elspaß 2005; Hennig (Hg.) 2009). Ähnliches gilt für die mehr oder weniger implizite Thematisierung von Kodifizierungen, wenn sprachbezogene Nachschlagewerke im Beratungskontext eine Rolle spielen (z.B. Riegel 2007). Je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto mehr können wissenschaftshistorische Arbeiten – zumindest in Teilen – auch als Beiträge zur historischen Sprachkodexforschung gelten (z.B. Hundt 2000). Der Kodifizierung an und für sich waren hingegen bisher nur wenige Projekte gewidmet. In der Sprachkodexforschung wird die Kodifizierung einer Sprache nämlich in den Mittelpunkt gestellt, nicht am Rande mitbehandelt oder zum Ausgangspunkt von Untersuchungen mit anderer Stoßrichtung gemacht.

Ferner gilt, dass kodexbezogen, wenn überhaupt, vor allem die Aussprache (z.B. Hollmach 2007; Ehrlich 2008) und die Schreibung (z.B. Höchli 1981; Schläefer 1980, 1981; Schmidt-Wilpert/Lappé 1981; Stanze 1994; Takada 1997; Takahashi 1996) behandelt wurden. In beiden Fällen scheinen Normkodifizierungen offensichtlich besonders relevant zu sein. Darüber hinaus wurden – oft unter ganz anderen Vorzeichen – Kodifizierungen stil- bzw. rhetorikorientiert, also letztlich in pragmatischer Perspektive thematisiert (z.B. Antos 1995; Bremerich-Vos 1991). Relativ selten kommt es vor, dass Autoren, die als Verfasser oder Überarbeiter bei maßgeblichen Kodifizierungen mitgewirkt haben, ausführlich über ihre Arbeit berichten und die Grundsätze ihrer Entscheidungen erläutern (z.B. Eisenberg 2007; Scholze-Stubenrecht 1995, 2002).

Ganz allgemein können die im Weiteren zu erläuternden Dimensionen der Sprachkodexforschung wie folgt veranschaulicht werden:

¹ Zum Vergleich ließe sich die anglistische Sprachwissenschaft heranziehen, in der Arbeiten, die explizit den Kodex bzw. präskriptive Diskurse thematisieren, etablierter sind als in der Sprachwissenschaft des Deutschen, vgl. nur zuletzt Schröder/Busse/Schneider (2012), Anderwald (2011, 2012).

Abb. 1: Dimensionen der Sprachkodexforschung

Bei der Frage nach der *historischen Einbettung* (1.) geht es darum zu klären, in welchen Beziehungen die Kodex-Texte zu übergreifenden realgeschichtlichen Tatsachen stehen. Das kann – je nach historischem Rahmen – herrschaftsgeschichtlich, politikgeschichtlich, sozialgeschichtlich, kulturgeschichtlich, bildungsgeschichtlich oder mentalitätsgeschichtlich fokussiert werden. Hier ist etwa daran zu denken, dass die Häufung sprachkodifizierender Schriften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sicher vor dem Hintergrund der Entstehung des deutschen Nationalstaats zu sehen ist. Die Kodifizierung des Deutschen war ein Bestandteil in der Herausbildung eines modernen Staatsbewusstseins. In anderen Konstellationen kann die Kodifizierung z.B. im Rahmen der Erstverschriftlichung einer Sprache oder in der Abwehr von existenzbedrohenden zentrifugalen Kräften eine Rolle spielen.

Was die *Verfasser* (2.) der Kodex-Texte angeht, so lässt sich z.B. die Frage stellen, welchen Status die Beschäftigung mit Sprache in ihrem Leben spielt. Handelt es sich etwa um Menschen, deren Existenz im weitesten Sinne mit professioneller Sprachbeherrschung verbunden ist, z.B. bei Journalisten, Schriftstellern, Bibliothekaren, Sekretären? Gibt es didaktische Komponenten, z.B. bei einer Anstellung an Schulen, Universitäten oder anderen Bildungsinstitutionen wie Museen oder Bibliotheken? Wie sieht es mit der Nähe oder Distanz der Textautoren zur Sprachwissenschaft der Zeit aus? Oder haben sich vielleicht interessierte, sprachbegeisterte Laien aus mehr oder weniger unerfindlichen Gründen an der Kodifizierung von Sprache beteiligt? Zudem wird es hier wichtig sein, nach den übergeordneten *Motiven* zu fragen, die die jeweiligen Verfasser zur Abfassung der Kodex-Texte inspiriert haben. Das Motiv-Spektrum ist weit. Im Bewusstsein der Akteure

kann Dienst an der Sprache, der Sprachgemeinschaft relevant sein, aber auch eine eher abstrakte Orientierung an Verständigungssicherung und Vereinheitlichungslust, bis hin zur sozialsymbolischen Existenzsicherung, buchhändlerischen Geschäftigkeit und purer Besserwisserei. Möglicherweise sind Wustmann und Engel, zwei Autoren einschlägiger Schriften des neuhochdeutschen Parakodex (Meyer 1993; Sauter 2000), gute Beispiele dafür, welche Dinge zusammenfließen müssen, um einer bestimmten Form von Kodifizierung ein relativ großes gesellschaftliches Echo zu verschaffen.

Die *Verbreitung* (3.) des Kodex möchte ich hier zusammen mit den *Rezipienten* (4.) und den einschlägigen *Rezeptionssituationen* thematisieren. Für die Einschätzung der Wirkungsmächtigkeit eines Sprachkodex ist es zweckdienlich, danach zu fragen, wie die präskriptiven Kodexinhalte überhaupt verbreitet werden und wer sie in welchen typischen Rezeptionssituationen zur Kenntnis nimmt und womöglich sprachlich realisiert. Es geht also um den möglichen Erfolg von Kodifizierungen. Auch wenn sich hier in historischer Sicht sicherlich nicht alle Fragen klären lassen, so muss man doch davon ausgehen, dass die Forschung an diesem Punkt noch ein weites unbeackertes Feld vor sich hat. Es mag etwa genauer erhoben werden, wie Kodexinhalte im Schulunterricht (z.B. Davies 2000; Dovalil 2011; Schneider 2011) und im öffentlichen Sprachdiskurs verbreitet werden. Oft, aber nicht immer ist damit zu rechnen, dass es primär um Sprachproduktionssituationen geht, in denen die (deutsche) Sprache geschrieben (und dann gelesen) wird. Rezeptionsanalytisch ist es wichtig zu ermitteln, ob es bestimmte gesellschaftliche Gruppen gibt, die die Kodexinhalte stärker als andere Gruppen zur Kenntnis nehmen. Mit einer nachdrücklicheren Rezeption könnten sodann besondere (soziale, kulturelle, individuelle) Vorteile verbunden sein. Der Charakter dieser Vorteile kann mindestens auf zwei Ebenen identifiziert werden: einerseits real, etwa im Sinne von konkreten sozio-kulturellen Vergünstigungen (z.B. Zugang zu bestimmten Berufen), oder aber imaginiert, also lediglich individuell-antizipatorisch im einzelnen Sprecherbewusstsein, das auf spätere Vorteile hofft, wenn es den Kodifizierungsgehalten folgt.

Bei der Thematisierung der *Normgehalte* (5.) befinden wir uns im sachlichen Zentrum der Sprachkodexforschung. Denn hier müssen im Detail die jeweiligen sprachlichen Einheiten identifiziert werden, auf die sich die Kodifizierung richtet. Das können – um nur ganz wenige Beispiele zu nennen – konkrete Probleme der Getrennt-Zusammen-Schreibung (Graphematik), der Fremdwortaussprache (Phonetik), der Verbformenbildung (Flexionsmorphologie), der Wortstellung (Syntax), der Nutzung bestimmter Verbbedeutungen (Wortsemantik), des Textaufbaus (Textlinguistik) oder des Gebrauchs von Anredeformen (Pragmatik) sein. Von besonderer Bedeutung ist hier die Frage danach, ob und, wenn ja, auf welche Art und Weise die in jeder Sprache gegebene Variantenvielfalt in den Blick gerät und ggf. mit

Wertungen zu einzelnen Varianten verbunden wird. Die erste, allem anderen vorgelagerte Frage bezieht sich insofern darauf, ob die Kodifizierer überhaupt Variation wahrnehmen und, wenn ja, welche.

In diesem Zusammenhang möchte ich den Begriff der Variantenaufmerksamkeit prägen. Darunter soll das Ob, das Wie sowie das Ausmaß der Beschäftigung mit sprachlichen Varianten verstanden werden: Welche Varianten geraten überhaupt aus welchem Anlass in den Blick der Kodifizierer? Was wird demgegenüber als stabil und einheitlich gesehen und daher kaum, nicht selten: gar nicht thematisiert? Es ist ja keineswegs so, dass die Bewusstwerdung sprachlicher Varianten einen naturwüchsigen Vorgang darstellt. Vielmehr sollte man in der Thematisierung von Varianten einen metasprachlichen, oft sozial aufgeladenen Konstruktionsprozess sehen, der in verschiedenen Stufen abläuft: Zunächst muss man sprachliche Varianten als solche überhaupt erst einmal wahrnehmen und darüber hinaus als erörterungswürdig ansehen. Dann folgt – auch in der nicht-sprachwissenschaftlichen Sicht – in der Regel die Frage danach, was den Gebrauch der einzelnen Varianten steuert, durch welche Faktoren die Existenz der Varianten also bedingt sein könnte. Aus der Perspektive der Sprachproduktion des Individuums handelt es sich hier also um konditionierte Zweifelsfälle: Die diatopisch, diaphasisch und diastratisch gesteuerten Variationen mögen dabei noch relativ einfach greifbar sein. Für viele Sprecher gehört es vermutlich zur lebensweltlichen Grunderfahrung, dass sich die deutsche Sprache verändert, wenn man auf Reisen unterwegs ist oder in unterschiedlichen Gesprächssituationen oder Gruppenkonstellationen kommuniziert. Schwieriger zu erfassen sind semantische, syntaktische und morphologische Regularitäten bei der Nutzung von Varianten. Ein besonderes Problempotenzial bieten zuletzt diejenigen sprachlichen Varianten, bei denen die Steuerungsfaktoren (noch) gar nicht oder nur dunkel und einigermaßen spekulativ sichtbar werden. In einem solchen Fall stehen die Varianten einfach im Raum, und man kommt bei der Frage, welche Variante man nutzen sollte, nicht so recht weiter: Es handelt sich um echte Zweifelsfälle.²

Erst wenn Varianten wahrgenommen und tatsächlich als solche bewusst werden, sie also als Objekte vergegenständlicht wurden, kann im Einzelfall eine Evaluation der Varianten ins Spiel kommen. Der Variantenaufmerksamkeit folgt die bewertende Variantenselektion; sie ist explizit oder implizit angelegt. Für die Analyse der kodifizierten Normgehalte muss also erhoben werden, welche sprachlichen Einheiten mit welchen Wertungsaspekten präsentiert werden. Schon ein flüchtiger Blick in Kodex-Texte zeigt, dass sich derartige Wertungen längst nicht nur in bipolaren Adjektiven wie *falsch*, *unkorrekt*, *schlecht* versus *richtig*, *korrekt*, *gut* verkörpern. Tatsächlich ist davon

² Zur Unterscheidung von konditionierten und echten (bzw. unkonditionierten) Zweifelsfällen vgl. Klein (2009, S. 150 ff.).

auszugehen, dass die Bewertungen in einem Kodex oft auch graduell formuliert werden: Eine Variante ist *besser, schlechter, korrekter* als eine andere, vielleicht auch *noch möglich, nicht ganz falsch* oder *einigermaßen richtig*. Genauso wie der Sprachgebrauch oft durch Skalen und Graduierbarkeit geprägt ist, sind auch Kodex-Texte nicht immer nur dichotom organisiert. Ferner kann das Bewertungsvokabular ganz unterschiedlich schattiert sein. Neben der eher neutralen grammatischen Richtigkeit bzw. Unrichtigkeit können hier verschiedene Wege der Intensivierung bis hin zur emotionalen Aufladung betreten werden. Insbesondere im Parakodex ist etwa der Reigen abwertender Adjektive groß und bunt. Man denke nur an Wörter des folgenden Typs, die man seit dem 19. Jahrhundert in kodifizierenden Texten finden kann. Eine sprachliche Variante ist dann *abscheulich, blödsinnig, drollig, einfältig, garstig, geschmacklos, krampfhaft, lächerlich, matt, nachlässig, schleppend, tadelnswert, ungerechtfertigt, unschön, zweifelhaft*.

Am Ende dieses Teils der Sprachkodexforschung müsste also jeweils eine lange Liste mit sprachlichen Phänomenen stehen, die im Kodex in irgendeiner Form evaluiert werden: Positiv gesprochen wären die Selektionen zu ermitteln, negativ die Stigmatisierungen (bzw. früher eher „Diskriminierungen“, z.B. Sandig 1973) einzelner sprachlicher Einheiten. Für den Rahmen der jüngeren deutschen Sprachgeschichte ließe sich hier auch unmittelbar an die einschlägige Redeweise von der „Vertikalisierung des Variantenspektrums“ (Reichmann 1988; exemplarisch zur Adjektivflexion Voeste 1999) anknüpfen. Anders gesagt: Die Sprachkodexforschung widmet sich hier der Detail-Rekonstruktion des normativen Sprachbewusstseins, insofern es sich in maßgeblichen metasprachlichen Texten manifestiert und zur Auf- bzw. Abwertung bestimmter sprachlicher Einheiten beiträgt. Was etwa für das Hilfsverb *tun*, den adnominalen Dativ oder das Verhältnis der Diminutionsmorpheme *-lein* und *-chen* schon weitgehend geleistet wurde (Langer 2001; Davies/Langer 2006), müsste auch an vielen anderen Stellen noch in allen Einzelheiten herausgeschält werden.

Dabei sei auch auf den Umstand hingewiesen, dass der Sprachkodex in einer bestimmten Zeit durchaus nicht immer mit einer Zunge sprechen muss. Es ist zwar gut möglich, dass Kern- und Parakodex (bzw. die Kodex-Texte insgesamt) oft in eine Richtung weisen. Daneben ist aber auch damit zu rechnen, dass die Bewertungen des einen Kodex-Texts nicht mit der Bewertung eines anderen übereinstimmen. Wie es im Sprachusus selber Schwankungen gibt, so können auch im Sprachkodex Schwankungen existieren. Auf die maßgebliche Funktionalität des Kodex für die Herausbildung von Standardvarietäten bezogen: In der Regel herrscht sowohl im Usus als auch im Kodex einer Standardsprache ein gewisses Maß an Uneinheitlichkeit. Das sollte bei der oft vorschnell angesetzten „Einheitlichkeit“ der Standardsprache nicht übersehen werden. Von daher ist es auch eine besonders interessante Aufgabe der Sprachkodexforschung herauszufinden, in-

wiefern und an welchen Stellen der Sprachkodex zu einer bestimmten Zeit eher von Homogenität oder von Inhomogenität geprägt ist.

Die Beschäftigung mit den konkreten Normgehalten involviert die systematische Erörterung der jeweiligen *Norm-* bzw. *Variantendiskussion* (6.). Es geht also darum, den diskursiven Charakter der metasprachlichen Thematisierung sprachlicher Variation zu erforschen. Dabei kann sich der Blick auf jede einzelne sprachliche Einheit richten, insbesondere darauf, durch welche Bewertungsaspekte und Diskussionsinhalte die Varianten normativ unterschieden und mit bestimmten Gehalten aufgeladen werden. Auch hier ist das Spektrum der möglichen Befunde groß: Einerseits ist oft damit zu rechnen, dass überhaupt keine explizite Diskussion der Normierungskriterien erfolgt und ein bestimmtes sprachliches Phänomen schlicht als gut (o.ä.) oder schlecht (o.ä.) herausgestellt wird. Andererseits können in einem Kodex-Text auch sehr unterschiedliche Begründungen für die Favorisierung oder Verunglimpfung einzelner sprachlicher Varianten gegeben werden, etwa sprachsystembezogene (z.B. durch Herausstellung von Analogien) (Lühr 1992), kommunikationsorientierte (z.B. durch Thematisierung von „Verständlichkeit“ oder pragmatischer Angemessenheit), sprachhistorische (z.B. durch Bezüge auf angeblich „ursprüngliche“ Sprachzustände) oder sprachlandschaftlich angelegte, personen- bzw. autoritätsbezogene (z.B. „gute Schriftsteller“) oder ästhetische Argumente. In jedem Fall wäre an diesem Punkt anzustreben, die inhaltlichen und formalen Muster der metasprachlichen Normbegründung innerhalb eines Kodex präzise und detailliert zu rekonstruieren und zu interpretieren. Insbesondere die Kodifizierungen des 17. und 18. Jahrhunderts wurden in dieser Dimension schon vergleichsweise genau aufgearbeitet (z.B. Josten 1976; Faulstich-Christ 2008; Lange 2008). Diese frühmoderne Geschichte ist auch deshalb von Bedeutung, weil die Normdiskussionen und Normgehalte des 19. und 20. Jahrhunderts oft auf älteren Vorgaben beruhen. Allerdings tauchen dann im Zuge der historischen Entwicklung Unterschiede in den Normierungsdiskursen auf, die es vorher in dieser Form nicht gegeben hat (z.B. Law 2006).

Vor diesem Hintergrund ließe sich nicht zuletzt danach fragen, wie sich die Kodifizierungsinhalte und -aktivitäten zu den übergreifenden Entwicklungsprozessen einer Sprache verhalten. Zunächst scheint plausibel, dass Kodifizierungen durch ihre bloße Anlage einen konstitutiv konservativen Charakter besitzen. Kodifizierungen präferieren bei der Thematisierung von Varianten gegebenenfalls eher die alte als die neue Variante. Aber ist das immer und unterschiedslos auf allen sprachlichen Ebenen so? Und welche Faktoren können dazu führen, dass auch die neuen Varianten im Kodex akzeptiert werden? Kodizes sind ja ihrerseits nicht völlig stabil, sondern reagieren – wenn auch verzögert – auf Sprachwandelprozesse. Unter welchen Bedingungen? In welchen Formen? Mit welchen Konsequenzen?

Entsprechende Untersuchungsperspektiven lassen sich auch auf die aktuellen Forschungen zu übergreifenden Sprachwandelvorgängen beziehen. Besonders interessant wäre es sicherlich, systematisch der Frage nachzugehen, in welchen Formen und Mustern der Umbau von einer Silbensprache zu einer Wortsprache in den Kodifizierungen begleitet wird.³ Wirken die Kodifizierungen eher entwicklungsunterstützend oder entwicklungshemmend? Wann und unter welchen Bedingungen werden die sich allmählich durchsetzenden Varianten akzeptiert? Dasselbe ließe sich mit Blick auf den älteren Topos des Übergangs von einer synthetisch zu einer analytisch angelegten Sprache fragen. An welchen Punkten präferieren die Kodifizierungen eher alte, synthetische Baumuster, wo neue, analytische Sprachformen? Auch Einzelaspekte der Sprachentwicklung sind für solche Fragerichtungen zugänglich: Welche Positionen beziehen Kodifizierungen etwa gegenüber der Integration von Fremdwörtern in die deutsche Sprache? Wo, wann, mit welcher Nachdrücklichkeit und unter welchen Umständen agieren sie gegen bzw. für die Integration „fremder“ Einheiten ins Deutsche? Derartige Fragen laufen am Ende in einem übergeordneten Problemkomplex zusammen, der – sicher sehr verkürzt – auf die folgende Formel zu bringen ist: Hätte die deutsche Sprache der Gegenwart eine andere Gestalt, wenn es in der Vergangenheit keine oder eine andere Kodifizierung gegeben hätte? Wenn man vorab schon von einer gewissen Wirkungskraft der Kodizes überzeugt ist, ließe sich die Frage auch anders stellen: Welchen Anteil an der historischen Prägung der deutschen Sprache besaßen die diversen Kodifizierungen? Genauer: An welchen Stellen besitzen sie günstige Auswirkungen auf sprachliche Phänomene, die in einem nicht-kodifizierenden Umfeld vermutlich ohne Durchsetzungskraft geblieben wären?

Der letzte Punkt der Sprachkodexforschung, also *Kommentar* und ggf. *Modifikation* (7.), bezieht sich weniger auf den Sprachkodex an und für sich, sondern auf seine öffentliche Relevanz. Denn je nachdem, wie und mit welcher Stoßrichtung in der gesellschaftlichen Diskussion Kodex-Probleme thematisiert werden, ist es nötig, sprachwissenschaftlich Stellung zu beziehen. In einem Sprachkodex können nämlich falsche, schiefe, unklare oder unpassende Dinge kodifiziert sein. Gegebenenfalls sind also im nicht-sprachwissenschaftlichen Raum korrigierende Kommentare zu Kodifizierungen nötig, manchmal selbst Plädoyers für *Modifikationen*. Auch damit eröffnet sich wieder ein weites Feld, dazu nur zwei Illustrationen: In der jüngsten Zeit kann man etwa auf die verschiedenen Beiträge und Kommentare zu den Para-Kodifizierungen von Bastian Sick hinweisen (Maitz/Elspaß 2007; Meinunger 2008; Hundt 2010). Während es sich bei diesen Stellungnahmen um explizite Kodex-Kommentare handelt, können andere Einwürfe auch einen impliziteren Zuschnitt besitzen. Wer beispielsweise angesichts der Ko-

³ Zu dieser Forschungsperspektive vgl. die Beiträge von Nübling, Dammel und Szczepaniak (in diesem Band).

difizierungsproblematik auf dem seit jeher brisanten Feld der Orthographie die Redeweise vom „Charme der Freiheit“ (Eichinger 2011, S. 50) ins Spiel bringt, nimmt mittelbar dazu Stellung, wie der Kodex der gegenwärtigen Standardsprache an bestimmten Stellen beschaffen sein sollte. Dieser letzte Punkt der Sprachkodexforschung lässt sich am Ende auf eine einfache Formel bringen: Die Sprachwissenschaft nimmt hier ihre gesellschaftliche Verantwortung wahr und beteiligt sich – zumindest kommentierend – an dem Projekt der angemessenen und wissenschaftlich haltbaren Kodifizierung einer Sprache.

4. Einige Schlaglichter zum neuhochdeutschen Grammatik-Kodex seit dem 19. Jahrhundert

In den obigen Kapiteln wurde eher theoretisch und programmatisch zum Problem des Sprachkodex Stellung genommen. Zum Abschluss möchte ich dagegen einige Bemerkungen dem neuhochdeutschen Sprachkodex im besonderen widmen. Ausgehend von heute lässt sich zunächst eine zentrale Schrift des gegenwärtigen Kern-Kodex etwas näher beleuchten. Ich meine die Duden-Grammatik, die die Fortsetzung der Grammatik von Friedrich Bauer (1812–1874) darstellt. Letztere erschien bereits im 19. Jahrhundert in vielen Auflagen. Sie sprechen für eine große Verbreitung des Buchs. Exemplarisch können drei unterschiedliche Auflagen herangezogen werden, nämlich die aus den Jahren 1850, 1871 (13. Aufl.) und 1912 (27. Aufl., Bearb. Konrad Duden). Wie sah in diesen Kodex-Texten die Variantenaufmerksamkeit aus? Welche Varianten gerieten in den Blick des Kodifizierers? Die Antworten auf diese Frage stehen in der Tabelle 1. Sie verzeichnet (mit Kreuz), welche Variantenpaare im jeweiligen Text aufgegriffen wurden und welche nicht (kein Kreuz):

Bauer-Duden-Tradition				
Grammatisches Phänomen	Beispiel	1850	1870	1912
Substantivflexion: Genitiv-s	<i>Tages/Tags</i>		x (§ 29)	x (S. 28)
Substantiv: s-Plural	<i>Jungen/Jungens</i>		x (§ 28)	x (S. 28)
Substantiv: Plural	<i>Gastmable/Gastmäbler</i>		x (§ 31)	x (S. 27)
NP: Maßangaben	<i>zwei Flaschen süßer/-n Wein/-s</i>			x (S. 37 f)

Bauer-Duden-Tradition				
Grammatisches Phänomen	Beispiel	1850	1870	1912
Eigennamen: Genitiv	<i>Klaus'/Klausens</i>		x (S. 34)	x (S. 35)
Verb: 2. Pers. Sg./Pl.	<i>traget/ tragt</i>	x (§ 57)	x (§ 58)	x (S. 61)
Verb: Partizip II	<i>singen hören/ singen gehört</i>		x (§ 66)	x (S. 70)
Verb: Konjunktiv II	<i>stände/ stünde</i>		x (§ 62)	x (S. 66)
Verb: Perfekt: <i>sein</i> oder <i>haben</i>	<i>ich bin gesessen/ ich habe gesessen</i>	x (§ 56)	x (§ 56)	x (S. 58)
Adjektiv auf -el/-er/-en: Flexionsformen	<i>edlen/ edeln</i>		x (§ 40)	x (S. 39)
Adjektiv in NP: Genitiv	<i>gutes Mutes/ guten Mutes</i>	x (§ 38)	x (§ 38)	x (S. 40, 140)
Adjektiv in NP Flexion: Spezialfälle	<i>liebe Freunde/ lieben Freunde (Anrede)</i>	x (§ 112)	x (§ 112)	x (S. 141)
Adjektiv: gereiht	<i>nach langem schwerem Leiden/ nach langem schweren Leiden</i>	x (§ 37)	x (§ 112)	x (S. 142)
Präpositionen: Rektion	<i>trotz des/ trotz dem</i>	x (§ 79)	x (§ 79)	x (S. 83)
Pronomen auf -er: Flexionsformen	<i>unserem/ unsrem/ unserm</i>		x (§ 40)	x (S. 44)

Tab. 1: Grammatische Varianten in der Bauer-Duden-Tradition

Die obige Übersicht lässt sich fürs Erste wie folgt interpretieren: Zunächst ist auffällig, dass bereits im 19. Jahrhundert phänomenologisch genau diejenigen Varianten auftauchen, die noch in der grammatischen Varianten-aufmerksamkeit der Gegenwart auftauchen. Als Beleg möchte ich diesbezüglich nur auf die einschlägigen Artikel des gegenwärtigen Kern-Kodex verweisen, vor allem auf den so genannten Zweifelsfälle-Duden und das entsprechende Gegenstück aus dem Wahrig-Verlag (Duden 2011; Wahrig 2009). Schon im 19. Jahrhundert finden wir diejenigen Zweifelsfälle, die auch heute noch, z.T. allerdings mit anderen lexikalischen Belegungen, das grammatische Problemfeld dominieren. Die Schlussfolgerungen, die sich daraus ziehen lassen, sind wohl zweideutig. Denn zum einen könnte man

daraus ableiten, dass die neuhochdeutsche Variantenaufmerksamkeit recht stabil ist. Die neuhochdeutsche Sprache drängt die Sprecher sozusagen an denselben Systemstellen zur metasprachlichen Aufmerksamkeit, weil sie typologisch weitgehend von denselben Brüchen und Klippen beherrscht ist. Die Folge ist: Das normative Problempotenzial hat sich in den letzten 150 Jahren kaum geändert. Andererseits sprechen diese Befunde aber vielleicht nur dafür, dass die gegenwärtigen Kodifizierungen lediglich Fortschreibungen der älteren Texte darstellen. Etwas anders gewendet: Was einmal in das metasprachliche Bewusstsein der Kodifizierer gerät und damit auch das Sprecherbewusstsein formt, tendiert zur Versteinerung. Eine Kodifizierung zieht, so sieht es aus, viele andere, die dann ähnlich gelagert sind, nach sich. Insgesamt verbreitert und verstetigt sich eine einmal in Gang gesetzte Kodifizierungsaktivität. Diese Auslegung wird auch dadurch gestützt, dass die Kodex-Tradition offensichtlich mit einer geringen Variantenaufmerksamkeit einsetzt – viele Variantenpaare tauchen in der 1850er Auflage gar nicht auf –, dann aber 1870 und 1912 recht schnell größere Ausmaße annimmt. Angesichts des anscheinend konstitutiv konservativen Gepräges der Kodifizierung erhebt sich umso mehr die Frage, an welchen Stellen und unter welchen Bedingungen es zu nachhaltigen Änderungen der Normgehalte im Kodex kommt. Im weiteren wäre darüber hinaus zu erheben, ob und, wenn ja, in welchen Formen es bei diesen Varianten zu Selektions- und Evaluationsprozessen gekommen ist.

Dieses noch recht bruchstückhafte und impressionistische Bild der Bauer-Duden-Tradition lässt sich mit vorläufigen Befunden aus einer Untersuchung zur Kodifizierung der deutschen Sprache in Schulgrammatiken des 19. und 20. Jahrhunderts kontrastieren.⁴ Nach der systematischen, statistisch gestützten Detail-Analyse von 40 Schulgrammatiken zeichnet sich folgendes Bild ab: Zunächst ist festzustellen, dass sprachliche Varianz in den Schulgrammatiken seit Beginn des 19. Jahrhunderts in der einen oder anderen Form thematisiert wird. Es ist also nicht so, dass die Autoren der Schulgrammatiken der sprachlichen Varianz aus dem Wege gegangen wären. Sie waren keine varietätenlinguistischen Ignoranten. Fragt man nach möglichen Verschiebungen im Laufe des Jahrhunderts, so ergibt sich der Befund, dass der Umfang der aufgegriffenen Varianz zum Ende des Jahrhunderts deutlich abnimmt – ein Ergebnis, das eher im Widerspruch zu dem oben angesprochenen Verlaufsmuster in der Bauer-Duden-Tradition steht, wo die Thematisierung der Varianz eher zunimmt. Seit den 1890er Jahren wird in den Schulgrammatiken gut ein Drittel weniger Varianz aufgenommen als

⁴ Im Folgenden beziehe ich mich auf die ersten, vorläufigen Resultate einer Dissertation, die Dominik Banhold derzeit an der Universität Würzburg unter dem Arbeitstitel „Sprachnorm, Sprachbewertung, Sprachlehre. Zum Umgang mit flexionsmorphologischer Varianz in deutschen Schulgrammatiken (1800–1939)“ erhoben hat. Ich danke dem Autor für die Erlaubnis, diese Ergebnisse hier zu referieren.

zuvor. Dem korrespondiert freilich eine nicht zu übersehende deskriptive Komponente. Denn insgesamt werden in knapp 50% der Fälle die entsprechenden Varianten als gleichwertig dargestellt, ohne dass in irgendeiner Form Markierungen, seien es Bewertungen oder Angaben zum Gebrauchskontext, vorlägen. Anders gesagt: bei vielen Variantenthematisierungen greift in den Schulgrammatiken keine (!) Variantenselektion, da die Existenz der Varianten nur konstatiert und keine der Varianten normativ präferiert wird. Nicht immer ist also eine der Varianten „fehlerhaft“. In der zweiten Hälfte und besonders zum Ende des 19. Jahrhunderts nehmen darüber hinaus Angaben zum Gebrauchskontext der Varianten deutlich zu. Man könnte also von der Zunahme pragmatischer Relativierungen und Konditionierungen sprechen. Gleichzeitig verringert sich die Anzahl normativer Stellungnahmen in Form von vertikalisierenden Bewertungen. Insgesamt überwiegen freilich die neutralen Zugriffe und Angaben zum Gebrauchskontext vor vertikalisierend-selektiven Bewertungen.

Diese Befunde und Interpretationen zum neuhochdeutschen Sprachkodex müssen selbstverständlich weiter und genauer ergänzt werden. Dazu sind andere Untersuchungen zum neuhochdeutschen Kern- und Parakodex vonnöten, in denen sämtliche Systemebenen und Gebrauchsformen des Deutschen in allen relevanten Details und in größeren Zusammenhängen zu beleuchten sind. In diesem Kontext sei am Ende auf eine elektronische Unterstützung für entsprechende Forschungen hingewiesen. Im Würzburger ZweiDat-Projekt werden zentrale Texte des neuhochdeutschen Sprachkodex systematisch aufgearbeitet und online verfügbar gemacht (www.zweidat.germanistik.uni-wuerzburg.de). Mit der Hilfe dieser Datenbank können die Kodex-Texte schnell und perspektivreich nach verschiedenen Kriterien durchsucht werden. Dazu stehen etwa Suchroutinen zur Verfügung, die sich auf die einschlägigen grammatischen Phänomene und Beispielwörter beziehen. So lassen sich z.B. schnell diejenigen Kodex-Passagen einsehen, die dem Pro und Kontra des Dativ-*e* gewidmet sind. Darüber hinaus ist auch eine Recherche zu den jeweiligen Normdiskussionen möglich. So lässt sich etwa rasch ermitteln, in welchen Kodex-Abschnitten auf den Sprachgebrauch von Adelung, Schiller oder Fontane referiert wurde. Dadurch werden Detailerhebungen zum neuhochdeutschen Kodex möglich. Auf Goethe etwa bezog man sich nicht nur als sprachliches Vorbild, sondern auch als abschreckendes Beispiel.⁵ Die klassischen Schriftsteller verkörperten also keine sakrosankten Ideale.

⁵ Vgl. z.B. bei der Diskussion der relativischen Anschlüsse *das* vs. *was*: „Daß aber *was* auch noch darüber hinaus auch auf sächliche Hauptwörter bezogen wird, kann als gänzlich seiner Bedeutung widersprechend dadurch nicht schriftgemäß werden, daß man dies gedankenlos immer häufiger mitmacht, wie es denn auch Goethe und später G. Freytag hierin wiederholt versehen haben [...]. Also sage niemand mit Goethe: *das Büchlein, was*, sondern *das* [...].“ (Matthias 1892, § 100).

Vergleichbares gilt für den Bezug auf diatopische Instanzen (Sprachgebrauch in Berlin, Frankfurt, Norddeutschland, Österreich usw.), diastratische, mediale und funktionale Bezugspunkte (Sprachgebrauch der Gebildeten, der Ungelehrten, des Volks, der Schrifttexte, der Zeitungen, der Dichter, der Kanzleien, der Geschäftsleute usw.) und diachrone Befunde (Sprache im Mittelalter, im 16., 17. oder 18. Jahrhundert usw.).

5. Fazit

In diesem Text habe ich dafür plädiert, die Erforschung von Sprachkodifizierungen stärker als bisher ins Zentrum der Sprachwissenschaft zu rücken. Diesem Ziel diene zunächst eine Definition des Terminus Sprachkodex: Seine Reichweite bezieht sich einerseits auf Texte, die auch in der Vergangenheit schon in den Blick genommen wurden (= Kernkodex). Darüber hinaus wurden hier aber auch andere, bisher kaum systematisch erfasste Texte als kodifizierende Instanzen gesehen (= Parakodex). Auf dieser Basis ergaben sich einige Perspektiven der Sprachkodexforschung, die mit Beispielen aus der Erforschung des neuhochdeutschen Sprachkodex illustriert wurden. Insgesamt sollte deutlich geworden sein, dass die Ideen zur Sprachkodexforschung selbstverständlich nicht völlig neu sind, sondern ältere Forschungen aufgreifen und weiterführen. Die innovative Komponente dürfte vor allem darin liegen, Sprachkodifizierungen nicht am Rande anders akzentuierter Untersuchungen flankierend mit zu behandeln, sondern in den Mittelpunkt zu stellen und systematisch mit übergreifenden sprachwissenschaftlichen Fragestellungen zu verbinden.

Im Lichte dieser Ausführungen lässt sich dann auch die Frage aus der Überschrift dieses Texts aufnehmen: Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen? Ja, natürlich gibt es einen Kodex der neuhochdeutschen Sprache. Er zerfällt aber mindestens in zwei große Teile, nämlich den Kern- und den Parakodex. In beiden Fällen handelt es sich jeweils um ein Konglomerat von kodifizierenden Texten. Der Sprachkodex ist letztlich unübersichtlicher und vielgestaltiger, als es bisher oft angenommen wurde, wenn mit einem quasi-juristischen Kodex-Begriff gearbeitet wurde. Die verschiedenen Kodex-Texte weisen vermutlich oft in dieselbe Richtung, können aber auch von Inhomogenitäten und Wandelprozessen geprägt sein. Diese Verhältnisse zu entwirren, die Resonanz des Kodex in der Sprach- und Gesellschaftsentwicklung genau zu eruieren und am Ende für einen sachhaltigen, angemessenen Sprachkodex zu sorgen, ist Aufgabe der Sprachkodexforschung.

Für die Suggestionen, die im öffentlichen Diskurs über den angeblichen deutschen Sprachverfall verkündet werden, könnte aus der forcierten Forschung am Ende eine ebenso substanzielle wie facettenreiche Antwort auf

eine einfache Frage resultieren: Ist es wirklich so, dass wir heute den (kodifizierten!) Sprachregeln nicht mehr folgen und die deutsche Sprache daher auf dem absteigenden Ast ist? Ohne den zukünftigen Untersuchungen zu sehr vorgreifen zu wollen, möchte ich auf diese Frage eine hypothetische Antwort wagen: Nein, so ist es nicht; in den allermeisten Fällen folgen wir weiterhin den Sprachregeln. Und wenn die deutsche Sprachgemeinschaft doch einmal auf breiter Front eine Regel brechen sollte, so ist die Kodifizierung zu modifizieren – und der Einklang zwischen Sprachgebrauch und Sprachregel ist wiederhergestellt. Man folgt eben neuen Regeln. Kurzum: Ein Sprachverfall durch Regelbruch findet nicht statt.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1986): Explikation der Begriffe Standardvarietät und Standardsprache auf normtheoretischer Grundlage. In: Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hg.): Sprachlicher Substandard. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 36). Tübingen, S. 1–64.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York, S. 28–40.
- Anderwald, Lieselotte (2011): Norm vs variation in British English irregular verbs: the case of past tense *sang* vs *sung*. In: English Language and Linguistics 15, S. 85–112.
- Anderwald, Lieselotte (2012): Clumsy, awkward or having a peculiar propriety? Prescriptive judgements and language change in the 19th century. In: Language Sciences 34, S. 28–53.
- Antos, Gerd (1995): Warum gibt es normative Stilistiken? Sprachtheoretische Überlegungen zu einem scheinbar trivialen Problem. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Stilfragen. (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1994). Berlin/New York, S. 355–377.
- Bauer, Friedrich (1850): Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für die unteren und mittleren Klassen höherer Bildungsanstalten. Nördlingen.
- Bauer, Friedrich (1871): Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten. 13. Aufl. München.
- Bauer, Friedrich (1912): Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete. Bearbeitet von Konrad Duden. 27. Aufl. München.
- Beck, Götz (1996): Sprachkritik – „Sprachverfall“. Zur Phänomenologie einer Sprachverwirrung. In: Peyer, Ann/Portmann, Paul R. (Hg.): Norm, Moral und Didaktik – Die Linguistik und ihre Schmuddelkinder. Eine Aufforderung zur Diskussion. Tübingen, S. 61–95.

- Bittner, Andreas/Köpcke, Klaus-Michael (2008): Sprachwandel- oder Verlotterungsprozesse. Versuch einer Versachlichung. In: Denkler, Markus (Hg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster, S. 59–80.
- Bremerich-Vos, Albert (1991): Populäre rhetorische Ratgeber. Historisch-systematische Untersuchungen. (= Reihe germanistische Linguistik 112). Tübingen.
- Davies, Winifred V. (2000): Linguistic norms at school: A survey of secondary-school teachers in a Central German dialect area. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 67, S. 129–147.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): The making of bad language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past und present. (= VarioLingua 28). Frankfurt a.M.
- Dovalil, Vít (2006): Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 63). Frankfurt a.M.
- Dovalil, Vít (2011): Sprachnormen im Schulunterricht: Eine Untersuchung aus sozio-linguistischer Perspektive. In: Lejsková, Alena/Valdrová, Jana (Hg.): Die Grammatik, Semantik und Pragmatik des Wortes. Ihre Erforschung und Vermittlung. (= Budweiser Arbeiten zur Germanistik in Unterricht und Forschung 1). Augsburg, S. 66–88.
- Duden (2011): Der Duden: Bd. 9: Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Hrsg. u. überarb. v. d. Dudenredaktion. Unter Mitw. v. Peter Eisenberg und Jan Georg Schneider 7., vollst. überarb. Aufl. Mannheim u.a.
- Ehrlich, Karoline (2008): Wie spricht man „richtig“ Deutsch? Kritische Betrachtung der Aussprachenormen von Siebs, GWDA und Aussprache-Duden. Wien.
- Eichinger, Ludwig M. (2011): Normprobleme, oder: Variation ist sinnvoll. Überlegungen zum heutigen Deutsch. (= Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 2011, 6). Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im „Wörterbuch der Zweifelsfälle“. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 3, S. 209–228.
- Elspaß, Stephan (2005): Language norm and language reality. Effectiveness and limits of prescriptivism in New High German. In: Langer, Nils/Davies, Winifred V. (Hg.): Linguistic purism in the Germanic Language. (= Studia Linguistica Germanica 75). Berlin/New York, S. 20–46.
- Faulstich-Christ, Katja (2008): Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert. (= Studia Linguistica Germanica 91). Berlin.
- Görtz, Barbara (1990): Untersuchung zur Diskussion über das Thema Sprachverfall im Fin-de-siècle. (= Bonner romanistische Arbeiten 36). Frankfurt a.M. u.a.
- Hennig, Mathilde (Hg.) (2009): Wie normal ist die Norm? Sprachliche Normen im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft, Sprachöffentlichkeit und Sprachdidaktik. Kassel.
- Höchli, Stefan (1981): Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. (= Studia Linguistica Germanica 17). Berlin/New York.

- Hollmach, Uwe (2007): Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardaussprache in Deutschland. (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik 21). Frankfurt a.M. [Zugl.: Habil.-Schr., Univ. Halle-Wittenberg, 2004.]
- Hundt, Markus (2000): „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. (= *Studia Linguistica Germanica* 57). Berlin/New York.
- Hundt, Markus (2010): Bastian Sick: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 57, 2, S. 174–196.
- Josten, Dirk (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation. (= *Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Literatur und Sprache* 152). Bern.
- Keller, Rudi (2006): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3, S. 193–205.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: *Linguistik online* 16. Internet: www.linguistik-online.org/16_03/klein.html (Stand 8.8.2013).
- Klein, Wolf Peter (2004): Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft!? Über ein sprachtheoretisches Bekenntnis und seine analytische Präzisierung. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32, S. 376–405.
- Klein, Wolf Peter (2006): Vergebens oder vergeblich? Ein Analysemodell zur Untersuchung sprachlicher Zweifelsfälle. In: Breindl, Eva/Gunkel, Lutz/Strecker, Bruno (Hg.): *Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. Gisela Zifonun zum 60. Geburtstag.* (= *Studien zur deutschen Sprache* 36). Tübingen, S. 581–599.
- Klein, Wolf Peter (2009): Auf der Kippe? Zweifelsfälle als Herausforderung(en) für Sprachwissenschaft und Sprachnormierung. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch.* (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2008). Berlin/New York, S. 141–165.
- Klein, Wolf Peter (2011): Sprachliche Zweifelsfälle im Frühneuhochdeutschen. Alte und neue Perspektiven ihrer Erforschung. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hg.): *Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung.* (= *Germanistische Linguistik* 213/215). Hildesheim u.a., S. 275–316.
- Klein, Wolf Peter (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst sein? In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.): *Pragmatischer Standard.* (= *Stauffenburg Linguistik* 73). Tübingen, S. 15–33.
- Klein, Wolfgang (1986): Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 62, S. 11–28.
- Lange, Maria B. (2008): Sprachnormen im Spannungsfeld schriftsprachlicher Theorie und Praxis. Die Protokolle der Commerzdeputation Hamburg im 17. Jahrhundert. (= *Studia Linguistica Germanica* 93). Berlin.

- Langer, Nils (2001): Linguistic purism in action. How auxiliary *tun* was stigmatized in early New High German. (= *Studia Linguistica Germanica* 60). Berlin. [Zugl.: Diss., Univ. Newcastle upon Tyne, 2000.]
- Law, Claudia (2006): Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923–1967). Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen. (= *Studia Linguistica Germanica* 84). Berlin/New York.
- Lühr, Rosemarie (1992): Gleichartigkeit, Vollständigkeit, Vermeidung von Redundanz. Prinzipien von Sprachbewertungen im 19. Jahrhundert. In: *Muttersprache* 102, S. 341–358.
- Maercker, Patrizia (2006): Das Sprachverfallsdenken und seine Institutionalisierung. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3, S. 206–237.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Info DaF* 34, S. 515–526.
- Matthias, Theodor (1892): Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig.
- Meinunger, André (2008): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“. 2. Aufl. Berlin.
- Metzler Lexikon Sprache (2010). Hrsg. v. Helmut Glück. 4., aktual. u. überarb. Aufl. Stuttgart/Weimar.
- Meyer, Kerstin (1993): Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘. Untersuchungen zu einem Sprachratgeber des 19. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 18, S. 223–315.
- Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Variantenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst Haider et al. (Hg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern*. Berlin/New York, S. 151–180.
- Riegel, Mareike (2007): Sprachberatung im Kontext von Sprachpflege und im Verhältnis zu Nachschlagewerken. Unter besonderer Beachtung der Sprachberatungsstelle des Wissen-Media-Verlages. Internet: www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3593/ (Stand: 12.8.2013).
- Sandig, Barbara (1973): Zur Historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: *Deutsche Sprache* 1, S. 37–57.
- Sauter, Anke (2000): Eduard Engel: Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiniger. Ein Beitrag zur Geschichte des Purismus in Deutschland. (= *Dr. Rabes Doktorhüte* 4). Bamberg.
- Schlaefter, Michael (1980): Grundzüge der deutschen Orthographiegeschichte vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1870. In: *Sprachwissenschaft* 5, S. 276–319.
- Schlaefter, Michael (1981): Der Weg zur deutschen Einheitsorthographie vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1901. In: *Sprachwissenschaft* 6, S. 391–438.

- Schmidt, Wilhelm (2007): Geschichte der deutschen Sprache: Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 10., verb. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Schmidt-Wilpert, Gabriele/Lappé, Winfried (1981): Die Entwicklung der Interpunktionsnorm und ihre Kodifizierung im 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 100, S. 390–416.
- Schneider, Jan Georg (2011): Was ist richtiges und gutes Deutsch? Sprachratgeber auf dem Prüfstand. In: Arendt, Birte/Kiesendahl, Jana (Hg.): Sprachkritik in der Schule. Theoretische Grundlagen und ihre praktische Relevanz. Göttingen, S. 73–89.
- Scholz-Stubenrecht, Werner (1995): Bewertungskriterien der Duden-Sprachberatung. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. (= Studien zur deutschen Sprache 2). Tübingen, S. 55–61.
- Scholz-Stubenrecht, Werner (2002): „Die Auswahl der Einträge ist äußerst beliebig.“ Warum *Jagdherr* und *Pokémon* nicht im Duden stehen. In: Sprachwissenschaft 27, S. 225–248.
- Schröder, Anne/Busse, Ulrich/Schneider, Ralf (2012): Codification, canons and curricula. Description and prescription in language and literature. (= Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft 26; The Bielefeld English and American Studies Series in the Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft 4). Bielefeld.
- Stanze, Britta (1994): Die orthographischen Regelbücher des Deutschen. (= Deutsche Hochschulschriften 1044). Egelsbach u.a.
- Takada, Hiroyuki (1997): Orthographische Vorschrift und Praxis im Barock. Zum Anteil der Grammatiker an der schriftsprachlichen Norm. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 116, S. 68–89.
- Takahashi, Hideaki (1996): Die richtige Aussprache des Deutschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Massgabe der kodifizierten Normen. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 27). Frankfurt a.M. u.a.
- Voeste, Anja (1999): Varianz und Vertikalisierung. Zur Normierung der Adjektivdeklinations in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 140). Amsterdam u.a.
- Wahrig (2009): Wahrig. Bd. 5: Richtiges Deutsch leicht gemacht. Hrsg. v. d. Wahrig-Redaktion. Gütersloh/München.

Richard Schrodtt (Wien)

Von den Kräften der deutschen Sprachkritik

Abstract

Johann Leo Weisgerbers bekannter Titel bezieht sich auf Humboldts Energieia-Begriff, also auf die Sprache als wirkende Kraft. Auch in diesem Beitrag soll den wirkenden Kräften nachgegangen werden, freilich nicht als Unterstellung eines wesenhaften Sprachvermögens, sondern als Versuch, die wirksamen Motive der sprachkritischen Einstellungen, Publikationen und publizistischen Erscheinungen an einem Raster sozialwissenschaftlicher Begriffe darzulegen. An einigen ausgewählten Presseberichten und grammatischen Beispielen (Veränderungen im Bereich der deutschen Zeitenfolge) wird zunächst gezeigt, dass sich Sprachkritik oft schon von ihrem Gegenstand, der deutschen Sprache, weitgehend gelöst hat. Auch angesichts neuer Formen von substandardsprachlichen Erscheinungen (z.B. Jugendsprache, Jargon, Kiezsprache usw.) kann oft nachgewiesen werden, dass es sich in vielen Fällen um kommunikativ funktionale Sprachformen handelt. Um es schlagwortartig zusammenzufassen: Es gibt Sprachkritik ohne Sprache. Die „wirkenden Kräfte“ der Sprachkritik sichern vielmehr die Wahrnehmung gesellschaftlicher Differenzen und machen damit das Gefüge unterschiedlicher Lebensformen deutlich. Sie werden hier mit systemtheoretischen Begrifflichkeiten nach Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme beschrieben und damit auch erklärt. Während das für die 80er-Jahre des vorigen Jahrhunderts charakteristische Programm der „Kritik der Sprachkritik“ auf eine sprachwissenschaftliche Aufklärung zielt, scheint heute vielmehr eine soziologische Aufklärung diese metakritische Funktion erfüllen zu können. Es könnte sich aber auch zeigen, dass Sprachkritik ihren Beitrag zur Stabilisierung des gesellschaftlichen Zusammenwirkens leistet – wenn man sie nicht als Sprachkritik im engeren Sinn versteht.

1. Strukturalismus als erklärende Methode

1.1 „Von den Kräften der deutschen Sprachkritik“ hat intertextuelle Bezüge. Der Titel erinnert an die Arbeiten Johann Leo Weisgerbers, des Begründers der inhaltbezogenen Grammatik. Weisgerber stellte in einem Bändchen aus dem Jahr 1954 mit dem Titel „Von den Kräften der deutschen Sprache“ einige programmatische kleine Schriften zusammen, darunter die Aufsätze „Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins“ und „Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache“. Weisgerber verstand im Anschluss an Wilhelm von Humboldt die Sprache als „wirkende Kraft“, die durch das „Gesetz der Sprachgemeinschaft“ das menschliche Leben bestimmt: „Unter allen Gebilden des Gemeinschaftslebens ist die Sprachgemeinschaft die einzige, die mit fast naturgesetzlicher Sicherheit wirkt.“ (Weisgerber 1954, S. 11). Weisgerbers Konzeption einer sprachbestimmten

und sprechbestimmenden „Zwischenwelt“, die durch ihre „innere Form“ die Kommunikation in einer Sprachgemeinschaft begründet und sichert, hat seinerzeit zu bedeutenden Neuerungen und Erkenntnissen auf dem Gebiet der deutschen Grammatik geführt. Doch Ende der 50er-Jahre geriet diese Konzeption zunehmend in Kritik, bis hin zum abwertenden Schlagwort der „Weisgerber-Linguistik“ in den 60ern. Tatsächlich verführt der deutlich vorhandene geistesgeschichtliche Ansatz zusammen mit einem unbegründeten Sprachidealismus zu pseudowissenschaftlichen Hypostasierungen von Kräften, Welten, Formen und Bildern, die einer empirisch begründeten Wissenschaft entgegenstehen, und die ideologische Nähe zur „volkhaften“ und „völkischen“ Sprachbetrachtung gibt der ganzen Richtung einen modrigen Beigeschmack. Helbig hat das prägnant zusammengefasst:

Was bei Humboldt immerhin noch als kühner Ansatz zu werten ist, das komplizierte Verhältnis zwischen objektiver Wirklichkeit, gesellschaftlichem Denken und Sprache zu beleuchten, ist bei Weisgerber ein reaktionärer Rückgriff auf das Gedankengut einer längst überwundenen Epoche des wissenschaftlichen Denkens, auf die Romantik und mit ihr verbundene Kraft-Terminologie. (Helbig 1970, S. 145)

Man darf aber auch angesichts dieser Kritik nicht vergessen, dass viele Arbeiten entstanden, deren philologische Genauigkeit zu wichtigen Einsichten geführt haben – Einsichten, die heute unter dem Etikett von Sprachpragmatik, Handlungstheorie und kognitiver Linguistik durchaus als berechtigt erscheinen. Dass sich die seinerzeit in der DDR erschienen „Grundfragen der deutschen Grammatik“ von Wilhelm Schmidt (zuletzt 5. Auflage 1973) an mehreren Stellen wie eine Zusammenfassung von Brinkmanns „Die deutsche Sprache“ (1962) lesen lassen, sei als „Treppenwitz der Grammatikgeschichte“ wenigstens erwähnt.

1.2 Doch hier soll es nicht um die Geschichte der inhaltbezogenen Grammatik gehen, sondern um die „Kräfte“, die hinter den sprachkritischen Aktionen stehen. Vergleichbar ist freilich der strukturalistische Ansatz. Die inhaltbezogenen Grammatiker haben immer wieder behauptet, auf der methodischen Grundlage des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus nach Saussure zu stehen, und das zweifellos mit Recht. Das ist besonders an den Arbeiten zum Wortfeld ersichtlich, aber auch die Untersuchungen zu grammatischen Feldern und Funktionsbereichen beruhen auf strukturalistischer Methodik. „Structuralism, I am suggesting, is a response to the need [...] for a ‚coherent system‘ that would unite the modern sciences and make the world habitable for man again“ (Scholes 1974, S. 2). Tatsächlich: Der Strukturalismus kann als ein ganzheitliches Verfahren verstanden werden, mit dem Sprache, Literatur und Kultur auf Gemeinsamkeiten untersucht werden. Jede strukturalistische Beschreibung ist zugleich auch eine Erklärung. Mit strukturalistischen Erklärungen können auch die gesellschaftlichen Kon-

stellationen dargestellt werden, die zu sprachkritischen Diskussionen führen – gesellschaftliche Konstellationen, die den Bereich des rein Sprachlichen weit überschreiten und somit Sprachkritik auch in ihrer Paradoxie erst verständlich machen können.

1.3 Der sprachwissenschaftliche Strukturalismus macht es möglich, sprachliche Formen und Funktionen durch ihre Zeichengestalt und mit universal-grammatischen Überlegungen synchronisch und diachronisch zu erklären – oder zumindest Erklärungsversuche so zu formulieren, dass sie im Prinzip falsifiziert werden können und damit zum Fortschritt der Wissenschaft beitragen. Strukturalismus ist aber auch eine Methode, gesellschaftliche Zusammenhänge im Reden über Sprache – sei es wissenschaftlich oder laienlinguistisch – wenn auch vielleicht nicht im Einzelfall deduktiv-nomologisch zu erklären, sondern doch durch den Bezug auf soziale Funktionsgefüge und allgemeine Gesetzmäßigkeiten verständlich zu machen. In sprachwissenschaftlicher Sicht erscheint Sprachkritik paradox: Sprachliche Veränderungen sind in dieser Sicht notwendige Anpassungen der sprachlichen Formen an ihre kommunikativ relevanten Funktionen. Wenn es da etwas zu kritisieren gibt, dann gehört es eher zum Bereich der Stilistik, der Textsortenlinguistik und der Textpragmatik, und das sind Gebiete, in denen ebenfalls kontroverse Diskussionen vorkommen. Aus dieser Sicht kann man von „Sprachmythen“ sprechen (vgl. dazu Klein 1986). Mythen sind Bestandteile unseres kulturellen Wissens und insofern Wissensbestände, die für kulturelle Orientierungen wichtig sind, unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Begründung. Maitz (2012, S. 4f.) hat ihre Funktionsweise klar zusammengefasst:

Sie verkörpern tradierte, für die jeweilige Kultur konstitutive Überzeugungen, die von den Trägern dieser Kultur allgemein anerkannt und akzeptiert werden. Zu ihren Eigenschaften gehört es, dass sie nicht auf rationaler Erkenntnis basieren, sondern vielmehr tradierte Glaubensinhalte darstellen; sie sind ausgesprochen dogmatischer Natur und lassen sich am ehesten als verbindliche, normative Glaubensaussagen über Sprache charakterisieren, die für die meisten Menschen deshalb auch keiner rationalen Begründung bedürfen.

In dieser Formulierung ist noch ein ethnologisches Moment der Funktion von ethnischen Begründungsgeschichten vorhanden. Für unsere moderne Gesellschaft ist es sinnvoll, sich nicht auf „die Kultur“ als Ganzes, sondern auf Teile der Kultur (welcher Art auch immer) zu beziehen und nicht allgemein von „Trägern dieser Kultur“, sondern bestimmten Schichten von Kulturträgern zu sprechen. Das ändert nichts daran, dass Sprachmythen existieren und dass sie eine bestimmte Funktion haben, die es zu erklären gilt. Das soll in den folgenden Ausführungen ansatzweise versucht werden. Ich beschränke mich auf drei Beispiele.

2. Sprachkritik ohne Sprache 1: Der Mythos von der Fetzenliteratur

2.1 Zu den paradoxen Erscheinungen der neueren Zeit gehört es, dass Sprachkritik weitgehend ohne Bezug auf konkrete sprachliche Formen erscheint. Während selbst Sprachkritiker wie Karl Kraus und Dolf Sternberger, denen es vornehmlich um Gesellschaftskritik ging, immer wieder an konkreten Wörtern, Wendungen und Ausdrucksweisen anknüpften, steht dieser konkrete Bezug heute nicht mehr im Vordergrund.

2.2 Im Heft 11/2012 der Zeitschrift „GEO“ finden sich auf dem Umschlag mit dem Titel „Der Untergang der deutschen Sprache?“ folgende Phrasen, präsentiert in Schreibmaschinenschrift auf Papierfetzen: *Schick mir ne simse auf mein phone / Isch ge ma nach Bahnhof, Alda / Sport fällt aus, weil die Halle ist zu / Das innovative Tool macht die Customer Journey transparent / 4. Abfahrt recht's / Stylish Boxer short, haut freundlich / Wegen Vortbildung geschlossen.* Das entspricht einem Bündel von altbekannten Kritikbereichen: Neue Medien, Kiezsprache, *weil* mit Hauptsatzverbstellung, Anglizismen und Trendsprache, falscher Apostroph, falsche Getrenntschreibung von Wortzusammensetzungen, Rechtschreibfehler. Diese Beispiele kommen dann bis auf den *weil*-Satz im Artikel von Johanna Romberg nicht vor. Dort geht es vornehmlich um Informationen von Jürgen Erich Schmidt, dem Leiter des „Forschungszentrums Deutscher Sprachatlas“ in Marburg. Gegenstand ist das Marburger Projekt REDE (regionalsprache.de), in dem die Dialektlandschaften und der Sprachwandel der neueren Zeit erforscht werden. Der Artikel selbst ist sachlich und für Laien durchaus informativ. In sechs Kästen werden die Themen Anglizismen, Wortgeschichte, Sprache der neuen Medien, Kiezsprache, Schweizerdeutsch und Sprachwandel behandelt, und zwar durchaus ohne sprachpessimistische Einstellung. Der in der Überschrift des letzten Kastens eingefügte Satz „Das Deutsche verändert sich, aber es wird deshalb nicht schlechter“, fasst im Großen und Ganzen die wichtigsten Ergebnisse dieses Artikels zusammen. Das Titelblatt des GEO-Heftes ist also irreführend. Zwar ist der Untergang der deutschen Sprache mit einem Fragezeichen versehen, aber die einzelnen Beispiele gehören zum bekannten Verfallsrepertoire. Ob die Sprachverfalls-Titelseite als Blickfänger, Ankaufsreiz oder provokante Frage gemeint ist, muss offen bleiben.

2.3 Bereits im GEO-Artikel (Romberg 2012, S. 143) erwähnt ist eine Ausendung der Deutschen Presse-Agentur mit dem als „Rechtschreibrat[s]-Chef“ bezeichneten Hans Zehetmair. Konkreter Bezug ist wahrscheinlich das Gespräch am 21. Dezember 2012 unter dem Titel „Twitter und ‚HDL‘: Rechtschreibrats-Chef schlägt Alarm“. Ein weiteres Gespräch fand am

2. Jänner 2012 statt, der Titel der Aussendung ist „Rechtschreibrat-Chef Zehetmair: Twitter und SMS schaden der Sprache“. Im ersten Gespräch fiel das immer wieder zitierte Wort „Fetzenliteratur“, also angeblich durch SMS und Twitter beförderte Sprache in Satzfragmenten; dazu kommen noch die Kritik an Ausdrücken wie *super* und *geil*, eine Klage über die mangelhafte sprachliche Qualität von Hochschularbeiten und über die zunehmenden Anglizismen. Im zweiten Gespräch wird der gleiche Themenkomplex diskutiert, ergänzt durch den Ausdruck „Recycling-Sprache“, durch Klagen über mangelnde sprachliche Authentizität und durch kulturkritische Bemerkungen. Als Hochwertwörter werden Begriffe wie „Gefühl“ und „Herzlichkeit“ vorgebracht, die „Sprache als Schmuckstück, mit Adjektiven verziert“, und als allgemeine Empfehlung: Kinder sollen wieder mehr Gedichte lernen und Bücher lesen, um die Schönheit der Sprache zu erleben. Dazu werden die Eltern in die Pflicht genommen, auch sie selbst müssen lesen, nicht (nur) die Bild-Zeitung. Im GEO-Artikel (Romberg 2012, S. 143) wird die Sachlage ins rechte Licht gerückt: „Keine Sorge, sagt Peter Schlobinski, Experte für Medienlinguistik in Hannover.“ Doch um diese Sachlage soll es hier nicht gehen: Die wichtigsten Informationen finden sich in Einführungsbüchern wie Neuland (2008, Kap. 1) und in den Bänden 7 und 12 der Reihe „Thema Deutsch“ (Schlobinski (Hg.) 2006; Neuland (Hg.) 2012), die Sachlage selbst hat Spitzmüller (2006, S. 42 ff.) prägnant zusammengefasst. Kurz: Fetzenliterarische Erscheinungen kommen aus substandardsprachlichen Varietäten mit register- und domänenspezifischer Funktionalität. Diese Funktionsbereiche werden normalerweise nicht überschritten, es sei denn in den bekannten Fällen wie Zitat und funktionalstilistischer Gebrauch (dazu gehört auch bewusste Provokation). Dass Jugendliche auf mediale Ressourcen zurückgreifen und sie spielerisch verarbeiten (Dürscheid 2006, S. 119; Neuland 2011), steht außer Frage. Dabei kann es durchaus auch zu Kollisionen der Werthorizonte kommen (Volmert 2006, S. 92), besonders im Schulalltag. Jugendsprache ist aber hauptsächlich ein Medium der Freizeitkommunikation in jugendlichen Peer-Groups, verbunden mit „mannigfache[n] Friktionen, Konflikte[n] und Widersprüche[n] für die Jugendlichen, aber auch für die Bildungsinstitutionen“ (Neuland 2011, S. 22). Traditionelle Normvorstellungen können hinterfragt werden; sie müssen aber in der konkreten Kommunikationssituation ausverhandelt werden können – je besser das gelingt, desto weniger besteht Anlass zur Sorge, und man könnte die ganze mediale Aufregung in sprachwissenschaftlicher Sicht auf sich beruhen lassen. Erstaunlich ist vielmehr, dass diese Meldung schon am 22. Dezember 2012 in der gesamten österreichischen überregionalen Qualitätspresse übernommen wurde. Am Wortlaut der dpa-Aussendung wurde fast nichts geändert und nur wenig gekürzt. Doch der Status von Hans Zehetmair wurde deutlich angehoben, in der „Presse“ (22.12.2012, S. 29) vom

Rechtschreibrat-Chef zu einem „Rechtschreibexperten“ und im Inneren des Artikels zu einem „Sprachexperten“, in der „Wiener Zeitung“ (22./23.12.2012, S. 31) sogar zu einem „Experten“ allgemeiner Art. Nur der „Standard“ (22./23.12.2012) begnügt sich mit der korrekten Benennung in Form des Kompositums „Rechtschreibratsvorsitzender“. Vorsichtig formulierte Kritik wagt nur die „Presse“: „Dabei verfällt der Sprachexperte in ein bekanntes Lamento: [...]“. Doch diese Kritik wird nicht weiter ausgeführt.

3. Sprachkritik ohne Sprache 2: Der Mythos von der deutschen Zeitenfolgeregel

3.1 Als Sprachkritik ohne Sprache kann man auch den Vorwurf verstehen, es werde – in der deutschen Sprache! – gegen die Zeitenfolgeregeln verstoßen bzw. die Kenntnis dieser Zeitenfolgeregeln sei zunehmend im Schwinden oder sogar nicht mehr vorhanden, wobei dieser Vorwurf meist gegen die „üblichen Verdächtigen“ gerichtet wird, also Jugendliche, Zeitungsleute usw. In diesem Fall ist die Sachlage komplex, sodass ich sie hier nur in Grundzügen erläutern kann. Als Muster für die Zeitenfolgeregel gilt die lateinische Schulgrammatik, hier am Beispiel der Schulgrammatik von Gaar/Schuster (o.J.). Dort wird die Zeitenfolge meist bei den konjunktivischen Nebensätzen dargestellt, also bei Objektsätzen nach Verben des Fragens, Wissens usw. Die Zeitverhältnisse gleichzeitig – vorzeitig – nachzeitig werden von der Handlung des Nebensatzes aus eingeteilt:

Haupthandlung: Zeitstufe	1. Gegenwart (Zukunft)	2. Vergangenheit	Nebenhandlung: Zeitverhältnis
Nebenhandlung: Tempus	Präsens	Imperfekt	gleichzeitig
	Perfekt	Plusquamperfekt	vorzeitig
	<i>-urus sim</i> („umschreibendes Futur“ bei bevorstehender oder beabsichtigter Handlung)	<i>-urus essem</i>	nachzeitig

Die Konjunktive der Nebenhandlung erscheinen so „bei vergangener Haupt-handlung um eine Stufe nach der Vergangenheit hin verschoben“ (Gaar/Schuster o.J., S. 187; Hervorhebungen getilgt). Eine Sonderregel gibt es für das umschreibende Futur. „Das Tempus indikativischer Nebensätze ist freier. Oft haben Nebensätze das Tempus des entsprechenden unabhängigen Satzes“ (ebd., S. 189). In der wissenschaftlichen Literatur liest man es anders. Aufschlussreich ist ein genaueres Zitat aus Kühner/Stegmann (1976, S. 174):

Die Tempora des Konjunktivs haben an sich in Nebensätzen, entsprechend der Entwicklung der Hypotaxe aus der Parataxe, durchaus dieselbe Bedeutung wie in Hauptsätzen; daher wird das Tempus des Nebensatzes von Haus aus nicht durch mechanische Tempusfolge bestimmt, wie man früher wohl angenommen hat, sondern durch Wesen und Inhalt des Nebensatzes. Namentlich neben einem Tempus der Gegenwart oder Zukunft im Hauptsatze stehen fast durchweg dieselben Tempora, die auch im selbständigen Hauptsatze stehen würden [...]. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass sich mit der Zeit gewisse feste Typen der Zeitfolge herausgebildet haben [...]. Dadurch bildete sich, besonders seit der klassischen Zeit, eine gewisse Regelmäßigkeit der Zeitfolge heraus, die den Schriftsteller ungewöhnliche Verbindungen verschiedenartiger Tempora nach Möglichkeit vermeiden ließ; aber andererseits zeigen die zahlreichen Abweichungen von der Hauptregel [...], dass die Wahl des Tempus im untergeordneten Satze in erster Linie immer noch nach dessen Bedeutung entschieden wurde.

Die schulgrammatische Zeitenfolgeregel im Lateinischen ist im Wesentlichen das Ergebnis einer literatursprachlichen Normierung. Die Perfekt- und Plusquamperfektverschiebung bei Vorzeitigkeit ist durch die „punktuelle Aktionsart des Perfektstammes“ verständlich, worauf Gaar/Schuster (o.J., S. 188, Anm. 7) verweisen. Sie bieten an der gleichen Stelle sogar den Ansatz einer Erklärung an: Angleichung der Zeitstufen von Haupt- und Nebenhandlung als „straffe Durchführung der Unterordnung“ im Einklang mit der traditionellen (heute differenziert gesehenen) Auffassung der Entstehung von Hypotaxe aus Parataxe. Im Grund ist diese Erklärung auch heute noch durchaus vertretbar: Subordination ergibt sich durch den Verlust der syntaktischen Autonomie.

3.2 Umsomehr fraglich sind alle Versuche, eine dem Lateinischen vergleichbare Zeitenfolgeregel im Deutschen (Konjunktiv I nach Präsens, Konjunktiv II nach Vergangenheit) nachzuweisen. Das gilt schon für die ältesten Sprachstufen des Deutschen, wo die Beleglage durchaus kontrovers diskutiert wird (zusammenfassend Schrodts 2007). Alle Versuche, eine solche Zeitenfolgeregel nachzuweisen, müssen mit den schon von Kühner/Stegmann so formulierten „zahlreichen Abweichungen von der Hauptregel“ ihren Frieden schließen. Dass sich in den Grammatiken der frühen Neuzeit dem Lateinischen angenäherte Zeitenfolgeregeln finden, überrascht nicht; die Sprachwirklichkeit mag schon damals anders ausgesehen haben. Spätestens ab dem 17. Jahrhundert tritt die Zeitenfolgeregel zunehmend außer Kraft, was Elspaß (2005, S. 243 ff.) anhand seines Briefkorpus nachweisen konnte. Auch für die Sprache der Gegenwart wurden schon bald Zweifel an der strengen Zeitenfolge-Regel angemeldet (Gelhaus 1972, S. 29 ff.). Gelhaus (1974) formuliert aufgrund seiner Untersuchungen folgendes Ergebnis, das auch heute noch im Wesentlichen Gültigkeit hat: Es gibt Satzgefüge mit freier Tempuswahl (Einbettungen von Subjektsätzen, Objektsätzen, Kausalsätzen, Konzessivsätzen und Schlussfolgerungssätzen als eigener Typus von

Konditionalsätzen) und Satzgefüge mit eingeschränkter Tempuswahl (Temporalsätze und Bedingungssätze im engeren Sinn). Die Beschränkung ergibt sich daraus, dass die Tempora von Haupt- und Nebensatz bezüglich des Merkmals „zum Sprechzeitpunkt abgeschlossen“ gleich (positiv oder negativ) markiert sind. Nicht akzeptabel sind also Kombinationen wie **Während er arbeitete, raucht er nicht* und **Hans hatte gearbeitet, während Peter schlafen wird* (ebd., S. 64f.). Offensichtlich kann aber auch das Merkmal der Abgeschlossenheit durch die Handlungsqualität eines der Teilsätze auch für den anderen Teilsatz bestimmt sein. Das zeigt sich in Kombinationen wie Präsens-Perfekt *Beim Abschied hält Rosalie zunächst noch den Blick auf ihre Tochter gerichtet, während sie schon den jungen Mann am Ohrflüppchen gefasst hat*. Im Temporalsatz bezeichnet das Perfekt eine abgeschlossene Handlung; das Geschehen des Hauptsatzes ist vom Tempus aus gesehen zunächst nicht abgeschlossen, wird aber durch den Temporalsatz auf einen punktuellen Ausschnitt eines Zustands bezogen. Ähnlich verhält es sich auch mit Sätzen wie *Während Hans noch überlegt, hat Peter schon einen Entschluss gefasst / wird Peter schon einen Entschluss gefasst haben*. Die Abgeschlossenheit eines Verbalvorgangs kann also nicht nur durch das verbale Tempus bezeichnet sein, sondern auch durch Sinnbeziehungen innerhalb des Satzgefüges. Auch andere aspektanzeigende Ausdrucksformen wie *beim Abschied* und *zunächst noch* im oben zitierten Beispielsatz mögen zur aspektuellen Festlegung des Zeitbezugs mitwirken. So ist es auch verständlich, dass Gelhaus (ebd., S. 69) Sätze wie *Hans hat Klavier gespielt / wird Klavier gespielt haben, während Peter schlief* und *Während sie sich über die Stirn strich, hat sie geseufzt / wird sie geseufzt haben* als grammatisch ansieht. Berücksichtigt man alle diese Erscheinungen, so ergeben sich daraus noch zusätzliche Fälle von möglichen Tempuskombinationen auch bei Temporalsatzgefügen. Ausgeschlossen bleiben dann nur noch Sätze, in denen die Zeitbeziehungen sachlogisch nicht stimmen. Das sind Sätze, wie sie auch in der Duden-Grammatik als nicht akzeptabel angeführt sind, wie **Wir spielen Skat, sooft wir uns trafen / getroffen haben / getroffen hatten* (Duden 2009, S. 516 [§ 747]). Gelegentlich wird tatsächlich die *consecutio temporum* im Deutschen nur auf Temporalsatzgefüge bezogen (Wierzbicka/Schlegel 2008). Das hat aber mit einer *consecutio temporum* nach dem lateinischen Schema nichts zu tun, sondern hier ist einfach ein referenziell falsches Tempus gesetzt. Vergleichbare Erscheinungen gibt es übrigens auch im Spanischen – und ebenso einen vergleichbaren Mythos (Kowal 2007).

3.3 Aspektübereinstimmungen sind auch außerhalb von Temporalsatzgefügen vorhanden (Schrodt 1998), nämlich in Objektsätzen, die in einem durch die Semantik des Hauptsatzverbs definierten Aspektverhältnis zum Hauptsatz stehen. Das wird besonders bei faktiven Verben deutlich. So ist in der deutschen literatursprachlich ausgerichteten Standardsprache das Perfekt bzw. das Plusquamperfekt deutlich besser als das Präteritum in:

- (1) Hans bedauert, dass er sein Geld vergessen hat.
- (2) Hans bedauerte, dass er sein Geld vergessen hatte.

Die Referenzzeit des Perfekts ist in (1) die Sprechzeit, die des Plusquamperfekts in (2) ein Zeitabschnitt innerhalb des vom Hauptsatz bezeichneten Geschehens. Die Handlung des Nebensatzes ist gewissermaßen ein momenthafter Ausschnitt aus der Handlung des Hauptsatzes; man kann das noch deutlicher durch Ausdrücke wie *die (jetzt bzw. damals vorhandene) Tatsache* hervorheben. Wenn die Referenzzeit durch Temporaladverbien verlagert oder aufgehoben wird, steht das Präteritum:

- (1') Hans bedauert, dass er damals sein Geld vergaß.

Der Objektsatz in (1') bezieht sich auf ein vergangenes Ereignis, das zum Sprechzeitpunkt nur mehr erinnert wird. Ganz ähnlich verhält es sich bei anderen faktiven Verben wie *sich ärgern*, *sich freuen* usw. Einige weitere Beispiele:

- (3) Hans weiß, dass Peter den Hund geschlagen hat.
- (4) Hans weiß, dass Peter zum Vortrag gekommen ist.

In beiden Fällen ist das Präteritum zweifellos ebenfalls möglich, nur würde man dann die Sätze eher so verstehen, dass es sich um längst vergangene, nur mehr erinnerte Geschehnisse handelt, während sich die Formen im Perfekt auf aktuelle Tatsachen beziehen. Bei Hauptsatzverben, die hingenen kein Aspektverhältnis zum Objektsatz festlegen, ist auch die Tempussetzung im Objektsatz frei:

- (5) Hans sagt, dass Peter den Hund schlug / geschlagen hat.

Das Perfekt bezeichnet hier keinen momenthaften Ausschnitt aus der Verbalhandlung des Hauptsatzes, sondern es ist dem Präteritum im Wesentlichen synonym und mit ihm austauschbar (mit den bekannten stilistischen Effekten). Man kann das so verstehen, dass hier durch das Perfekt keine zusätzliche Referenzzeit eingeführt wird – oder, wenn man auch für das aktualisierende Perfekt eine Referenzzeit annimmt, dass diese Referenzzeit vom Hauptsatzverb nicht festgelegt wird. Eine zusätzliche Referenzzeit wird erst durch das Plusquamperfekt eingeführt, und zwar obligatorisch. Setzt man (5) ins Präteritum, ergibt sich:

- (5') Hans sagte, dass Peter den Hund schlug / geschlagen hat.

Ein Objektsatz im Plusquamperfekt wäre hier ungrammatisch. Er ist erst dann möglich, wenn eine zusätzliche Geschehensebene als Referenzzeitraum eingeführt wird:

- (6) Hans sagte, dass Peter den Hund geschlagen hatte, bevor Ilse ins Haus kam.

Das, was man hier als Zeitenfolge beschreiben könnte, sollte man eher Aspektkongruenz nennen. Das entspricht dem grammatischen Substrat, der Übereinstimmung mit der Referenzzeit, deutlich besser – und stellt auf diese Weise wieder eine Verbindung zur lateinischen Zeitenfolgeregel her. Mit der schulgrammatischen Zeitenfolge hat das aber nichts zu tun. So sieht das auch schon die ältere deutsche Schulgrammatik, wie etwa Wollmann (1967, § 276, ohne Hervorhebungen): „Das noch im Mhd. geltende Gesetz der Zeitenfolge, das im Lateinischen (*consecutio temporum*), Französischen (*concordance des temps*) und Englischen (*sequence of tenses*) eine wichtige Rolle spielt, hat im Nhd. keine Geltung mehr.“ Auch stärker normbezogene Gebrauchsgrammatiken wie Jung (1980, S. 235 f.) beschränken die „strenge“ Zeitenfolge auf konditionale Satzgefüge (*Wenn ich Zeit habe, komme ich. – Wenn ich Zeit hätte, käme ich. – Hätte ich Zeit gehabt, so wäre ich gekommen.*). Doch auch hier könnte man fragen, ob Konjunktiv II und Konjunktiv II Perfekt obligatorisch sind. Eine Art Zeitenfolge beschreibt Jung (1980, S. 212 f.) unter dem Begriff „relativer Gebrauch der Tempora“. Aber es gibt vergleichbare Regeln nur bei Vorzeitigkeit, und auch da ist es fraglich, ob nicht auch andere Tempora sinngemäß gesetzt werden können. Ein weiteres Problem ist die Unterschiedlichkeit des Nebensatztyps: Objektsätze, Konditionalsätze, Temporalsätze und Relativsätze werden zusammen dargestellt. Der Normalfall ist jedenfalls, dass das Tempus im Nebensatz die gleiche Bedeutung hat wie im Hauptsatz. Daher ist eine genauere grammatische Darstellung der Zeitbezüge in Temporalsätzen nicht sehr sinnvoll. Das scheint auch Ulrich Engel erkannt zu haben: In der 1. Auflage seiner „Deutschen Grammatik“ (1988) werden die Zeitbezüge im Abschnitt S 116, S. 260 ff., auf sechs Seiten zusammengefasst, in der Neubearbeitung (2004) ist dieser Abschnitt ausgelassen. Engel (2004, S. 267 f.) sieht in den deutschen Tempusformen drei semantische Bereiche bezeichnet: Wirklichkeit, Modalität und Zeit, und wendet sich damit ausdrücklich gegen ein „System“ von sechs Tempora. Seiner Ansicht nach ist dieses „System“ ein Popanz, den es zu entlarven gilt und mit dem sich nach der Entlarvung wohl leben lässt – das könnte man ohne Abstriche auch für die deutsche Zeitenfolgeregel behaupten.

3.4 Dieser Popanz ist aber in anderen Zusammenhängen noch durchaus lebendig. Für grammatische Zweifelsfälle empfiehlt sich der Duden-Band „Richtiges und gutes Deutsch“ (Duden 2002). Dort (S. 964) ist etwas kryptisch vermerkt: „Unter Zeitenfolge (*Consecutio Temporum*) versteht man das Verhältnis der Zeiten in einem Satz. Die Zeitenfolge gilt nur für die Formen des Indikativs; im Bereich des Konjunktivs ist das System weitgehend gestört.“ Es gibt also doch ein System, und es kann sogar gestört werden (oder stört es sich selbst?). Von einer solchen Formulierung ist es nicht weit, tatsächliche Störer ausfindig zu machen: Es sind die üblichen Verdächtigen, besonders die jungen Menschen, die im Grammatikunterricht nicht

recht aufgepasst haben. Das ist einem übrigens sehr sorgfältigen und umsichtigen Projektbericht von Markus Rheindorf (2011) „Wandel der Deutschen Sprache: Eine textsortenbezogene Pilotstudie“, der im Internet verfügbar ist, zu entnehmen. Dieser Projektbericht liegt in zwei Fassungen vor. Die erste Fassung (Rheindorf 1) mit dem Internet-Titel „WandelderSprache-Pilotstudie“ enthält 72 Textseiten, die zweite Fassung (Rheindorf 2) mit dem Titel „Pilotstudie_Sprachwandel“ ist etwas erweitert und enthält 77 Textseiten. In beiden Fällen ist das Datum des Projektberichts mit „31.5.2011“ angegeben, bei Rheindorf 2 mit der Anmerkung „Einige Erläuterungen zwecks allgemeiner Verständlichkeit hinzugefügt, April 2012“. Es geht um Sprachfehler in schriftlichen Reifeprüfungen, erhoben aus einem kleinen, aber durchaus repräsentativen Korpus von Maturaarbeiten aus Graz und Wien. In Rheindorf 1, S. 76, liest man den allgemeinen Hinweis: „Die deutsche Syntax hat als Fehlerquelle leicht zugenommen, hierbei sind wie bereits erwähnt vermehrt Tempus und Zeitenfolge, die nicht immer vollständig beherrscht werden.“ Rheindorf 1, S. 32 f.: „In den Texten von 1970 finden sich in diesem Bereich keine Normverletzungen, 2010 sind es immerhin 12 Fälle (3 davon in Graz, 9 in Wien), in denen die korrekte Zeitenfolge nicht eingehalten wird.“ Rheindorf 2 (S. 36) hat offensichtlich auf meine per Mail vorgetragene Kritik reagiert und verwendet nun den Begriff „Aspektkongruenz“, meint aber noch immer dasselbe. Nun sind Beispiele angeführt (meine Zählung):

- (7) Es war früher so, dass man erst nach der Geburt erfährt, ob das Kind krank oder gesund ist.
- (8) Man begann gerade Fortschritte zu machen, da hatte ein tragischer Zwischenfall alles zunichte gemacht.
- (9) Die Entscheidung, was ich in meinem späteren Berufsleben tun wollte, musste ich also schon vor dem Eintritt in die Oberstufe getroffen haben.
- (10) In der Erzählung begegnen sich ein Mann und eine Frau, verbringen die Nacht zusammen, ohne sich gekannt zu haben.
- (11) Während wir uns damit beschäftigt haben, verstanden wir die Bedeutung der Stammzellenforschung für die Medizin.

Also gibt es doch eine Zeitenfolge? Ich sehe es anders: In allen Fällen ist eine autonome Tempussetzung naheliegend. (7) enthält im Objektsatz ein generelles Präsens: Die Erfahrung nach der Geburt ist nicht etwas, das auf die Handlungszeit des Trägersatzes beschränkt ist. In (8) kann das Plusquamperfekt eine besondere modale (adversative) Bedeutungskomponente bezeichnen (Wunderlich 1970, S. 151 f.). In (9) würde man eher einen präsentischen Relativsatz erwarten, doch hier dient das Erzähler-Jetzt als zeitlicher Fixpunkt, und das ist auch nach der neuen Duden-Grammatik (Duden 2009, S. 515 [§ 747]) korrekt. (10) ist überhaupt korrekt: Wenn eine Frau und ein Mann zusammen die Nacht verbringen, müssen sie sich schon dadurch

kennen und wohl auch schon wenigstens kurz vor ihrer nächtlichen Aktion gekannt haben. Die gegenseitige Unkenntnis ist in dieser fraglichen Nacht ganz eindeutig vergangen. (11) wird besser, wenn man statt *verstanden* das Verb in *erkannten* ändert: Die Beschäftigung führt zur Erkenntnis, aber vielleicht auch zum Verstehen. Ungewöhnlich mag das Perfekt im Temporal-satz erscheinen, aber die Handlung ist eindeutig nicht resultativ (präteritales Perfekt). Ich sehe in diesen Beispielsätzen keine Grammatikfehler, sondern einzelne stilistische Ungeschicklichkeiten.

3.5 Der lebendige Popanz zeigt sich besonders deutlich, wenn man im COSMAS-Korpus des Instituts für Deutsche Sprache mit dem Stichwort „Zeitenfolge“ nach Belegen sucht. Dort ist nicht nur der grammatische Terminus gemeint; wenn das aber der Fall ist, dann ist in den Zeitungsbelegen meistens ein sprachkritischer Ton zu hören. Einige Beispiele:

„Bevor unsere Mutter starb“, steht da in einer beschreibenden Passage, „stellte sie ein Video zusammen, von dem sie annahm, dass es Lisa vielleicht gefällt.“ „Aha“, denken wir, „keine **Zeitenfolge**, kein Konjunktiv. Vielleicht hält sich auch Sedaris in dieser Passage nicht an die Regeln der Grammatik?“ (Zürcher Tagesanzeiger, 17.5.1999, S. 55)

Die Sprache ist blaß, auf die **Zeitenfolge** wird kein Wert gelegt; der alberne Diktierstil, der freier Erzählweise widerrät, bremst die Bereitschaft mitzuempfinden, gelegentlich nachgeschobener Gefühlsschwulst wirkt eher aufgetragen und peinlich. (Nürnberger Nachrichten, 5.10.1991, S. 22; über ein Buch von Ulrich Sahn)

»Ich bin zuversichtlich, dass am Ende des heutigen Tages eine Verständigung erzielt wurde«, sagte SPD-Innenpolitiker Dieter Wiefelspütz in nicht ganz korrekter **Zeitenfolge**. (Nürnberger Nachrichten, 26.5.2004)

Zeitenfolge nicht im Griff

Zum Thema Grammatik

Nein, ich mache bestimmt nicht alles richtig, sonst brauchte ich keine ganze Dudenreihe zum Nachsehen. Sixtus Beckmesser ist auch nicht meine Lieblingsfigur in den Meistersingern, dennoch stößt es mir sauer auf, wie oft gestandene Redakteure beiderlei Geschlechts die deutsche Grammatik verunstalten.

Gerade heute habe ich wieder ein Paradebeispiel gelesen, einen Bericht, in dem entweder Wirkung und Ursache vertauscht wurden oder beim Abfassen der Zeitdruck zu groß war – oder die Verfasserin mit Imperfekt und Plusquamperfekt (auf deutsch der 1. und der 3. Vergangenheit) auf Kriegsfuß steht. (Nürnberger Zeitung, 20.5.2011, S. 5; **Zeitenfolge** nicht im Griff)

*Zu: „**Zeitenfolge** nicht im Griff“ vom 20.5.

Vielen Dank für den Leserbrief „Grammatik“. Ja, unsere Sprache wird grausam verschandelt. Einfachstes wird falsch gemacht. Es fehlen Endungen („...mit dem Herz...“ und „...was beim Mensch hilft...“), es wird falsch gebeugt („...giltet das nicht...“ und „abgewägt“). Bei „gewinkt“ gibt der Duden jetzt schon nach! Frau Britt im Fernsehen entschuldigte sich kürzlich, weil sie gesagt hatte: „Ihr trenntet Euch!“ und das als falsch empfand. Die Mehrzahl wird falsch gebildet („Zu-

wächse“). Sehr gut, dass Herr Jauch es vor ein paar Tagen wagte, eine Kandidatin zu verbessern, weil sie eine Endung weggelassen hatte. (Nürnberger Zeitung, 10.6.2011, S. 6; Lesermeinungen kurz gefasst)

„Wir haben nun starke Beweise, daß der Irak mit einem großen Programm zur Entwicklung von biologischen Waffen für Angriffszwecke beschäftigt ist.“ So hörte es das aufmerksam lauschende Publikum bei einem Christopher-Vortrag vor der jüdischen Anti-Defamation-League, und so wurde es auch auf das Tonband gebannt. In seinem Redetext jedoch lag die verbotene Beschäftigung des Irak bereits in der Vergangenheit. Las der Minister falsch vom Blatt? Ging er absichtlich vom vorbereiteten Text ab? Oder hat er gar Probleme mit der **Zeitenfolge**? Lauter Fragen, die mitunter ebenso schwer zu beantworten sind, wie die nach den wahren Ambitionen des Irak. (Die Presse, 6.4.1995, Ressort: Ausland)

Besonders ergiebig sind die Diskussionsbeiträge in der Wikipedia (unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion>):

Wer sollen denn jetzt „sie“ sein? „Jesusfreund [...] mit seinen Deutschkenntnissen“ bekommt keine gute B-Note für **Zeitenfolge**. (Benno_Ohnesorg/Archiv/2009: Wikipedia, 2011)

Es wäre überdies nett, wenn IP 85.178.23.205 unterschreiben und die deutsche Grammatik (**Zeitenfolge**) etwas sorgfältiger beachten würde. (Cuba_Si: Wikipedia, 2011)

„Nachdem seine Schüsse den davontreibenden Blake verfehlen, erschießen er und Nobody“ – erschossen hätten sie einander mit oder ohne Treffer auf Blake. Es geht nur um eine Reihenfolge von Fakten. Das verwischt die Verwendung von „nachdem“. (Die **Zeitenfolge** wäre übrigens: „Nachdem... verfehlt haben, erschießen“.) (Dead_Man/Archiv: Wikipedia, 2011)

... schien es nur zu wahrscheinlich, dass Genêt unter der Guillotine hingerichtet werden würde, würde er den Jakobinern übergeben. Stimmt da die **Zeitenfolge**? Wäre nicht ...wäre er den Jakobinern übergeben worden die richtige Grammatik? (Edmond-Charles_Genêt: Wikipedia, 2011)

c) der Part über seine AIDS-Erkrankung wirkt wirr und widersprüchlich (falsche **Zeitenfolge**, zu häufige Sprünge). (Freddie_Mercury/Archiv/1: Wikipedia, 2011)

Zeitenfolge

Hat jemand etwas dagegen, wenn ich im Abschnitt zur Gründungsgeschichte die korrekten (Verb-)Tempi einarbeite? Da ich mit diesem Artikel nicht verheiratet bin, frage ich mal lieber an. Gruß F. (Lehmbruck-Museum: Wikipedia, 2011)

Satzunglücke wie „Wäre ein Amateurlub, von dem die Profimannschaft in der Bundesliga spielt, auf Platz Eins gestanden, wäre der Zweitplatzierte aufgestiegen, außer das Profiteam dieser Mannschaft würde den Abstiegsplatz der Bundesliga belegen.“ **Zeitenfolge**, Ausdruck, Schachtelung und Beziehungsfehler. – Mannschaft und Verein sind bei Zeiten eben keine Synonyme – in dieser Dichte verbieten ein Babberl. Allgemein weiss der Artikel nicht, ob er eine gram. Vergangenheit oder historisches Präsens nutzen will, sondern wechselt teilweise bis zur unfreiwilligen Komik – die Konjunktive wechseln an einzelnen Stellen in einem Satz von Gegenwart in Vergangenheit und zurück. Aber selbst da, wo die Sprache nicht

vollkommen daneben geht, bleibt immer noch Fansprech für Fans. Ist zwar ein großes Problem aller Sportartikel, aber bei den soliden Babblersportartikel besser gelöst und das kann man auch verlangen. (Österreichische_Fußballmeisterschaft_2008/09: Wikipedia, 2011)

Logischer Fehler

Hallo,

wenn ich diesen Satz lese bekomme ich einen Knoten in der **Zeitenfolge**: „Zusammen mit seiner Frau arbeitet Krugman zur Zeit an einem Lehrbuch über Mikro- und Makroökonomie, das im Dezember 2005 unter dem Titel Economics erschien.“ (Paul_Krugman: Wikipedia, 2011)

Ich kann hier die einzelnen Stellen nicht kommentieren; manche Bemerkungen sind durchaus berechtigt und verweisen auf stilistische Ungeschicklichkeiten. Andererseits zeigen diese Belege, dass die Zeitenfolge auch dort, wo sie noch immer als grammatische Regel gilt, für (wohl nicht professionelle) Autoren Schwierigkeiten macht. Oft wird aber auch die Zeitenfolge unspezifisch im Zusammenhang von abwertenden und inhaltlich-kritischen Bemerkungen gebraucht, gelegentlich auch von Kritikern, die in ihren eigenen Texten fehlerhafte Ausdrücke verwenden (*Tempi* als Plural von *Tempus*).

4. Sprachwandel und Sprachkritik

4.1 In sprachwissenschaftlicher Sicht könnte das Thema „Sprachkritik“ mit den Argumentationen „Sprachwandel statt Sprachverfall“ und „Sprachgebrauch als Grundlage für Sprachrichtigkeit“ erledigt werden. In jedem einzelnen Bereich kann man recht genau erklären, warum es zu Veränderungen kommt und welchen Sinn Änderungen im Formenbereich der Sprache haben können. Es gibt zur Sprachverfallsliteratur auch eine entsprechende wissenschaftliche „Gegenliteratur“. Zu den bekannten Büchern von Bastian Sick (2005, 2006a, 2006b) haben Meinunger (2008) und Ägel (2008) einiges richtiggestellt, und es gibt auch entsprechende übersichtliche und zusammenfassende Darstellungen, z.B. Schrodtt (1995). Besonders hervorheben möchte ich hier das überaus informative Buch von Annette Trabold (1993), dem ich eine Neuauflage wünsche. Mit der Laienlinguistik und ihren Erscheinungen befassen sich mehrere Forschungsprojekte, auch am Institut für Deutsche Sprache. Diese „Gegenliteratur“ hat ebenfalls eine lange Geschichte: Zu Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten“ (Wustmann 1891) gibt es das Büchlein von Jakob Minor (Minor 1892) „Allerhand Sprachgrobheiten“, und auch unter den Sprachratgebern finden sich auch schon ältere Arbeiten, die sich um ein ausgewogenes Urteil bemühen und Sprachwandelerscheinungen berücksichtigen (Vernaleken 1900; Matthias 1929; Sanders 1908). Die aktuellen Zweifelsfälle-Ratgeber (Duden 2002; Wahrig 2009) sind im Großen und Ganzen zuverlässig und berücksichtigen auch neuere Entwicklungen und regionale Erscheinungen. Sogar unter der

Gebrauchsliteratur gibt es Publikationen, die wenigstens Ansätze von Toleranz gegenüber Sprachveränderungen zeigen (Mackowiak 2008). Doch das Grundproblem des Verhältnisses von Sprachrichtigkeit und Sprachkritik bleibt davon unberührt. Es ist am besten im ersten Buch des Rhetorik-Werkes von Quintilian aus dem ersten Jahrhundert nach Chr. beschrieben. Quintilian kritisiert Analoge und Etymologie als Grundlagen für die Beurteilung von Sprachrichtigkeit und fragt danach, was nun als argumentative Basis übrig bleiben kann. Seine Bemerkungen sind auch nach Jahrhunderten gültig (nach der Ausgabe Rahn, S. 105):

So bleibt also der Sprachgebrauch noch (zur Betrachtung) übrig; denn es wäre ja fast lächerlich, die Redeweise, wie die Menschen (früher) gesprochen haben, der Redeweise, wie man jetzt spricht, vorzuziehen. Und was ist denn die alte Sprache anderes als der alte Sprachgebrauch? Aber gerade hierfür braucht man Urteilskraft und muss vor allem festsetzen, was wir denn eigentlich Sprachgebrauch nennen. Wenn er seinen Namen nach dem hat, was die Mehrzahl tut, wird er eine höchst gefährliche Vorschrift geben, nicht nur für die Rede, sondern, was mehr bedeutet, für das Leben: Woher nämlich käme das Gute in solcher Fülle, dass der Mehrzahl gefiele, was recht ist? Wie also das Auszupfen der Haare, das Auftürmen von Haarflechten und die Gelage in Bädern, wieweit sie auch im Staat eingedrungen sind, nicht Brauch sein werden, weil nichts von diesen Dingen ohne Tadel bleibt – während wir dagegen nach Brauch baden, das Haar scheren und unsere Festmähler halten –, so wird man auch beim Sprechen nichts als Sprachregel nehmen, wenn es sich in fehlerhafter Weise bei vielen festgesetzt hat. Denn, um zu [dem] überzugehen, wie im Volk die Ungebildeten sprechen, so wissen wir doch, wie oft schon ein ganzes Theaterpublikum und die ganze Menge im Zirkus barbarisch gebrüllt hat. Also werde ich das Gebräuchliche in der Sprache die Übereinstimmung der Gebildeten nennen, so wie im Leben die Übereinstimmung der Guten.

Das Gebräuchliche in der Sprache wird durch die Übereinstimmung der Gebildeten begründet. Die Gebildeten sind im Leben die Guten. Ihre Übereinstimmung sichert die Sprachnormen. Sprache als selbstregulierendes System, das seine Funktionalität im Sprachwandel durch Formenumbau erhält, ist hier nicht im Blick. Dieser Konflikt ist grundsätzlich unauflösbar: So funktioniert Sprachkritik ohne Sprache.

4.2 Die Übereinstimmung der Gebildeten und Guten sichert aber nur dann allgemein verbindliche Sprachnormen, solange das Sozialgefüge der Sprechenden stabil bleibt und solange die Gesellschaft mit ihren gruppenspezifischen Lebensformen im Zusammenwirken sich selbst stabilisiert. Sobald die Grenzen dieser Lebensformen durchlässig werden oder sobald sich die kulturbegründenden Zentren auflösen und damit ihre integrierende Funktion nicht mehr wahrnehmen können, werden andere Sprachgebräuche sichtbar und bilden Material für kommunikative Aufgaben, die in einer stabilen Gesellschaft mit elitären Eigenschaften anders gelöst worden wären oder sich in dieser Form nicht gestellt hätten. Ich zeige das an nur einem Beispiel aus dem Bereich der Jugendsprache (te Neues Verlag (Hg.) o.J., S. 32 f.):

Nachtfalter

Malinda Smith, 24 Jahre, Mojo Club, 1:23 Uhr

Entschuldigung, was geht hier vor?
Der Beat ist fett.
Entschuldigung?
Hier geht es um Rap-Musik, Mann.
Sie kommen da gerade raus. Wie fühlt sich der Rap an da drinnen?
Fette Beats. Fette Rhymes. Coolmann von Fünf Sterne Deluxe legt auf. Bester Flow. Es fühlt sich warm an und sexy. Ich muss mich abkühlen.
Sie reden Rap-Sprache, oder?
Hey, das ist natural.
Oh, wie viel macht denn Rap in Ihrem Leben aus?
10 Prozent vielleicht.
Sind Sie Anhänger

des hinduistischen Glaubens?
Mann, wie kommt du denn auf so einen Scheiß?
Dieser hinduistische Gott da auf Ihrem T-Shirt.
Ach, irgendeine Inderin ist das. Ich habe es in Kroatien gekauft.
Nein. Aber glauben die da an Rap?
Ja, klar, es gibt guten kroatischen HipHop – eine Gruppe da heißt Tram 11.
Und die sind, ähm, fett?
Ich schwör es dir.
Glauben Sie, so ein Fest wie hier könnte ich auch in München finden?
Nein. Wenn du HipHop willst, mußt du nach Hamburg. Absolute Beginner, Eins Zwei, Fünf Sterne – alles Hamburg.

Nick Sohnemann, 22 Jahre, Amphore, 0:15 Uhr

Entschuldigung, was ist das für ein Auto?
Ein Chrysler von 1964.
Sie sind genau vor das Café gefahren. Als Sie ausstiegen, johlte und prüft die Menge. Wie fühlen Sie sich?
Die haben mich verspottet. Die dachten: Der ist Minderwertigkeitskomplexe. Mir war es ein bisschen peinlich.
Haben Sie Minderwertigkeitskomplexe?
Ich glaube nicht. Ich stehe doch immer im Mittelpunkt.

Sind Sie vielleicht auf der Suche nach Liebe?
Von der Liebe bin ich enttäuscht. Ich habe beim Ausgehen noch nie jemanden kennen gelernt.
Bringt denn so ein Auto Vorteile beim Ausgehen?
Selten. Einmal allerdings sind wir vor dem „La Cagel“ vorbeigefahren, da war direkt vor der Tür ein Parkplatz, vor dem Eingang eine lange Schlange. Ich frage den Türsteher aus dem Auto: Können wir rein? Und der sagt: mit so einem Auto – natürlich.

Hamburg kennt keine Sperrstunde: Jede Nacht zieht die Szene ungebremsst durch die Clubs. Vier Nachtschwärmer berichten
Von Philipp Oehmke,
Fotos von Enver Hirsch

nightlife

MAX City Guide 33

Abb. 1: Rapsprache (Quelle: MAX City Guide Hamburg)

Wir sehen hier ein Beispiel für das, was Spitzmüller (2006, S. 45 f. unter Bezugnahme auf Arbeiten von Neuland und Januschek) einen „diskursiven Wandel“ genannt hat, die Entwicklung eines positiven Bildes von Jugendlichkeit in den 1990er Jahren – ein Bild, das ebenso von Stereotypen geprägt ist wie die sprachkritische Opposition. „Dabei werden Jugendliche und ihre Sprache nicht weniger zur Projektionsfläche gesellschaftlicher Werte als im jugendsprachkritischen Diskurs [...]“. Zeichen dieser „medialen Überhöhung“ finden sich hier in diesem Ausschnitt aus einer Werbeschrift für die Stadt Hamburg deutlich: Die Rap-Sprecherin ist ein adrettes Mädchen mit sehr gemäßigten subkulturellen Merkmalen (Freizeitkleidung, dunkle Hautfarbe, vielleicht auch die Frisur), und sie lächelt sehr freundlich. Die Jugendlichen sind in einem gemäßigten Alter, eigentlich schon junge Erwachsene. Die sprachliche Anarchie ist ebenfalls sehr gemäßig, und dennoch bildet sich im Text wenigstens andeutungsweise die Differenz der Generationen ab, wenn der Reporter etwas schamhaft fragt *Und die sind, ähm, fett?* und die Antwort erhält *Ich schwör es dir*. Die Kollision der Werthorizonte (Volmert

2006, S. 93) präsentiert sich gemäßigt. Es kommt nicht darauf an, dass die Sprache in dieser Werbeschrift authentisch ist (sie ist es höchstwahrscheinlich nicht). Es kommt nur darauf an, dass sich Formen der Jugendsprache aus der subkulturellen Umgebung herausbewegt haben und – natürlich wiederum domänen- und registerspezifisch – ihren Wert in der Alltagskommunikation gesichert haben.

4.3 Ähnliche Fälle kann man auch in der Kiezsprache (Wiese 2012, dort auch die Beispiele) beobachten. Auch hier sind allgemeine Sprachverfallsklagen fehl am Platz: „Kiezdeutsch ist Teil eines Repertoires, in dem das Standarddeutsche ebenso seinen Platz hat. Sprachkompetenz bedeutet auch, aus diesem sprachlichen Repertoire je nach Situation eine angemessene Wahl zu treffen“ (ebd., S. 212 f.). Unter den kiezsprachlichen Wendungen sind Konstruktionen ohne Artikel bekannt – so bekannt, dass sie als besonders auffällige Eigenschaft gelten können. Ein Jugendlicher zu seinem Freund, der bei Rot über die Straße läuft: *Machst du rote Ampell!*. Über Transportmöglichkeiten: *Hast du U-Bahn?* – *Nee, ich hab Fahrrad*. Am Einband ist zitiert: *Lassma Kino gehn*. Wiese (ebd., S. 76 f.) versteht diese Bildungen als neue Funktionsverbgefüge. Ich sehe in solchen Konstruktionen eher neue Inhaltsobjekte, welche die Verbalhandlung unspezifisch charakterisieren. Ihre syntaktische Funktion ist weder die eines Akkusativ- oder Dativobjekts noch die eines Lokalkasus. Solche neuen Objekte finden manchmal ihren Weg in die Tageszeitung. In einem „Leserbrief“ (eigentlich Lesermail) des in Österreich sehr bekannten Lehrers und Autors Niki (Nikolaus) Glattauer wird folgender Dialog zwischen einer Lehrerin und einer etwa 12-jährigen Schülerin zitiert (Kurier, 11.2.2013, S. 15):

- Frau Lehrer, die Sabine fehlt.
 - Hab ich gesehen, Merve.
 - Sie ist im Park. Sie sagt, sie geht nicht Schule.
 - In die.
 - Was?
 - In die Schule, heißt das. War sie gestern auch im Park?
 - Nein, gestern ist sie bei dem Mann gegangen.
 - Zu. Zu dem Mann. Du meinst ihren Vater.
 - Nein, bei dem anderen Mann.
 - Zu. Zu welchem anderen Mann?
 - In seine Wohnung. Sie tun fernsehen. Er raucht auch.
- (Die Lehrerin ruft besorgt die Sabines Mutter an, kann sie aber nicht erreichen. Zurück in die Klasse fragt sie, wer diesen Mann kennt. Cafer weiß es:)
- Ich glaube, es ist ihr Cousin. Er geht Poly.¹
 - Er geht Poly? Wie alt ist er?
 - Eh nicht ganz alt. 16 oder 17.

¹ Poly = Polytechnische Schule, eine Zwischenstufe zwischen Pflichtschule und Berufsausbildung.

Es ist nicht sicher, ob es sich um ein authentisches Beispiel handelt; der Text hat hier wohl auch die Funktion einer Kultur-Comedy (Canoglu 2012, S. 46 f.). Aber der Autor ist Lehrer und hat Erfahrungen genau in diesem Milieu, das er zu Wort kommen lässt. Solche neuen Inhaltsobjekte sind im grammatischen Bau des Deutschen durchaus funktional: Der Schulgang ist ein komplexes Verhaltensmuster, bei dem die Richtung kommunikativ nicht wichtig ist (die Park-Situation wird korrekt durch eine Präpositionalphrase bezeichnet). Vielleicht ist auch der normabweichende Gebrauch der Präposition *bei* sachgemäß. Im letzten Teil des Dialogs übernimmt die Lehrerin den substandardsprachlichen Ausdruck: Bei einer Nachfrage wäre eine Korrektur nicht angemessen, aber vielleicht hat sie schon andere Sorgen als die korrekte Grammatik. Knapp eine Woche danach hat die Kiezsprache schon die erste Seite der Zeitung erobert:

Abb. 2: Kurier (Ausgabe vom 17.2.2013)

Formen der Kiezsprache sind funktionalstilistisch in manchen Kommunikationssituationen durchaus adäquat: Sie sind neu, auffällig, expressiv, oft emotionell, und charakterisieren Einstellungen und Werthaltungen, die im Journalismus und in formloser Kommunikation durchaus wirkungsvoll sein können, kurz: Sie kommt gut an. Der Journalist Dietmar Krug zeichnet ein sympathisches Bild der Kiezsprache in einer Rezension von Wiese (2012):

Und es ist auch kein gebrochenes Deutsch, wie uns die Medien weismachen wollen, kein radebrechender Ghetto-Slang von Menschen, die es einfach nicht besser können. Es ist eine Sprache mit klaren Regeln in Wortschatz, Satzbau und Grammatik. Und weil dem so ist, wagt Heike Wiese eine These und hebt das Kiezdeutsch in den Rang eines Dialekts, eines „Turbodialekts“, weil er noch so jung und dynamisch ist. Denn in seinen Abweichungen vom Standard folgt das Kiezdeutsch nur der dialektalen Sprachlogik. Ein Beispiel: „Lassma Kino gehen“, sagt man auf Kiezdeutsch. Wenn das falsch ist, weil man schließlich ins Kino geht, dann hat auch jener Steirer falsches Deutsch gesprochen, der unlängst meine Frau gefragt hat: „Bist in Murau Schul gängen?“ Und wenn die kiezdeutsche Ankündigung „Ich frag mein Schwester“ grammatikalisch falsch ist, was war dann die Frage eines alten Bewohners meines rheinischen Heimatdorfes, als er zum ersten Mal meine Frau gesehen hatte und wissen wollte, ob sie zu mir gehört: „Is dat et Dietmar et sin?“

Naserümpfen löst das Kiezdeutsch ja nicht deshalb aus, weil es wie Kauderwelsch klingt, sondern weil es eine Unterschichts-Jugendsprache ist, deren Aufgabe nun einmal darin besteht, den Sprecher möglichst rotzig von den „Alten“ abzugrenzen. (Die Presse, 10. Februar 2013, S. 10)

So ist es verständlich, dass sich manche kiezdeutsche Formen vielleicht auch über den lexikalischen Bereich hinaus als Innovationen verbreiten können, wobei „[d]ie sprachliche Akkomodation Erwachsener an Jugendliche, die Imitation massenmedialer Stereotype und die Mitnahme jugendsprachlicher Varianten ins Erwachsenenalter [...] als parallel wirksame Prozesse anzunehmen [sind]“ (Androutsopoulos 2005, S. 203). Ihre soziostilistische Markierung wird es aber wohl verhindern, dass sie in den Kernbereich der standardsprachlichen deutschen Syntax vordringen.

4.4 Die sprachgeschichtlichen Vorgänge hat Mattheier (1995, S. 10) so zusammengefasst:

Soziokulturell bedingte Variation entstammt in erster Linie drei verschiedenen Quellen. Einmal entstehen sozio-kommunikative Varianten bei dem Versuch der Anpassung von in der Kompetenz vorliegenden Sprachhandlungsmustern an die jeweils neue Sprachhandlungssituation und -intention. Dann werden, verursacht durch Bewertungsdifferenzen, ständig Varianten aus anderen Sprachvarietäten und auch Sprachen entlehnt. Und schließlich gibt es auch noch die bewusste und geplante Produktion von Sprachvarianten im Zusammenhang mit Sprachplanungsprozessen. Die reale Sprachproduktion ist also durch Variantentypen verschiedenster Provenienz geprägt. Die in der Sprache vorhandenen Varianten bilden nun das Reservoir, aus dem sich einige dieser Varianten als Innovationen herausbilden, d.h. als Ansatzpunkt für dauerhafte Veränderungen.

Abb. 3: Quellen der sprachkulturellen Variation (Mattheier 1995, S. 15)

5. Von den Kräften der deutschen Sprachkritik

5.1 Sprachkritik ohne Sprache ist aber keineswegs eine paradoxe Erscheinung: Sie belegt eine wichtige Funktionsstelle im öffentlichen und privaten Diskurs über Sprache. Zu ihrer Erklärung eignet sich die Begrifflichkeit, die Niklas Luhmann in seiner Theorie sozialer Systeme aufgebaut hat (Übersicht: Luhmann 2012; einige Formulierungen in Anlehnung an Kneer/Naschi 1997); ich muss mich hier auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Gesellschaftliche Ordnung gründet sich auf einen generellen Wertekonsens. Dieser Wertekonsens ist im sozialen Leben fest institutionalisiert und wird von den Handelnden im Sozialisationsprozess verbindlich erworben. Oberster Bezugspunkt der funktionalen Analyse ist die Komplexität der Welt. Für das menschliche Bewusstsein ist die Komplexität der Welt in ihrer Menge alles dessen, was möglich ist, nicht fassbar und erfahrbare; sie überfordert die Fähigkeit des Menschen zu bewusster Erlebnisverarbeitung. So entsteht zwischen der äußersten Weltkomplexität und dem menschlichen Bewusst-

sein eine Lücke. Hier treten soziale Systeme ein: Sie übernehmen die Aufgabe der Reduktion von Komplexität und bilden „Inseln geringerer Komplexität“. Die möglichen Zustände oder Ereignisse werden sozusagen auf ein menschliches Maß verringert und geben dadurch den beteiligten Personen Orientierungshilfen. Damit soziale Systeme funktionieren, müssen sie aber, metonymisch formuliert, stets in einen Diskurs über die Grenze zwischen System und Umwelt eingehen. Diesen Diskurs leistet die Sprachkritik. Sie hat den Status einer Beobachtung und bezeichnet etwas anhand einer Unterscheidung, sagen wir gleich: richtige und falsche Sprache (wobei der Ausdruck „Sprache“ polysem ist – es können Sprachformen, Sprachvorkommnisse, Sprachgebräuche, Sprachbräuche, vielleicht auch Sprachträger sein). Im Rahmen einer Unterscheidung kann aber immer nur eine Seite betrachtet werden, also hier die falsche Sprache. Um falsch und richtig zusammen beobachten zu können, bedarf es einer Beobachtung zweiter Ordnung: Das leistet die (wissenschaftliche) Kritik der Sprachkritik. Durch diese Beobachtung zweiter Ordnung verschiebt sich auch die objektbezügliche Begrifflichkeit: Man wird nicht mehr so einfach von richtig und falsch sprechen wollen, sondern von kommunikativ funktional bzw. nicht funktional. Soziale Systeme haben keinen unmittelbaren Kontakt zu ihrer Umwelt. Die Beobachtung ist eine systeminterne Operation und damit immer eine Konstruktion eines Systems mittels kommunikativer Akte. Eine bestimmte Kommunikation verweist selbstreferenziell auf vorhergehende Kommunikationen (nach Luhmann „mitlaufende Selbstreferenz“). So wird in sozialen Systemen die Selbstreferenz mit Fremdreferenz angereichert: In operativ geschlossenen Systemen kann so auf Anderes verwiesen und damit Offenheit erzeugt werden. Jede Beobachtung ist an eine spezifische Unterscheidung gebunden. Es gibt immer mehr als eine Unterscheidungsmöglichkeit, in unserem Fall also falsch – richtig bzw. funktional – nicht funktional. Keine dieser Unterscheidungen ist die „wahre“ oder „angemessene“ Unterscheidung, sondern sie ist an die Beobachtungsperspektive gebunden und den Beobachtungsoperationen mitgegeben. Keine Beobachtung kann sich im Moment der Beobachtung selbst beobachten: Eine Beobachtung kann eine bestimmte Unterscheidung gebrauchen, aber nicht im gleichen Moment beobachten und gebraucht somit ihre Unterscheidung als ihren blinden Fleck, der erst in einer zweiten Beobachtung mit einer anderen Unterscheidung bezeichnet werden kann. Beobachtungen zweiter Ordnung beziehen sich auf eigene Unterscheidungen; die „zweite Ordnung“ gilt nur in Bezug auf eine andere Ordnung und hat an sich keine privilegierte Position (weil sie ihren eigenen blinden Fleck hat). Der „zweite“ Beobachter kann nur den blinden Fleck des „ersten“ Beobachters beobachten. In Luhmanns eigenen Worten: Der Ideologiekritiker ist nicht besser dran als der Ideologe. Er hat aber dem Beobachter erster Ordnung voraus, dass er Rückschlüsse auf

seine eigenen Beobachtungsoperationen ziehen und seinen eigenen Standpunkt relativieren kann – er sieht zumindest, dass er nicht sehen kann, was er nicht sehen kann. In der Stafette der Beobachtungsordnungen hat die Sprachkritik ohne Sprache die Funktion, die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Differenzen zu sichern und auf diese Weise die Stabilisierung der „richtigen Sprecher“ herzustellen. Die Beobachtung zweiter Ordnung konzentriert sich auf die gesellschaftliche und sprachliche Funktionalität. Da es Beobachtungsordnungen beliebiger Komplexität geben kann, könnte man auch fragen, ob es eine Beobachtung dritter Ordnung gibt. Es bietet sich eine Beobachtung von einem transzendenten Gesichtspunkt aus an, also von einem Punkt aus, der die absolute Übereinstimmung (oder Nicht-Übereinstimmung) von Sprache und Gesellschaft garantiert, eine Art paradiesische Ursprache, die im Lauf der Menschheitsgeschichte verlassen wurde. Vielleicht kann man so die Sprachkritik von Karl Kraus verstehen: Kraus hätte in dieser Sicht alle Beobachtungsstufen eingenommen und als Ganzes dargestellt (und damit auch einige Verwirrung angerichtet).

5.2 Sprachkritik erster Ordnung braucht Differenzen. Differenzen kommen aus verschiedenen Substraten und Entwicklungen. Allen diesen Differenzen ist gemeinsam, dass sie aus der Störung einer ursprünglichen Stabilität entstanden sind. In grober Vereinfachung kann man davon ausgehen, dass diese ursprüngliche Stabilität literatursprachlich geprägt ist und im Deutschen in der Sprache der Weimarer Klassik am reinsten ausgeformt ist. Störungen kommen aus den bekannten Existenzformen der Sprache: diatopisch – die zunehmende Beteiligung von regionalen Sprachformen als Verkehrsdialekte mit großräumiger Geltung; diaphasisch – die zunehmende Beteiligung von funktionalen Varietäten, also etwa Fachsprachen und Gruppensprachen bis hin zum Jargon; diastratisch – die zunehmende Beteiligung unterschiedlicher sozialer Schichten (z.B. Jugend/Alter, Männer/Frauen usw.); diamedial – die zunehmende Beteiligung von verschiedenen medialen Kanälen (Zeitung, Rundfunk, Neue Medien, Fanzines usw.); diakonzeptuell – die zunehmende Beteiligung mündlicher Sprachformen an der grammatischen Ausformung der Schriftsprache; manche dieser Existenzformen kann man vielleicht unter bestimmten stilistischen Ebenen und Schichten zusammenfassen („Diastilistik“). Die zunehmende Komplexität der Gesellschaft (ihre polykontextuale Strukturiertheit) spiegelt sich in der zunehmenden Komplexität des Sprachverhaltens: Es ist in der heutigen Schriftsprache viel mehr üblich, akzeptiert, „erlaubt“ als zur Zeit der Weimarer Klassik. Besonders deutlich ist das am Beispiel der Wissenschaftssprache und Sonderformen wie *Parlando* in manchen Domänen. Dazu kommt noch eine diachronische Komponente, nicht nur in Bezug auf innersprachliche systembedingte Entwicklungen, sondern vor allem auch durch gesellschaft-

liche Veränderungen. Besonders deutlich ist das in der neueren Sozialgeschichte ab dem Zweiten Weltkrieg. Mindestens beteiligt sind Wertewandel (traditionelle → materielle → postmaterielle Grundorientierung) und die vermehrte Beteiligung von verschiedenen gesellschaftlichen Schichten aus dem alternativen und hedonistischen Milieu (Schulze 2000, S. 335 ff.). Alle diese Veränderungen führen zu neuen sprachlichen Verhaltensweisen, die man vielleicht zusammenfassend als „sprachliches Aufmerksamkeitsmanagement“ bezeichnen kann. Sehr deutlich ist das in den Formen der Werbung und der politischen Sprache. Besonders problematisch ist das überall dort, wo eine Ausgleichssprache unerlässlich ist oder für unerlässlich gehalten wird, also in der Schule, in der öffentlichen Kommunikation, in vielen institutionellen Bereichen, und genau dort liegt das angestammte Gebiet sprachkritischer Aktionen.

5.3 Sprachkritik enthält schon in einem ihrer Wortbestandteile, der Kritik, eine Bedeutungskomponente der Unterscheidung. Insofern ist die Systemtheorie geradezu für das Verständnis der sprachkritischen Aktionen und ihrer Akteure vorausbestimmt. Die Theorie der Ordnung von Beobachtungsstufen erlaubt den Ansatz einer hierarchischen Schichtung von Unterscheidungsaktionen, so etwa wie sie Roland Barthes in seinen „Mythen des Alltags“ dargestellt hat: Aus Bedeutendes und Bedeutetes entsteht ein Zeichen, das in einem sekundären semiotischen System, dem Mythischen, wieder ein Bedeutetes für ein anderes Zeichen werden kann. Systemtheoretisch kann sich diese Schichtung prinzipiell immer wieder aufbauen. Versuchsweise gebrauche ich für das Mythos-System der Sprachkritik den Terminus ‚Aufklärung‘. In dieser Sicht ordnen sich die verschiedenen Aufklärungsstufen ausgehend von grammatischer/lexikalischer Aufklärung (mit der Korrelation falsch – richtig, also die herkömmlichen Sprachratgeber) über linguistische Aufklärung (Korrelation sprachlich funktional – sprachlich nicht funktional, also die Vertreter der Metakritik) bis zur hier vorgestellten soziologischen Aufklärung (Korrelation gesellschaftlich funktional – gesellschaftlich nicht funktional). Da es ja um Polaritäten geht, kommt ein weiteres strukturalistisches Konzept ins Spiel: Ethik und Moral. Luhmann unterscheidet bekanntlich zwischen Ethik, die das Verhalten des Menschen im Alltagsleben lenkt, und Moral, welche als besondere Art von Kommunikation als Kode mit der Unterscheidung von gut – schlecht oder gut – böse operiert. Ethik ist in dieser Sicht eine Reflexionstheorie der Moral. Die Moral selbst liefert Hinweise auf Achtung und Missachtung in Bezug auf die Person als Ganze. Der moralische Kode ist universal und kann auf jedes Thema, jede Handlung, jede Ansicht angewendet werden. Hier lohnt sich ein Zitat (Luhmann 1990, S. 18):

Achtung und Missachtung wird typisch nur unter besonderen Bedingungen zuerkannt. Moral ist die jeweils gebrauchsfähige Gesamtheit solcher Bedingungen. Sie wird keineswegs laufend eingesetzt, sondern hat etwas leicht Pathologisches an sich. Nur wenn es brenzlich wird, hat man Anlass, die Bedingungen anzudeuten oder gar explizit zu nennen, unter denen man andere bzw. sich selber achtet oder nicht achtet.

Auf die Ethik als Begründungstheorie der Moral will ich hier nicht eingehen. Beachtenswert ist jedenfalls, dass Luhmann moralische Kommunikation als problematisch ansieht: Sie ist oft gekennzeichnet durch einen besonderen Eifer und durch besondere Hartnäckigkeit der moralischen Bewertungen. Daher münden solche Kommunikationen auch oft in Auseinandersetzungen und Gewalt. In diesem Zusammenhang ist es aber evident, dass moralische Kommunikation zunimmt, vor allem in den Medien: Sie haben nach Luhmann einen gewaltigen Verbrauch von Moral, und zwar einer Moral, die im normalen Leben nicht gebraucht wird. Das hat Günther Pflug als „Ausweitung der Wirklichkeit“ beschrieben und den Wandel der Ethik zu einer Moral der Medien am Beispiel der Idee der Menschenrechte gezeigt. Kurz zusammengefasst sind es Moralisierung, Emotionalisierung und Verbildlichung problematischer Charakteristika der Mediensprache, welche die Informationsstruktur verändert haben (Pflug 2000).

5.4 Es gibt aber auch eine strukturimmanente Störstelle in der Hierarchie der Beobachtungsstufen höherer Ordnung dadurch, dass sich die Beobachtung immer auf den Kode der unteren Ordnung beziehen muss. Barthes (1964, S. 108) formuliert das sehr deutlich: „Das Störende im Mythos [ist] gerade, dass seine Form motiviert ist.“ Jeder Mythos gründet sich auf eine motivierende Form, Sinn wird in Form verwandelt, deformiert, seiner Geschichte beraubt:

Das Widerwärtige im Mythos ist seine Zuflucht zu einer falschen Natur, ist der *Luxus* der bedeutungsvollen Formen, wie bei jenen Objekten, die ihre Nützlichkeit durch einen natürlichen äußeren Schein dekorieren. Der Wille, die Bedeutung durch die ganze Bürgschaft der Natur schwerer zu machen, ruft eine Art von Ekel hervor: der Mythos ist zu reich, und gerade seine Motivierung ist zuviel an ihm.

Hier geht es zwar um die Ästhetik des Kunstwerks, dieser Gedanke lässt sich aber auf alle strukturalistischen Operationen beziehen. Wenn die Beobachtungen den Kode falsch/richtig enthalten, dann muss eine bestimmte Form gemeint sein, welche die Unterscheidung motiviert. Dieser „Überschuss“ der bedeutungsvollen Formen stört das Ideal der strukturalistischen Sprachauffassung, die Lehre von der Beliebigkeit des sprachlichen Zeichens. Das einzelne Zeichen wird damit seiner idealen Funktionalität entfernt und mit symbolischem Sinngehalt verunreinigt. Das ist besonders deutlich an der Kritik von einzelnen Wörtern und Phrasen, wie z.B. *vor Ort*: Dann ist

nicht mehr der Wert im einzelnen Sprachzug gemeint, sondern die „falsche“ Verallgemeinerung eines fachsprachlichen Ausdrucks. Ein weiteres Beispiel ist die Kritik an Ausdrücken wie *Wann geht der nächste Zug* mit dem Hinweis, dass Züge nicht gehen können.

6. Die ordentliche Sprache und ihre Gesellschaft

6.1 Die Kräfte der deutschen Sprachkritik in einer Liste aufzählen, wäre für einen Erklärungsversuch zu wenig. Vielmehr muss ihre Stellung im Gefüge der Leistungen und Wirkungen von Sprachbeobachtungen berücksichtigt und ihr Zusammenwirken mit moralischen Einstellungen und symbolischen Prozessen gesehen werden: Einstellungen und Prozesse, die selbst wieder aus dem komplexen Gefüge der Gesellschaft entstehen und damit auch diese Gesellschaft stabilisieren. Ich zeige das an einem besonders deutlichen Fall. Durch einen befreundeten Rundfunkredakteur hatte ich die Möglichkeit, mit Erlaubnis des Österreichischen Rundfunks alle Hörerbriefe auszuwerten, die anlässlich einer Sendung in der Serie „Moment – Leben heute“ am 9. Feber 1993 mit dem Thema „Sprachpolizei“ die Rundfunkredaktion erreichten. Ich habe weiterhin einige der Autoren mit der Bitte um zusätzliche Beobachtungen angeschrieben. Auf diese Weise war es mir möglich, ein ziemlich vollständiges Bild über die Reaktionen zu dieser Sendung und darüber hinaus zur sprachlichen Einstellung mancher Leserbriefschreiber zu gewinnen. Die Auswertung (Schrodt 1997) ergab zum großen Teil bekannte Erscheinungen des Sprachwandels und der Unsicherheiten im heutigen Deutsch. Sie betreffen z.B. die Morphologie des Partizips II (*eingeschalten, gewunken, gewünschen* statt *eingeschaltet* usw., *brauchen* ohne *zu*), Flexionsveränderungen wie *eine Operation am Herz* statt *am Herzen*, Unsicherheiten im Genus des Artikels (*der shop, der service, der corpus, der virus* statt *das*), wobei öfters unzutreffende Behauptungen vorgebracht wurden. Sehr oft stoßen Verschmelzungen wie *am* auf Ablehnung, wobei manchmal abenteuerliche Erklärungsversuche vorgebracht werden (*die Ferien am Land* wären eigentlich „neben dem Land“, richtig müsste es *auf dem Land* heißen). Die constructio ad sensum wie *das Künstlerehepaar zeigte ihre Bilder* wird abgelehnt, ebenso Dativkonstruktionen wie *ich werde dem Gefühl nicht Herr*. Die Flexionslosigkeit von Maßangaben wie *Meter* wird ebenfalls fälschlicherweise bemängelt. Ein bekanntes Gebiet der Sprachpflege ist auch der Konjunktiv. Hier wird die würde-Umschreibung in der indirekten Rede nur für den Zukunftsbezug für richtig gehalten; der Leserbriefautor sendet sogar eine Kopie des Zweifelsfälle-Dudens mit – in der Duden-Grammatik findet sich diese Vorschrift allerdings nur bis zur 3. Auflage (S. 112, § 254), ab der 4. Auflage gibt es keine entsprechenden Hinweise mehr. Auch der Dativ nach Datumsangaben (*am Freitag, dem ...*) wird für falsch gehalten. An falschen Kasus-

formen werden ebenfalls moniert: *während, binnen, statt, wegen* + Dativ; *laut, dank* + Genitiv; *kosten, lehren* + Dativ. Das alles sind längst bekannte angebliche Sprachverfallserscheinungen. Bemerkenswert ist aber, dass die meisten Briefe von älteren Menschen geschrieben wurden. So nennt sich eine Briefschreiberin selbst eine 79-jährige „Gruffy“. In einer Unterschrift heißt es *Ihre alte und wohlmeinende Hörerin*, und einmal findet sich die Bemerkung *besonders von älteren Menschen*. Die Kennmelodie der Sendung wurde besonders oft abgelehnt: *Dazwischen habt ihr uns ältere Hörer aber echt verulken u. ärgern wollen*. Auch aus der Handschrift kann man gelegentlich auf ein höheres Alter schließen. Und manchmal werden Bemerkungen auf vergilbte Postkarten geschrieben, deren Frankierung auf die Herkunft aus den 50er-Jahren weist. Ein schöner Ausdruck von Nostalgie findet sich auch einmal in einem Brief, in dem die Schreiberin aus Meran als *alte und begeisterte Zugfahrerin* die neuen Hochgeschwindigkeitsstrecken ablehnt: *Werden auch wir in Österreich bald mit dem Äquivalent der französischen TGV „beglückt“ werden? Entsetzlicher Gedanke! Ich persönlich fahre da lieber mit einer Postkutsche über Land, auch nach Rom*. Da geht es schon längst nicht mehr um die Sprache. In vielen dieser Briefe finden wir Einstellungen, die typisch sind für die ältere Generation. Die Einstellungen dieser Generation sind besonders stark an gesellschaftlich akzeptierten Normen und Werten orientiert und haben die Funktion, eigene Orientierungen gegen die Infragestellung durch die Jungen zu verteidigen. Sie ermöglichen den Gewinn von Selbstbehauptung und Selbstachtung (Ich-Verteidigungs-Funktion). Solche Äußerungen sind damit vielleicht weniger ein Mittel der Kritik, sondern vielmehr der pointierten Selbstdarstellung und darüber hinaus ein Element der pseudorationalen Bewältigung der Lebenssituation dieser Generation (Kaiser 1991, S. 179); sie finden direkt Anschluss an die soziologischen Befunde zum Lebenszyklus und zur Gegenkultur (Schulze 2000, S. 366 f., 370 f.).

6.2 Die Kräfte der deutschen Sprachkritik zeigen sich auch an diesem Beispiel. Es sind mindestens beteiligt: Alter, Bildung, gesellschaftlicher Stand, öffentlicher Raum, Faktoren des Aufmerksamkeitsmanagements seitens des Kritisierten, Faktoren des Kulturkonservatismus seitens des Kritisierenden. Da ist die Sprache gar nicht mehr so wichtig. Sprachkritik ist das Feld, in dem komplex geschichtete Hierarchien von Beobachtungen die gesellschaftlich wirksamen Differenzen bezeichnen – Bezeichnungen, welche die Stabilität der Gesellschaft immer wieder herstellen. Insofern ist Sprachkritik durchaus nützlich – wenn man bedenkt, dass es hier gar nicht um die Sprache geht. Dass am Anfang dieser Beobachtungsschichten einmal die Sprache beobachtet wurde, wird dann irgendwann einmal Geschichte.

Dass Sprachkritik mit historischen Ereignissen und gesellschaftlichen Umbrüchen verbunden ist, hat von Polenz (1999, S. 294 ff.) eindrucksvoll zusammenfassend gezeigt. Sprachkritik ist aber auch mit einem synchronen

Wirkungsgefüge gesellschaftlicher Schichten verknüpft, für das sich Ludwig Wittgensteins Begriff der „Lebensform“ besonders gut eignet. Das Bemühen um soziale Distinktion durch die Sprachbeobachtung kann in einem innerbürgerlichen Konkurrenzkampf als treibende Kraft für das Herausbilden verschiedener, komplex geschichteter Beobachtungsordnungen verstanden werden – Ordnungen, welche die Gesellschaft gerade in ihren prekären, hybriden, durchlässigen und dynamischen Schichtungen zu einem Mindestmaß an Stabilität verhilft. Sprachkritik verhilft dazu, die komplexen Bruchlinien unserer Gesellschaft deutlich zu machen, und eben diese Deutlichkeit ist für selbstbestimmtes Orientieren und Handeln ein entscheidender Vorteil, manchmal wohl auch eine Notwendigkeit. Systemtheoretisch gesehen sind die Formen von Sprachkritik ein heuristisch wertvolles Instrument zur Untersuchung und Erklärung der „Kräfte des menschlichen Daseins“, wie es Weisgerber seinerzeit formuliert hat – wenn es gelingt, Mythos und Wirklichkeit zu unterscheiden.

Quellen

Marcus Fabius Quintilianus (1972): *Ausbildung des Redners*. 12 Bücher. Hrsg. u. übers. v. Helmut Rahn. Erster Teil. Darmstadt.

te Neues Verlag (o.J.) (Hg.): *MAX City Guide Hamburg*.

Literatur

Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: *Informationen DaF* 35, S. 64–84.

Androutsopoulos, Jannis (2005): ... *und jetzt gebe ich chillen*: Jugend- und Szenesprachen als lexikalische Erneuerungsquellen des Standards. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin.

Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*. Frankfurt a.M.

Canoglu, Hatice Deniz (2012): *Kanak Sprak* versus *Kiezdeutsch* – Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall? Eine ethnolinguistische Untersuchung. (= Sprachwissenschaft 11). Berlin.

Duden (2002): *Der Duden*. Bd. 9: Richtiges und gutes Deutsch. Mannheim.

Duden (2009): *Der Duden*. Bd. 4: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarb. Aufl. Mannheim/Wien/Zürich.

Dürscheid, Christa/Neuland, Eva (2006): Spricht die Jugend eine andere Sprache? Neue Antworten auf alte Fragen. In: Dürscheid/Spitzmüller (Hg.), S. 19–32.

Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (Hg.) (2006): *Perspektiven der Jugendsprachforschung*. (= Sprache, Kommunikation, Kultur 3). Frankfurt a.M. u.a.

- Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. (= Reihe germanistische Linguistik 263). Tübingen.
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg.
- Engel, Ulrich (2004): Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München.
- Gaar, Emil/Schuster, Mauritz (o.J.): Lateinische Grammatik. 13. Aufl. Wien.
- Gelhaus, Hermann (1972): Synchronie und Diachronie. Zwei Vorträge über Probleme der Nebensatzeinleitenden Konjunktionen und der *Consecutio temporum*. (= Europäische Hochschulschriften 1; 72). Bern/Frankfurt a.M.
- Gelhaus, Hermann (1974): Untersuchungen zur *Consecutio temporum* im Deutschen. In: Gelhaus, Hermann/Latzel, Sigbert: Studien zum Tempusgebrauch im Deutschen. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 15). Mannheim, S. 1–127.
- Helbig, Gerhard (1970): Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Leipzig.
- Jung, Walter (1980): Grammatik der deutschen Sprache. 6., neubearb. Aufl., Neuausg. Leipzig.
- Kaiser, Heinz Jürgen (1991): Generationsprobleme. In: Oswald, Wolf D. et al. (Hg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln, S. 177–185.
- Klein, Wolfgang (1986): Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 62, S. 11–28.
- Kneer, Georg/Nassehi, Armin (1997): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung. 3., unveränd. Aufl. (= UTB: Soziologie, Philosophie, Literaturwissenschaft 1751). München.
- Kowal, Jerzy (2007): Spanish *consecutio temporum*: myths and reality. (= LINCOM Studies in Romance Linguistics 52). München.
- Kühner, Raphael/Stegmann, Carl (1976): Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. Zweiter Teil: Satzlehre, Bd. 2. 5. Aufl. Darmstadt.
- Luhmann, Niklas (1990): Paradigm lost. Über die ethische Reflexion von Moral. 2. Aufl. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2012): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 15. Aufl. Frankfurt a.M.
- Mackowiak, Klaus (2008): Die 101 häufigsten Fehler im Deutschen und wie man sie vermeidet. 3., aktual., neu bearb. und erw. Aufl. München.
- Maitz, Péter (2010): Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik. In: *Aptum* 6, S. 1–19.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Perspektiven. (= Reihe Germanistische Linguistik 156). Tübingen, S. 1–18.

- Matthias, Theodor (1929): *Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs*. 6., verb. u. verm. Aufl. Leipzig.
- Meinunger, André (2008): *Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“*. 2. Aufl. Berlin.
- Minor, Jakob (1892): *Allerhand Sprachgrobheiten. Eine höfliche Entgegnung*. Stuttgart.
- Neuland, Eva (2008): *Jugendsprache. Eine Einführung*. (= UTB 2397). Tübingen.
- Neuland, Eva (2011): *Jugendliche als Sprachakteure: Formen sprachlicher Stilbildung und sozialer Distinktion*. In: Baurmann, Jürgen/Neuland, Eva (Hg.): *Jugendliche als Akteure. Sprachliche und kulturelle Aneignungs- und Ausdrucksformen von Kindern und Jugendlichen*. (= Sprache, Kommunikation, Kultur 9). Frankfurt a.M. u.a., S. 13–24.
- Neuland, Eva (Hg.) (2012): *Sprache der Generationen*. (= Thema Deutsch 12). Mannheim.
- Pflug, Günther (2000): *Mediensprache zwischen Neugier und Moral*. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hg.): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* (= Thema Deutsch 1). Mannheim u.a.
- Polenz, Peter von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin u.a.
- Rheindorf, Markus (2011): *Wandel der deutschen Sprache: Eine textsortenbezogene Pilotstudie*. Internet: www.univie.ac.at/linguistics/publikationen/WandelderSprachePilotstudie.pdf (zitiert als Rheindorf 1); images.derstandard.at/2012/04/25/Pilotstudie_Sprachwandel.pdf (zitiert als Rheindorf 2) (Stand: 11.4.2013).
- Romberg, Johanna (2012): *Was reden wir denn da?* In: GEO 11/2012, S. 136–149.
- Sanders, Daniel (1908): *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*. 39.–40. Aufl. Berlin.
- Schlobinski, Peter (Hg.) (2006): *Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien*. (= Thema Deutsch 7). Mannheim u.a.
- Scholes, Robert (1974): *Structuralism in literature. An introduction*. New Haven/London.
- Schrodt, Richard (1995): *Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen*. (= Passagen Diskursforschung). Wien.
- Schrodt, Richard (1997): „Sprache ist etwas Lebendiges, doch falsche Ausdrücke haben damit nichts zu tun“ – oder: „Wenn man nur wüßte, wann die „Sprachpolizei“ wieder kommt!“ Bemerkungen zu sprachkritischen Leser- und Hörerbriefen. In: Brandt, Gisela (Hg.): *Historische Soziolinguistik des Deutschen*. Bd. 3: *Sprachgebrauch und sprachliche Leistung in sozialen Schichten und soziofunktionalen Gruppen*. Internationale Fachtagung, Rostock, Kühlungsborn 15.–18.9.1996. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 351). Stuttgart, S. 299–314.

- Schrodtt, Richard (1998): Zeitenfolgeregeln sind Aspektkongruenzregeln: Bemerkungen zur Diachronie des deutschen Perfekts. In: ZAS Papers in Linguistics 13, S. 240–242.
- Schrodtt, Richard (2007): Temporalität beim Konjunktiv? In: Lenk, Hartmut E.H./Walter, Maik (Hg.): Wahlverwandtschaften: Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. (= Germanistische Linguistik 188/189). Hildesheim/Zürich/New York, S. 247–260.
- Schulze, Gerhard (2000): Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 8. Aufl. Frankfurt a.M.
- Sick, Bastian (2005): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln.
- Sick, Bastian (2006a): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. 25. Aufl. Köln/Hamburg.
- Sick, Bastian (2006b): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln.
- Spitzmüller, Jürgen (2006): Der mediale Diskurs zu ‚Jugendsprache‘: Kontinuität und Wandel. In: Dürscheid/Spitzmüller (Hg.), S. 33–50.
- Trabold, Annette (1993): Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers. Wiesbaden.
- Vernaleken, Theodor (1900): Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse. Wien.
- Volmert, Johannes (2006): Jugendsprachliche Stile und Register. Einfluss auf und Stellenwert für mündliche und schriftliche Kommunikation im Unterricht. In: Dürscheid/Spitzmüller (Hg.), S. 87–100.
- Wahrig (2009): Richtiges Deutsch leicht gemacht. (= Wahrig 5). Gütersloh/München.
- Weisgerber, (Johann) Leo (1954): Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins. 2. Aufl. (= Von den Kräften der deutschen Sprache 1). Düsseldorf.
- Wierzbicka, Mariola/Schlegel, Dorothee (2008): Sprechzeiten im Diskurs. Zum absoluten und relativen Gebrauch der Tempora in der gesprochenen deutschen Sprache. München.
- Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München.
- Wollmann, Franz (1967): Deutsche Sprachkunde auf sprachgeschichtlicher Grundlage. 8. Aufl. Wien/Graz.
- Wunderlich, Dieter (1970): Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. (= Linguistische Reihe 5). München.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.

Stefan Kleiner (Mannheim)

Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards

Abstract

Die Normierung der deutschen Standardaussprache geht in ihren Ursprüngen auf die 1898 durch die Siebs-Kommission beschlossenen Regelungen für die deutsche Bühnenaussprache zurück. Seit 1964 bildet der Nachrichtensprecher bei der Ausübung seines Berufs die Grundlage für die gegenwärtigen deutschen Aussprachekodizes. Diese eingeschränkte empirische Basis zusammen mit einem primär präskriptiven Anspruch der Kodifikatoren führt dazu, dass auch das aktuellste Aussprachewörterbuch des Deutschen (DAW) in vielen Fällen den tatsächlichen Standardsprachegebrauch in Deutschland nur unzureichend repräsentiert. Dies wird im vorliegenden Beitrag durch den Vergleich mit Sprachdaten aus dem Korpus „Deutsch heute“, das Lese- und Spontansprache v.a. von Oberstufenschülern am Gymnasium aus dem ganzen deutschen Sprachraum enthält, anhand von acht unterschiedlichen sprachlichen Phänomenen gezeigt. Der Beitrag schließt mit einem Plädoyer für realitätsnähere Kodifikationen, die sich am Sprachgebrauch der „educated speaker“ orientieren (wie es v.a. im englischsprachigen Raum der Fall ist), weil sie der aktuellen Sprachsituation im Deutschen weit besser Rechnung tragen als die derzeit existierenden Kodizes.

1. Die Entstehung und Entwicklung der deutschen Aussprachenorm

Als auslösendes Moment für die Entwicklung der deutschen Aussprachenorm wird gerne Goethe mit seinem 1803 entstandenen Zitat aus den „Regeln für Schauspieler“ als Kronzeuge angeführt, der in § 1 schreibt: „Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt“ (Goethe 1982, S. 252). Es gab also „[s]eit der Herausbildung der deutschen Nationalliteratur“ (DAW, S. 9) einen wachsenden Bedarf zur Vereinheitlichung der Aussprache auf den deutschen Theaterbühnen. Allerdings sollte es dann noch bis 1898 dauern, bis mit der Tagung einer Kommission von drei Sprachwissenschaftlern und drei Theaterdirektoren (nur einer davon war aus dem Süden des deutschen Sprachraums) unter dem Vorsitz des Initiators Theodor Siebs endgültig ein verbindlicher Katalog für die Bühnenaussprache verabschiedet wurde (Siebs (Hg.) 1898).

Von Anfang an gab es aber auch Bestrebungen, diese Regelungen nicht nur für die Bühne wirksam werden zu lassen, sondern auch für das allgemeine Sprachleben, insbesondere die Schule, als verbindliche Richtschnur

einzusetzen. Über den Allgemeinen Deutschen Sprachverein wurden zur Beurteilung dieser Erweiterung des Geltungsbereichs verschiedene Gutachten v.a. durch namhafte Sprachwissenschaftler der Zeit in Auftrag gegeben (u.a. Kluge 1899; Behaghel 1899; Paul 1899). Die Erweiterung der Bühnenaussprache auf die Schule wird darin mehrheitlich sehr kritisch beurteilt.¹ Zwei Stimmen sollen hier exemplarisch zu Wort kommen. Oskar Brenner (1899, S. 179), der aus Franken stammende und damals in Würzburg lehrende Ordinarius für Deutsche Sprache, kritisiert z.B. die mangelnde Berücksichtigung süddeutscher Formen und plädiert für die Zulassung von Varianten:

So findet der Süddeutsche in den angeführten Durchschnittsformen sehr viel ihm Widerstrebendes, was sein Ohr vielleicht noch von der Bühne her erträgt, sein Mund aber sich kaum aneignen wird. [...] mein Widerspruch [würde] an manchen Stellen gegenstandslos, wenn man öfter als es geschehen, statt eines Entweder oder ein Nebeneinander gesetzt, oder eine Zwischenstufe eingeführt hätte.

Hermann Paul übt Fundamentalkritik am Ansinnen, die Aussprache zu vereinheitlichen, und hält nur eine empirisch fundierte, landschaftliche Eigenheiten berücksichtigende Normierung für sinnvoll (Paul 1899, S. 189 f.):

Auch im Schulunterricht und sogar beim Lesen, wo die Anforderungen am strengsten sein müssen, wird man nicht eine völlig andere Gewöhnung durchführen können. Der Lehrer muß in Bekämpfung der mundartlichen Eigenheiten der Aussprache ein bestimmtes Maß halten. Sonst unternimmt er etwas äußerst Schwieriges, ja fast Unmögliches und, wie ich glaube, etwas Unnützes, ja nicht einmal Wünschenswertes. [...] Es hat auch gar keinen Zweck, daß wir Deutschen alle völlig einerlei reden. Es genügt, wenn die Besonderheiten auf ein solches Maß eingeschränkt sind, daß das gegenseitige Verständnis nicht mehr behindert ist. [...] Will man für die Schulsprache bestimmte Regeln aufstellen, deren Durchführung wirklich möglich und wünschenswert ist, so muß man diesen Regeln für jede Landschaft eine besondere Fassung geben.

Trotz der Kritik wurden die Regelungen von der Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen auch für die Schule empfohlen, was allerdings erst 1922 mit der Erweiterung des Titels der Siebs-Kodifikation um „Hochsprache“ explizit umgesetzt wurde (vgl. Siebs 1931b, S. 10).

1931 wurde der Geltungsbereich der Siebs-Norm dann ein weiteres Mal mit einer – inhaltlich nicht signifikant modifizierten – Version auf die „Rundfunkaussprache“ (Siebs 1931a) erweitert (vgl. DAW, S. 11).

Der Siebs hat schließlich in seiner 1969 erschienenen letzten Auflage eine wesentliche Überarbeitung auch dadurch erfahren, dass mit der gemäßigten Hochlautung in begrenztem Umfang auch allophonische Varianten eingeführt² und erstmals nationale Varianten auch im Wörterverzeichnis gebucht wurden.

¹ Von den insgesamt sieben Stellungnahmen fallen fünf überwiegend bis ausgesprochen negativ aus, nur zwei sind positiv.

² Z.B. [ge]- neben [gə]- oder uvulares [R] neben alveolarem [r].

Dass schon vor Siebs Wilhelm Viëtor (1885) der eigentliche Begründer der deutschen Aussprachekodizes war, ist heute kaum mehr bekannt. Teilweise sind die in seinem Aussprachewörterbuch (z.B. Viëtor 1931, Erstauflage 1908) gebuchten Formen auch als realitätsnäher einzuschätzen als die im Siebs kodifizierten.³

Ab 1962 tritt auch der Duden-Verlag auf den Plan und gibt das von Max Mangold erarbeitete „Aussprachewörterbuch“ heraus. Dessen Alleinstellungsmerkmal ist ein u.a. durch die massive Erweiterung um deutsche und fremdsprachige Toponyme auf 110.000 Stichwörter angewachsenes Wörterverzeichnis. Mit der 2. Auflage (Duden 1974) übernimmt der Ausspracheduden dann wesentliche Ergebnisse aus dem 1964 erstmals (unter der Federführung von Hans Krech) in Leipzig herausgegebenen „Wörterbuch der deutschen Aussprache“ (WDA), das mit dem 1982 erschienenen „Großen Wörterbuch der deutschen Aussprache“ (GWDA) vier Auflagen erlebt. Dessen große Leistung war es, erstmals mit der Beschreibung des Sprachgebrauchs von Nachrichtensprechern bei der Ausübung ihres Berufs eine konsequente empirische Basis zur Grundlage für einen Aussprachekodex zu machen. Dies führte im Vergleich zu den bisherigen Kodifikationen zu einem deutlichen Realitätsgewinn im Sinne der Annäherung der kodifizierten Formen an einen tatsächlich existierenden Sprachgebrauch.

Etwas ausführlicher soll der aktuellste Kodex besprochen werden, das „Deutsche Aussprachewörterbuch“ (DAW), das 2009 als Nachfolger des GWDA und indirekt auch des Siebs erschienen ist.⁴ Laut Klappentext „gibt [es] den Standard so wieder, wie er heute von den meisten Deutschsprachigen als hochsprachliche Norm empfunden und verwendet wird“. Die Annahme, dass auch dementsprechende Untersuchungen angestellt wurden, wird allerdings enttäuscht, denn es enthält als Neuerung lediglich sozio-phonetische Untersuchungen zu den „Erwartungen der Hörenden an den Sprechgebrauch“ (DAW, S. 15), bleibt beim empirischen Fundament allerdings im Wesentlichen bei Nachrichtensendungen „im konventionellen Stil“ (ebd., S. 16), d.h. dem Typ Tagesschau.

Bei den gebuchten Lemmata schlägt das DAW mit 150.000 Einträgen sogar noch Duden 6, was vor allem daran liegt, dass es praktisch dessen komplette Lemmaliste übernimmt, diese aber noch um eine große Zahl an Komposita und Ableitungen erweitert.

³ Im DAW findet sich einleitend (S. 8–17) ein umfangreicher Abriss der Geschichte der deutschen Aussprachekodifikation, in der auch Viëtors Anteil gewürdigt wird. Eine Lektüre dieser sachkundigen Überblicksdarstellung ist empfehlenswert, wenn auch die oben zitierten negativen Gutachten mit keiner Silbe erwähnt werden.

⁴ Für eine eingehendere Diskussion als sie hier möglich ist, verweise ich auf entsprechende Rezensionen des DAW (z.B. Trouvain 2011; Kleiner 2011).

Regionale Variation wird hingegen im DAW vollständig ausgeblendet.⁵ Das führt dann dazu, dass eine Aussage wie „Die Lautverbindung [p] + [f] wird im absoluten Anlaut meist zu [f] reduziert“ (DAW, S. 108) schlicht unter der Rubrik „Standardaussprache mit verringerter Artikulationspräzision“ verbucht wird, statt sie als typisch mittel- und norddeutsche Variante des Gebrauchsstandards aufzufassen.

Eine sehr zu begrüßende Neuerung im DAW stellen die eigenständigen, deskriptiv orientierten und damit notwendigerweise variantenreichen Kapitel von Peter Wiesinger (2009) sowie von Walter Haas und Ingrid Hove (2009) zur Standardaussprache in Österreich und der Schweiz dar. Mit diesen „soll den Benutzern eine Norm zur Verfügung gestellt werden, welche der Sprachsituation und den Bedürfnissen der Sprechenden Rechnung trägt, indem sie sich auf den realen Sprachgebrauch stützt“ (Haas/Hove 2009, S. 259). Analoges gilt auch für den Beitrag zu Österreich, in dem das Modell einer gemäßigten Plurizentrität, d.h. auch subnationaler sprachlicher Variation, als Merkmal der Standardsprache vertreten wird (Wiesinger 2009, S. 230 f.).

Aufgrund dieser beiden Beiträge sehen sich die Herausgeber des DAW veranlasst, ein „teilweise spezielle[s] Verständnis von Standardaussprache, wie es sich für Österreich und die Schweiz herausgebildet hat“ (DAW, S. 7) zu konstatieren. Dabei geht es hier sicher weniger um nationale Unterschiede als um unterschiedliche Ideologien, die im selben Buch aufeinandertreffen: eine sprechwissenschaftlich-präskriptive und eine sprachwissenschaftlich-deskriptive.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass – abgesehen von den Fortschritten, die sich v.a. in der Berücksichtigung der beiden südlichen nationalen Varietäten des Deutschen im DAW manifestieren – der aktuellste deutsche Aussprachekodex für die in Deutschland gesprochene Standardsprache weiterhin einen hochgradig präskriptiven Ansatz vertritt, der den Nachrichtensprecher bei der Ausübung seines Berufs immer noch zum Maß aller Dinge erhebt⁶ und so viele Varianten, die von großen Teilen der Bevölkerung natürlicherweise verwendet werden, in der Regel entweder ignoriert oder auf eine Notiz im Einleitungsteil beschränkt (statt sie an den entsprechenden Stellen im Wörterverzeichnis unterzubringen).

⁵ Dies steht im Gegensatz zu allen Vorläuferwerken, die immer auch in begrenztem Umfang Aussagen zu regional üblichen Varianten gemacht haben, wenn auch manchmal nur deshalb, um diese als nicht normkonform zu brandmarken.

⁶ Damit gilt weiterhin, was Kohler (1995, S. 38) bereits an der Konzeption des WDA kritisiert hat: „[D]ie Verabsolutierung der über die Nachrichtensprecher gewonnenen Norm als allgemein gültige Standardaussprache des Deutschen [bedeutet] einen Rückfall in die jüngere Siebstradition und schafft trotz der empirischen Basis wieder eine Idealnorm für das Sprechen außerhalb von Nachrichtensendungen“.

2. Zum Konzept „Gebrauchsstandard“

Vor der Besprechung der Auswertungsergebnisse muss erst noch ein terminologischer und konzeptioneller Grundpfeiler unseres Projekts⁷ erläutert werden: Mit dem Terminus „Gebrauchsstandard“ bezeichnen wir gemäß unserem korpusbasierten Ansatz die empirisch feststellbare Sprachform, die uns in formellen Situationen (Vorlesesprache, soziobiographisches Interview) unserer Spracherhebung mit Sprecherinnen und Sprechern mit höherer Schulbildung entgegentritt.⁸ Unser Konzept des Gebrauchsstandards steht damit dem „standard language“-Konzept der Anglistik nahe, das sich auf die „usage of educated speakers“ beruft und sich nach Barbour/Stevenson (1998) auch auf die deutsche Sprache anwenden lässt, wenn man konstatiert, dass im Deutschen Regionalität eine erheblich größere Rolle spielt als im Englischen.⁹ Die potenziell komplexere Varietätenkonstellation im Deutschen macht es allerdings nötig, dieses Konzept in einer sprachgebietsweiten Erhebung wie der unseren aus Vergleichbarkeitsgründen auf formelle Situationen einzuschränken.

Nicht zuletzt hat bei unserer Adaptation von „Gebrauchsstandard“ auch eine Rolle gespielt, dass es sich um einen inhaltlich neutralen Terminus handelt. Die gerade in der Germanistik ziemlich häufig zu findenden Termini „intendierter Standard“ und „Substandard“ halten wir aufgrund ihrer negativen Konnotationen für nicht geeignet: Beim „intendieren“ schwingt ganz deutlich ein „sich bemühen, aber nicht erreichen“ mit. Und die Präfigierung mit „sub“ hat mit der weltweiten Finanzkrise durch „sub-prime“ einen weiteren Grund bekommen, für die nicht pejorativ gemeinte Beschreibung einer Sprachform besser nicht verwendet zu werden.

Aus den gemachten Ausführungen wird auch klar, dass wir dem Vorschlag von Schmidt/Herrgen (2011, S. 62), „die Standardvarietät linguistisch so abzugrenzen, wie es dem Varietätenbewusstsein naiver Sprecher/Hörer entspricht“, nicht folgen können. Einerseits bleiben bei dieser Konzeptionierung soziosituative Gebrauchskontexte und das von Ammon (1995) herausgearbeitete „soziale Kräftefeld“ ohne jegliche Berücksichtigung, ande-

⁷ IDS-Projekt „Variation des gesprochenen Deutsch“, Projektleitung: Arnulf Deppermann, Mitarbeiter: Mechthild Elstermann, Stefan Kleiner, Ralf Knöbl, Rudolf Schmidt.

⁸ Der Terminus stammt ursprünglich von Ulrich Ammon aus seinem Buch zu den nationalen Varietäten des Deutschen (Ammon 1995), er bezeichnet damit allerdings ausschließlich nicht kodifizierte Formen, die sich „aufgrund ihres Vorkommens in Modelltexten als standard-sprachlich bestimmen“ lassen (Ammon 1995, S. 94).

⁹ „Im Vergleich zu ihrem englischen Äquivalent weist sie [die deutsche Standardsprache; Anm. S.K.] ein geringeres Maß an rein sozial markierter phonetischer Variation auf, zeichnet sich dafür aber auf allen Ebenen (Aussprache, Grammatik, Wortschatz) durch stärkere regionale Differenziertheit aus.“ (Barbour/Stevenson 1998, S. 147).

rerseits macht man, wenn man das genannte Varietätenbewusstsein naiver Sprecher/Hörer z.B. wie in Kehrein (2009) über deren Bewertung regional gefärbter Sprachproben ermittelt hat, deren unreflektiertes laienlinguistisches Konzept „Hochdeutsch“ zur alleinigen Richtschnur für das eigene wissenschaftliche Konzept von „Standardsprache“.

3. Das Korpus „Deutsch heute“

Es folgt ein kurzer Überblick über das Sprachkorpus „Deutsch heute“, das unseren Auswertungen zugrundeliegt.

Von 2006 bis 2009 wurden im ganzen deutschen Sprachraum 670 Aufnahmen mit Oberstufenschülern an Gymnasien gemacht, je vier pro Ort. An annähernd jedem zweiten Ort wurden auch zwei Personen im Alter zwischen 50 und 60 Jahren aufgenommen, als Vergleichsgruppe v.a. zur Feststellung von potenziellem Sprachgebrauchswandel. Die wesentlichen Auswahlkriterien für beide Gruppen waren höhere Schulbildung und Ortsansässigkeit seit der Geburt, außerdem sollte mindestens ein Elternteil aus der engeren Region des Erhebungsorts stammen.

Die aufgenommenen Sprachdaten bestehen zur Hälfte aus Lesesprache (Texten, einer großen Wortliste, Minimalpaaren) und zur Hälfte aus Spontansprache, die in einem soziobiographischen Interview und – nur bei den Schülern – auch über eine Wegbeschreibungsaufgabe zwischen zwei Schülern erhoben wurde.

Die im Folgenden gezeigten Ergebnisse stammen überwiegend aus Auswertungen der vorgelesenen Wortliste. Diese und in der Endausbaustufe bis 2018 ca. 300–400 weitere Karten werden auf einer Wiki-Plattform im Internet publiziert, dem „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards“ (AADG).¹⁰

4. Vergleich der Daten

Im folgenden Abschnitt wird an insgesamt acht Fallbeispielen konkret gezeigt, wie sich der empirisch feststellbare Gebrauchsstandard im Korpus „Deutsch heute“ zu den Vorgaben der deutschen Aussprachekodizes, besonders des DAW, verhält.

¹⁰ Die URL ist <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG>. Dort findet sich auch eine detailliertere Beschreibung des Korpusdesigns.

4.1 Aussprache von <v> in *evangelisch*

Ein klassischer, systeminhärenter Variationsfall ist die Aussprache des Buchstabens <v>. Dem Graphem entsprechen im Deutschen bekanntlich mit /f/ und /v/ zwei artikulatorisch und akustisch zwar nahe verwandte, aber phonematisch unterschiedliche Realisierungen. <v> tritt häufig auch in Fremdwörtern auf, in welchen zwar eine gewisse Präferenz für die [v]-Aussprache herrscht, die aber in zahlreichen Fällen klar lexemspezifisch gesteuert ist. Das führt u.a. zu nationalen Varianten, die auch in den Kodizes beschrieben werden, wobei in Österreich im Vergleich zu Deutschland eher die stimmhafte [v]-Aussprache gebräuchlich ist (wie in *Verse* und *Vizepräsident*, vgl. Wiesinger 2009, S. 241), wohingegen in der Schweiz die stimmlose [f]-Aussprache häufiger vorkommt (wie in *November* und *Ventil*, vgl. Haas/Hove 2009, S. 275 f.). Auch für Deutschland ist in diesem Bereich im DAW in einzelnen Fällen Variation kodifiziert, z.B. finden sich bei *Pulver* sowohl [f] als auch [v]. (bei *Kurve* ist allerdings nur [v] zugelassen – Duden 6 ist da toleranter und erlaubt auch hier beide Varianten).

Exemplarisch sollen die Ergebnisse zu <v> in *evangelisch* präsentiert werden. Die Kodizes schreiben in diesem Wort einhellig [v] vor.

Der Korpusbefund auf Karte 1¹¹ zeigt für Deutschland eine insgesamt klare Präferenz für die [f]-Aussprache (71%), nur ganz im Nord(osten) und im östlichen Mitteldeutschen überwiegt der [v]-Typ.¹² Außerhalb Deutschlands dominiert [v] in Luxemburg, Ostbelgien, Südtirol und Österreich (wobei in letzterem ein klarer Ost-West-Gegensatz zu erkennen ist). In der Schweiz kommen beide Varianten in einem relativ ausgewogenen Verhältnis vor.

Die kodifizierte Variante wird also in Deutschland in unserem Korpus nur von einer deutlichen Minderheit verwendet, die zwar diskontinuierliche, aber doch klar erkennbare regionale Konzentrationen bildet. Dabei ist es ungewöhnlich, dass im ansonsten ziemlich geschlossenen [f]-Gebiet manchmal ganze Ortspunkte wie Kusel (KUS) oder Kleve (KLE) (fast) komplett herausfallen.

¹¹ Zur Symbolisierung auf den Sprachkarten: Die Aussprachebelege der einzelnen Sprecherinnen und Sprecher werden durch kleine Quadrate symbolisiert, die in der Regel pro Ort zu einer Vierergruppe, d.h. einem großen Quadrat, zusammengefasst sind.

¹² Die tatsächliche Realisierung ist im Norden Deutschlands vorwiegend frikativisch, v.a. in Österreich auch approximantisch, d.h. ohne wesentliches Reibegeräusch.

Karte 1: Aussprachevarianten für <v> in *evangelisch*

4.2 Realisierung der Morphemgrenze in Fremdwörtern

Das zweite zu besprechende Phänomen ist komplexer, allerdings ist die dahinterstehende Problematik auch weit umfassender als die schlichte Ambiguität einer Graphem-Phonem-Korrespondenz wie bei <v>.

Im DAW (S. 37) wird festgestellt: „Die Morphemgrenze zwischen Präfixen bzw. Halbpräfixen und dem freien Morphem ist immer auch eine Silbengrenze.“ Das bedeutet, morphologische Strukturen der lateinischen oder

griechischen Wortbildung müssen auch im Deutschen beachtet werden; phonologische Prozesse, die die Morphemgrenze verundeutlichen, sind in der Regel nicht standardsprachlich und werden darum auch nicht im Wörterverzeichnis geführt. Es gibt davon nur wenige lexikalisierte Ausnahmen, zu nennen wären hier *Interesse*, *exakt*, *adäquat*. Sehr aufschlussreich ist aber die anschließende Feststellung:

Für viele Sprachbenutzer ist der Wortaufbau nicht immer durchsichtig. Sie setzen Sprechsilben nach deutschen Mustern an, verschieben dabei Silbengrenzen und verändern infolgedessen die Vokalqualität, z.B. wird für *Deskription* statt [de.skʁiptsɪ'o:m] dann [des.kʁiptsɪ'o:n] gesprochen. (DAW, S. 38)

Solche Formen sind allerdings nicht im Wörterverzeichnis des DAW gebucht, dementsprechend findet sich *Mikroskop* als [mikʁo.sk'o:p] ganz explizit mit einem Punkt zwischen [o] und [s] transkribiert, der ausdrücklich auf die Silbengrenze zwischen den beiden Morphemen hinweist.

Mikroskop wurde auch in unserem Korpus erhoben und soll jetzt mit diesen Vorgaben verglichen werden. Der Nachweis der Silbifizierung ist allerdings nur indirekt möglich, nämlich über die Realisierung des /k/ in [sko:p]: Wenn das /k/ hier nicht aspiriert wird, verhält es sich, wie man es für einen deutschen Anlautcluster erwartet, in dem analog zu /sp-/ , /st-/ (bzw. /ʃp-/ , /ʃt-/) die Aspiration fehlen sollte. Ist dem so, dann ist die Silbifizierung wie im Kodex vorgeschrieben tatsächlich auch im Gebrauchsstandard üblich. Wenn /k/ in [sko:p] aber aspiriert wird, dann wird es realisiert wie im absoluten Anlaut, was ein deutlicher Hinweis darauf wäre, dass eine Resilbifizierung des Typs [mi.kʁos.'ko:p] vorliegt.

Voraussetzung für diese Nachweismöglichkeit ist, dass /k/ im Anlautcluster /sk-/ tatsächlich ohne Aspiration realisiert wird, was aufgrund des ziemlich peripheren Status von /sk-/ im Deutschen nicht notwendigerweise gegeben sein muss. Deswegen soll vorab erst ein unzweifelhafter Anlautcluster untersucht werden, wie er im Belegwort *Skala* vorliegt.

Das Ergebnis ist auf Karte 2 zu sehen: In Österreich und der Schweiz wird das /k/ überwiegend (81%) aspiriert/affriziert, d.h. der Nachweis auf die oben beschriebene Art und Weise ist hier nicht möglich. In Deutschland ist das /k/ allerdings zu 90% nicht aspiriert, d.h. hier lässt sich der Nachweis führen. Nebenbei bemerkt liegt hier eine klare Tendenz zu nationalen Varianten im Deutschen vor, die bisher wohl noch nicht als solche beschrieben worden sind – was natürlich auch an der bereits angemerkten Randständigkeit des Phänomens im Deutschen liegt.

Bezüglich der Realisierung von /k/ in *Mikroskop* ergibt sich für Deutschland ein zu *Skala* fast diametral entgegengesetztes Bild (vgl. Karte 3): 95% der /k/-Belege sind aspiriert. Das bedeutet, /k/ steht in diesen Belegen im absoluten Silbenanlaut, die Resilbifizierung zu [mi.kʁos.'ko:p] ist der absolute Normalfall. Zusätzlich ist auch häufig eine Vokalsenkung zu [kʁos] belegt, ein weiteres Indiz für die Resilbifizierung, sie ist aber nicht obligatorisch.

Karte 2: Aussprachevarianten für <k> in *Skala*

Das Fazit ist: Die allermeisten Belege im Korpus differieren von den Forderungen des Kodex, und man darf annehmen, dass die Gebräuchlichkeit des Lexems im Deutschen eine erhebliche Rolle dabei spielt, ob resibilifiziert wird oder nicht.

Karte 3: Aussprachevarianten für <k> in *Mikroskop*

4.3 Glottalplosiv im Inlaut

Auch für das jetzt zu besprechende Phänomen gibt es keine direkte graphematische Wiedergabe: Der Glottalplosiv (auch Kehlkopfknacklaut) bzw. eine diesem entsprechende Glottalisierung ist für das Deutsche im Wortanlaut vor Vokal ein sehr typisches Phänomen; hier soll jedoch die inlautende Position untersucht werden. Im DAW findet sich dazu folgendes Zitat (S. 53):

Der Glottisschlag (Glottispsosiv) wird nicht realisiert [...] silbenanlautend in Namen und fremden Wörtern nach Vokal, wenn dieser nicht zu einem vokalisch anlautenden Glied in Komposita oder zu einem vokalisch auslautendem [sic!] Präfix gehört [...] **aber:** in einigen Einzelwörtern ist es daneben auch üblich, den zweiten Vokal, sofern er akzentuiert ist, mit Glottisschlag neu einzusetzen, z.B. *Beate* [be^ʔa:tə] neben [be'a:tə], *Theater* [te^ʔa:te] neben: [te'a:te]. [Hervorhebungen im Original]

Karte 4: Aussprachevarianten im Hiatt in *Ruine*

Das bedeutet, dass das DAW hier erste Ansätze zur Aufnahme beider Varianten in den Kodex erkennen lässt und damit innovativ ist und die bis dato

vertretene Ansicht, dass Glottisverschluss im Deutschen nur bei einer Morphemgrenze statthaft sei, anfängt über Bord zu werfen. Allerdings gilt das nur für *Beate* und *Theater*, nicht z.B. für *Ruine*, *Oase*, *real* usw.

Beispielhaft für einen Fall einer solchen wortinternen Hiattposition mit betontem zweiten Vokal wird hier das Lexem *Ruine* untersucht. Auf Karte 4 ist eine klare regionale Staffelung erkennbar: In Mittel- und Norddeutschland ist Glottalisierung die dominierende Variante (83%). Deutlich seltener wird sie im Süden Deutschlands verwendet (42%), besonders selten ist sie im Osten Bayerns und im südlichen Baden-Württemberg. In Österreich, in Südtirol, der Schweiz und in Luxemburg kommt die Glottalisierung praktisch gar nicht vor.

Es ist anzunehmen, dass das Phänomen den Sprechern aufgrund der fehlenden grafischen Repräsentation weitgehend unbewusst sein dürfte.

Es liegt damit hier der nicht gerade häufige, aber dafür umso interessantere Fall vor, dass die Minderheit, die die für Deutschland kodifizierte Variante verwendet, vor allem aus Süddeutschland stammt.

4.4 Quantitätsvariation bei Vokalen

Dieses Fallbeispiel stammt aus dem Bereich dessen, was man traditionell als Vokalquantität bezeichnet, d.h. den Wechsel zwischen den langen/kurzen bzw. gespannten/ungespannten Vokalpaaren derselben Höhenstufe, die auch mit denselben Vokalgraphemen schriftlich wiedergegeben werden.

Diese Art der Variation tritt standardsprachlich praktisch nur in solchen Fällen auf, wo die Schreibung des Vokals oder die des folgenden Konsonanten keinen eindeutigen Hinweis auf die Quantität des Vokals gibt. Typische Fälle sind darum Ein- und Zweisilbler mit <ch>/<sch> oder Konsonantengruppen nach dem Vokal (wie z.B. *rächen*, *Dusche*, *rösten*, *Wuchs*), bei bestimmten Suffixen und Präfixen gibt es Variation, und auch /r/+Konsonant ist ein bekannter Variationskontext.¹³ Nur ganz vereinzelt sind für Deutschland nicht nur innerhalb der entsprechenden phonologischen Distribution, sondern explizit auch beim selben Lexem Varianten kodifiziert (z.B. [i:] und [ɪ] in *Dynamit*, [ʏ] und [y:] in *Nüstern*, vgl. DAW, S. 63).¹⁴

Beispielhaft wird im Folgenden die Vokalquantität in der Präteritalform *hing* herausgegriffen (die parallel strukturierten Formen *fing* und *ging* zeigen im Material grundsätzlich das gleiche sprachgeographische Verhalten). In den Kodizes findet sich dafür nur [hɪŋ] mit kurzem, ungespanntem Vokal, nur für die Schweiz ist auch langes [i:] kodifiziert (Haas/Hove 2009, S. 264).

¹³ Für einen Überblick über die für diesen Bereich im Gebrauchsstandard vorkommende Variation vgl. König (1989, Bd. 2, S. 147–175).

¹⁴ In den Gutachten zur Siebs'schen Regelung sind die Entscheidungen zur Vokalquantität ein mehrfach genannter Kritikpunkt, weil hier häufig nach systematisch-paradigmatischen Gesichtspunkten oder zugunsten norddeutscher Varianten entschieden wurde.

An dieser Stelle soll mit einem Exkurs potenziellem Sprachgebrauchswandel nachgespürt werden: Werner König hat in den 1970er Jahren für seinen Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen (König 1989) ein strukturell unserem „Deutsch heute“-Material sehr ähnliches Korpus erhoben. Neben den von ihm damals für seinen Atlas ausgewerteten 44 Aufnahmen haben wir an dieser Stelle noch weitere 25 einbezogen, die Werner König damals ebenfalls aufgenommen, aber aus verschiedenen Gründen nicht ausgewertet hat. Sein Korpus ist auf die alten Bundesländer beschränkt.

Karte 5: Aussprachevarianten für <i>e</i> in *hing* im König-Korpus (1976–1977)

Karte 6: Aussprachevarianten für <i> in *hing* im Deutsch-heute-Korpus (2006–2009)

Das Kartenbild auf Karte 5 zeigt eine klare regionale Konzentration von [hi:ŋ]-Belegen im Südwesten, d.h. im ganzen alemannischen Sprachraum und auch in Franken finden sich einige Belege.

Wenn man damit die Befunde aus unserem Korpus auf Karte 6 vergleicht, zeigt sich kaum ein Unterschied, die [hi:ŋ]-Variante hat 30 Jahre später ein praktisch identisches Verbreitungsgebiet, tendenziell scheint sie sich sogar ein wenig ausgebreitet zu haben. Innerhalb des Vorkommensareals weist die hohe Belegdichte auch auf eine hohe Stabilität dieser Form hin.

Es ist also kein Sprachgebrauchswandel zu Ungunsten der nicht kodifizierten und regional eingeschränkt belegten Form erkennbar. Das ist durchaus nicht selbstverständlich, denn z.B. bei *Rache*, das ebenfalls im Südwesten traditionell mit Langvokal realisiert wird (vgl. König 1989, Bd. 2, S. 154), ist bei einem analogen real-time-Vergleich ein deutlicher Rückgang der langvokalischen Aussprachevariante festzustellen (von 100% > 23%).¹⁵

Es scheint also sinnvoll, nach einer Begründung für die auffällige Stabilität des Langvokals bei *hing* zu suchen. Wahrscheinlich spielen Analogien eine wesentliche Rolle: In der Verbalflexion sind Langvokale ein typisches Kennzeichen der Präterita der hochfrequenten starken Verben, die auf einen einfachen Konsonanten enden (*kam, lag, schlief, hieß, fiel*), so dass durch diese funktionale Analogie wohl auch die Längen in *hing, ging* und *fing* (die ja auch untereinander eine Gruppe bilden) gestützt werden.

Auch wenn die Variante [i:] regional klar auf eine süddeutsche Region begrenzt ist, spricht gerade ihre Stabilität dafür, sie bei einer Kodifikation, die den Gebrauchsstandard als Basis hat, zu berücksichtigen.¹⁶

4.5 Die Aussprache von <eu>/<äu>

Ganz anders gelagert und üblicherweise auch nicht als Variationsphänomen diskutiert ist die Aussprache des <eu>/<äu> geschriebenen Diphthongs. Es geht hier um das akustisch wenig prominente Zweitglied, genauer darum, ob dieses als gerundeter Vokal vom /ø/- oder /y/-Typus realisiert wird oder als ungerundetes [e] bzw. [i]. Im DAW (S. 73) findet sich dazu die klare Aussage: „Der Zungenrücken [...] wird in einer Gleitbewegung nach vorn [...] verschoben. Die Lippen bleiben gerundet, der Öffnungsgrad des Mundes ändert sich nicht.“

Wenn man die anderen Kodizes konsultiert, stößt man – abgesehen von der Höhe des Zweitglieds, dessen Ansatz im mitteltiefen Bereich als [œ] im DAW durchaus kritisch gesehen werden kann – auf dieselbe, einhellige Meinung: Es ist gerundet zu sprechen.

Kodex	Transkription	Kodex	Transkription
Siebs (Hg.) (1898)	oö	GWDA (1982)	ɔø
Viëtor (1931)	ɔy	Duden 6 (2005)	ɔy
Siebs (1969)	ɔø	DAW (2009)	ɔœ

Tab. 1: Kodifizierte Transkriptionen für den <eu>/<äu>-Diphthong

¹⁵ Vgl. <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/RacheQuant>.

¹⁶ Nach persönlichen Beobachtungen sind die langvokalischen Formen in den drei Präterita auch in den Medien häufig zu hören.

Otto Bremer stellt in seiner Deutschen Lautlehre (Bremer 1918, S. 34) fest:

Auch William Moulton (1962, S. 64 f.) kommt in seinem praxisnahen Buch „The Sounds of English and German“ zu der klaren Feststellung: „it is our experience that most German speakers unround their lips during the glide.“

Der Nachweis ist hier mit signalphonetischen Methoden weit besser zu führen als mittels ohrenphonetischer Transkriptionen. Abbildung 1 zeigt ein auf Messungen der Frequenzen der ersten beiden Vokalformanten beruhendes Diagramm¹⁸ eines Sprechers aus Hannover, der exemplarisch herausgegriffen wurde, weil er stereotyperweise frei von jeglichem Verdacht ist, regionale Merkmale in seinem Deutsch aufzuweisen.

Abb. 1: F1-/F2-Diagramm der Vorleseausprache (Wortliste) des Sprechers HAN1

¹⁷ Beispielhaft zwei Aussagen von Befürwortern: Karl Erbe (1899, S. 183) merkt in seinem Gutachten zur Siebs-Regelung positiv an, dass der Laut nicht als „breites, unschönes oi, sondern als oö wiedergegeben wird“, und auch die letzte Siebs-Auflage (1969, S. 82) warnt noch davor, das [o] des zweiten Diphthongteils „gar mit Entrundung zu [i]“ zu verwandeln.

¹⁸ Diese basieren auf insgesamt ca. 250 manuellen Messungen der ersten beiden Vokalformanten aller betonter und einiger unbetonter Vokale. Da diese Prozedur sehr zeitaufwendig ist, kann mit dieser Methode bisher nur exemplarisch gearbeitet werden.

Im Diagramm werden die gemessenen Mittelwerte der Monophthonge durch große Dreiecke, Kreise und Rauten dargestellt, für die Diphthonge markieren Pfeile die Anfangs- und Endpunkte der einzelnen Belege. Relevant für unsere Fragestellung sind die Endpunkte der schwarzen Pfeile, die für den <eu>/<äu>-Diphthong stehen. Es ist deutlich zu erkennen, dass sie bei diesem Sprecher mehrheitlich durch die Mittelwerte der /œ/- und /ʏ/-Realisierungen glatt hindurch oder daran vorbeigehen und mehrheitlich im offenen /ɪ/-Bereich enden. Der Diphthong wird also entrundet, eine Wiedergabe mit [ɔɪ] trifft in diesem Fall die tatsächlichen Gegebenheiten am besten. Vergleichbare Ergebnisse wurden bisher an mehr als 20 Sprecher/innen aus ganz verschiedenen Regionen des deutschen Sprachraums festgestellt. Erste korpusweite Auswertungen, die sowohl auf ohrenphonetischen Transkriptionen als auch auf signalphonetischen Messungen beruhen, zeigen, dass gerundete Zweitglieder in maximal 5% der Belege auftreten.¹⁹

4.6 Die Aussprache von <y>

Kurz erwähnt werden soll auch die Aussprache des Buchstabens <y>, genauer, ob er gerundet als [y]- oder ungerundet als [ɪ]-Laut realisiert wird. Die gerundete Aussprache darf als der Normalfall angesehen werden, doch es gibt einige Ausnahmen, unter denen die Aussprache des Ländernamens *Libyen* einen Spezialfall darstellt, für den alle Kodizes – ähnlich wie bei *Embryo* – unsilbisches [y] in der Nebensilbe fordern (DAW: [l'i:bʏən]). Unser Korpusbefund zeigt, dass diese Variante nur auf 4% der Belege kommt, bei den allermeisten besteht eine Art [y]-Metathese ([l'y:bjən]), d.h. das [y] wird in seine „natürliche“ Position in der Tonsilbe verschoben. Es wären noch einige weitere lexemspezifische Variationsfälle zu nennen: So waren *Ägypten* und *Zylinder* im Siebs ursprünglich mit [ɪ] kodifiziert (Siebs 1904, S. 27) und zeigen auch heute noch Variation,²⁰ und [y] in *Poly-* ist am allerwenigsten wohl in *Polyester* (DAW: [poly¹⁹ɛstə]) als eine gängige Variante deutschen Gebrauchsstandards anzusehen.

4.7 Die Aussprache von <-ig>

Auch die Aussprache des auslautenden <-ig> soll hier noch einmal kurz angerissen werden, weil es eines der bekanntesten Variationsphänomene des Deutschen überhaupt ist.²¹ Die Kodizes fordern für den Auslaut und

¹⁹ Auch wenn derzeit zu etwaigen regionalen Konzentrationen noch keine endgültigen Ergebnisse vorliegen, sind gerundete Zweitglieder u.a. bei einzelnen Sprechern aus der Generation der 50–60-Jährigen vom Westrand des deutschsprachigen Gebiets (z.B. Eupen) belegt.

²⁰ Der in Nachrichten der letzten Jahre häufig vorkommende Ländername *Ägypten* wird z.B. in Nachrichtensendungen der ARD konsequent mit [y] ausgesprochen, im „heute-journal“ des ZDF hört man dagegen regelmäßig [ɪ].

²¹ Eine ausführliche Darstellung findet sich in Kleiner (2010).

vor stimmlosem Konsonant bekanntlich einhellig und ausnahmslos die Aussprache mit Frikativ, für die Schweiz und Österreich ist allerdings auch der Plosiv kodifiziert (Haas/Hove 2009, S. 268; Wiesinger 2009, S. 247). Hier zeigt der Korpusbefund grundsätzlich eine klare Nord-Süd-Verteilung, die Frikativaussprache findet sich eher im Norden, die Plosivaussprache eher im Süden des deutschen Sprachraums. Wenn man aber den Befund für Deutschland isoliert betrachtet, zeigen sich im Gebrauchsstandard sehr große Differenzen, die zum Teil lexemspezifisch, vor allem aber positionell bedingt sind. Im prototypischen Lexembeispiel *König*, also in der Auslautposition, sind 59% Frikativaussprachen belegt. Vor dem Suffix *-keit* in *Süßigkeiten* ist der Frikativ dagegen mit 86% die weit überwiegende Realisierung. Die Aussprache des Adverbs *wenigstens*, das eigentlich ein aus dem Paradigma ausgekoppelter Superlativ ist, steht dazu in diametralem Gegensatz, hier haben 92% der Sprecher in unserem Korpus beim Vorlesen eine plosivische Realisierung verwendet. Trotz dieser empirischen Befunde, die auch mit anderen Belegwörtern klar bestätigen, dass im Auslaut im Vergleich zur Position vor Folgekonsonanz, insbesondere /s/ im Superlativ, eine deutlich abweichende Gebrauchspräferenz besteht, beharren die Kodizes einhellig auf einer Frikativrealisierung.²²

4.8 <-on> in frz. Fremdwörtern

Als letztes Phänomen soll die Aussprache von auslautendem <-on> in den französischen oder zumindest französisch beeinflussten Lehnwörtern *Balkon*, *Ballon*, *Eisenbahnwaggon*²³ und *Saison* thematisiert werden. In Tabelle 2 sind die drei prinzipiell vorkommenden Realisierungstypen [-ð̃], [-ɔŋ] und [-oŋ] aufgetragen. Der Korpusbefund für Deutschland zeigt eine ziemlich starke Lexemspezifik: Bei *Balkon* ist die schriftnahe [-oŋ]-Aussprache am häufigsten, bei *Ballon* und *Waggon* ist es der Typ mit Velarnasal und bei *Saison* die am französischen Original orientierte Form mit nasaliertem [-ð̃].

Die Kodizes haben dazu eine recht uneinheitliche Meinung: In Siebs (1969) ist der nasalierte Typ, der auch der ursprünglich festgelegten Kodifikation entspricht (die damals [-ɔŋ] ausdrücklich verboten hat, vgl. z.B. Siebs 1904, S. 22 f.), durchgängig gebucht, hat aber mit [-oŋ] in *Balkon* und [-ɔŋ] in *Waggon* zusätzlich gerade auch die in unserem Korpus am häufigsten belegten Varianten.

²² Die Realisierung von <-ig> sieht auch Uwe Hollmach, der im Rahmen der Erarbeitung des DAW v.a. die soziophonetischen Akzeptanzuntersuchungen durchgeführt und ausgewertet hat, „als kritische orthoepische Frage[n] [...] die erst in folgenden Versuchsreihen zu klären“ sei (Hollmach 2007, S. 292–293).

²³ Abgefragt in der Wortliste wurde das Kompositum *Eisenbahnwaggon*, dessen deutsches Bestimmungswort eine stärker eingedeutschte Aussprache stützen dürfte. In den Aussprache-wörterbüchern ist als Vergleichsmöglichkeit nur das Simplex verzeichnet.

Korpusbefund für Deutschland (in %)			
Lexem	[-ʃ:]	[-ʝŋ]	[-o:n]
<i>Balkon</i>	16	33	49
<i>Ballon</i>	36	46	18
<i>Eisenbahnwaggon</i>	39	54	7
<i>Saison</i>	61	35	4

Tab. 2: Häufigkeit der Aussprachevarianten [-ʃ:], [-ʝŋ] und [-o:n] für <-on> in *Balkon*, *Ballon*, *Eisenbahnwaggon* und *Saison*

Duden (2005) deckt mit seiner Kodifikation bis auf [-o:n] in *Saison* sogar fast alle im Korpus belegten Varianten ab.

Das DAW schließlich lässt zwar allgemein den [-ʝŋ]-Typ zu, bucht aber weder bei *Balkon* noch bei *Saison* die in unserem Korpus in Deutschland am häufigsten belegten Varianten und zeigt damit von den drei Kodizes die geringste Schnittmenge mit dem Gebrauchsstandard, wie er bei uns im Korpus belegt ist.²⁴

Anzumerken ist, dass die drei belegten Variantentypen natürlich keine homogene Verteilung im deutschen Sprachraum aufweisen, sondern ziemlich klare regionale Präferenzen für die jeweiligen Typen bestehen: [-ʝŋ] kommt vor allem im Osten und im Norden Deutschlands vor, [-o:n] im Süden, und auch [-ʃ:] ist trotz größerer regionaler Streuung nicht gleichmäßig über Deutschland verteilt.²⁵

5. Zusammenfassung

Die Relation zwischen der empirisch festgestellten Variation des Gebrauchsstandards und den in den Aussprachewörterbüchern kodifizierten Formen lässt sich grob in drei Typen untergliedern.

- 1) In Aussprachekodizes für das deutschländische Deutsch sind Formen gebucht, die empirisch im Gebrauchsstandard selten belegbar oder sogar beinahe non-existent sind (z.B. *Mikroskop*, <eu>/<äu>, *Libyen*).
- 2) Weit verbreitete bzw. hochfrequente Varianten sind nicht kodifiziert, und zwar eher typisch süddeutsche (<-ig>, <-on>, *hing*), aber auch mittel- und norddeutsche (*Ruine*) und überall in Deutschland gebräuchliche (*evangelisch*).

²⁴ Wenn man für die vier untersuchten Lexeme die durch die jeweiligen Kodizes abgedeckten Prozentwerte der empirisch belegten Varianten addiert, kommt Duden (2005) auf 396 der maximal möglichen 400 Punkte, Siebs (1969) erreicht 255 und das DAW 220 Punkte.

²⁵ Vgl. die entsprechenden Sprachkarten im AASD (<http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/NasalisierungOn>).

- 3) Auch wenn Varianten im Kodex gebucht sind, dann weisen sie im Gebrauchsstandard in vielen Fällen diatopische Variation auf (<-on>, Wortakzent²⁶).

Die Ursachen für diese Diskrepanzen lassen sich dadurch erklären, dass die deutschen Aussprachekodifikationen

- a) am Ideal der Variantenfreiheit festhalten (es soll möglichst nur *eine* richtige Form geben²⁷),
- b) an tradierten Formen festhalten (auch an realitätsfernen),
- c) einem Systematisierungsdrang folgen: man will konsequente, phonologisch klar gesteuerte Regeln statt lexikalischer Ausnahmen (die das Wörterbuchschreiben natürlich erheblich erschweren, weil man zu deren Feststellung auf eine empirische Basis kaum verzichten kann),
- d) eine empirische Ausgangsbasis (sofern überhaupt vorhanden) auf Nachrichtensprecher „im klassischen Stil“ beschränken,
- e) vorhandene Variation (besonders regionale) ausblenden oder gar nicht wahrnehmen,
- f) generell eine Konzeption der Standardaussprache für Deutschland ohne sprachliche Regionalität und ohne regional ausgewogene Einbeziehung des Gebrauchsstandards der „educated speaker“ vornehmen.

6. Alternativen

Es konnte gezeigt werden, dass die bisher für das Deutsche (in Deutschland) existierenden Aussprachekodizes in vielen Aspekten dem tatsächlich vorhandenen Gebrauchsstandard nicht ausreichend Rechnung tragen. Dieser Zustand ist unbefriedigend, weil dadurch in zahlreichen Fällen Varianten, die bei einer großen Anzahl deutscher Muttersprachler auch in formellsten Situationen gebräuchlich sind, nicht dokumentiert werden. Im Sinne einer realitätsnahen Sprachbeschreibung, die auch häufig vorkommende Varianten erfasst, ist es sinnvoll, primär von sozio-situativen Gebrauchskontexten auszugehen, um Sprachformen Standardsprachcharakter zuzuschreiben (wie es z.B. in der Anglistik auch für die gesprochene Sprache gang und gäbe ist).

²⁶ Wortakzentvariation wurde hier nicht thematisiert, sie ist aber aufgrund der Tatsache, dass Varianten in diesem Bereich auch in den Kodizes relativ häufig dokumentiert sind, ein typischer Fall für diesen dritten Typus. Zur Wortakzentvariation finden sich im AADG zahlreiche Karten.

²⁷ Hier wird eine Auffassung von Standardaussprache vertreten, die „Orthoepie“ als „Recht-lautung“ ganz bewusst parallel setzt zur „Orthographie“/„Rechtschreibung“, obwohl es erhebliche Unterschiede gibt gerade im Bereich der Legitimation (nur die Rechtschreibung hat offizielle Regelungen) und ihrer expliziten Vermittlung (Orthoepie im Sinne einer aktiven Verwendung und Bezugnahme auf Aussprachekodizes spielt im muttersprachlichen Deutschunterricht eine sehr untergeordnete Rolle).

Mit dieser Voraussetzung als Grundlage sind beispielhaft folgende Alternativen zur bisherigen Kodexschreibung im Bereich der Aussprache des Deutschen denkbar:

- 1) Die Minimallösung wäre, die im DAW erschienenen Kapitel für Österreich (Wiesinger 2009) und die Schweiz (Haas/Hove 2009) um ein analoges Kapitel für Deutschland zu erweitern. Außerdem sollten alle in diesen Kapiteln beschriebenen Varianten auch ins Wörterverzeichnis übernommen werden (diesen Zustand hatte immerhin schon Siebs 1969).
- 2) Ebenfalls denkbar wäre eine konzeptionelle Fokussierung in einem spezifischen „Variantenaussprachewörterbuch“, wie es für die Lexik mit dem „Variantenwörterbuch des Deutschen“ seit 2003 existiert (Ammon et al. 2003)²⁸ oder für den Bereich der Grammatik in einer „Variantengrammatik des Standarddeutschen“²⁹ derzeit neu erarbeitet wird. Anders als diese beiden Projekte, die auf Zeitungskorpora zur Ermittlung der vorhandenen Variation zurückgreifen, müsste für die Ausspracheebene allerdings zuerst genau geplant werden, wie ein Korpus für solche Zwecke sinnvoll stratifiziert sein sollte.
- 3) Eine Alternative zu Überblicksdarstellungen oder wörterbuchartigen Zusammenstellungen kann auch ein rein deskriptives Informationsangebot bieten, wie es in unserem IDS-Projekt mit Hilfe des „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards“ (AADG) verwirklicht wird.
- 4) Wenn man ein klassisches Wörterbuch im Stil der bereits existierenden Kodizes neu konzipieren wollte, wäre es sinnvoll, statt eines Mammutwerks mit 150.000 Lemmaeinträgen wie im DAW die Zahl der Stichwörter deutlich zu reduzieren. Gerade im Bereich der fremdsprachigen Toponyme könnte ohne signifikanten Informationsverlust erheblich Platz eingespart werden. Zusammen mit einer ökonomischen lexikografischen Umsetzung (Trunkierungen, Lemmabündelungen, Zeichengröße) könnte dadurch genügend Platz für Varianten und Kommentare freigemacht werden. Der Vorteil wäre, dass man auch hier auf ein bewährtes Vorbild zurückgreifen könnte, denn einen solchen Kodex gibt es schon: Das „Longman Pronunciation Dictionary“ (LPD) von John Wells (Wells 2008), das seit seiner Erstauflage (Wells 1990) mittlerweile in dritter Auflage erschienen ist. Es wirbt ausdrücklich damit, Varianten nicht auszuschließen, sondern explizit zu dokumentieren:

²⁸ Eine zweite, völlig neu bearbeitete Auflage befindet sich derzeit in Vorbereitung (vgl. <http://www.variantenwoerterbuch.net>, Stand: 19.11.2013).

²⁹ Vgl. www.variantengrammatik.net (Stand: 19.11.2013).

It offers [...]: information on **variants** [...]. Many English words have a number of different possible pronunciations. [...] Where pronunciations other than the main one are in common educated use, they too are included. (Wells 2008, S. XVII; Hervorhebung im Original)

Weitere Merkmale des LPD sind:

- Konsequente Berücksichtigung von britischem und amerikanischem Englisch im Wörterverzeichnis (nicht nur in Einleitungskapiteln),
- Kommentare und Erläuterungen zu Aussprachevarianten (z.B. semantische Differenzierungen, funktionale Unterschiede),
- Flexionsformen und gängige Ableitungen und Komposita im selben Lemma,
- Grafiken mit Umfrageergebnissen zur Präferenz bestimmter Aussprachevarianten (z.T. mit Differenzierung nach Alter/Region),
- Tonbelege zu allen Lemmata in einer Aussprachedatenbank (d.h. das ganze Wörterbuch ist mit Tonbelegen auf dem Computer installierbar).

Ein vergleichbares Aussprachewörterbuch für das Deutsche, dessen Grundlage zusätzlich noch korpusbasiert sein sollte (das LPD beruht – abgesehen von den Umfrageergebnissen – im Wesentlichen auf Expertenwissen), könnte man als optimale Lösung betrachten. Eine Neuauflage des Aussprachewörterbuchs des Duden-Verlags ist meines Wissens schon länger angedacht. Man darf gespannt sein, ob konzeptionelle Veränderungen im Sinne der hier präsentierten Vorschläge vorgenommen werden.

7. Schluss

Es war das Anliegen des vorliegenden Beitrags, zu zeigen, dass zwischen den Vorgaben der gängigen deutschen Aussprachekodizes und der tatsächlich verwendeten Standardaussprache, wie sie sich im Korpus „Deutsch heute“ als Gebrauchsstandard von Schülern der gymnasialen Oberstufe präsentiert, oft erhebliche Unterschiede bestehen. Insbesondere sind empirisch im Gebrauchsstandard in der Regel deutlich mehr Varianten belegbar, als sie in den bewusst Varianten ausblendenden deutschsprachigen Aussprachewörterbüchern gebucht sind (zu den Gründen siehe oben).

Um eine möglichst realistische Beschreibung der Aussprache des Deutschen, wie sie im deutschen Sprachraum auch in formellen Situationen gebräuchlich ist, zu dokumentieren, ist eine Erweiterung der als kodifikationsrelevant erachteten Situationen und Sprecher unabdingbar. In diesem Sinne kann das in der Anglistik schon längst etablierte Konzept, den Sprachgebrauch der „educated speakers“ zur Grundlage standardsprachlicher Aus-

sprachewörterbücher (und Grammatiken) zu machen,³⁰ auch für das Deutsche als zeitgemäßer Schritt zu einem erweiterten und damit realitätsnäheren Standardsprachkonzept aufgefasst werden. Interessanterweise ist das Programm dafür schon in Siebs (1969) formuliert, auch wenn es in der Praxis – bis auf die Formen der „gemäßigten Hochlautung“ – kaum umgesetzt wurde (Siebs 1969, S. 5):

Die gebildete Umgangssprache als eine Abwandlung der Hochsprache wird im sprachlichen Leben unseres Volkes immer wichtiger. Die Umgangssprache auch der meisten Gebildeten (*educated speakers*) ist gerade in ihrer Lautform mehr oder weniger stark von landschaftlichen Besonderheiten bestimmt.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich et al. (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin/New York.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin u.a.
- Behaghel, Otto (1899): Bericht. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 16, S. 196–201.
- Bremer, Otto (1918): Deutsche Lautlehre. Leipzig.
- Brenner, Oskar (1899): Gutachten. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 16, S. 178–182.
- DAW = Krech, Eva-Maria et al. (2009): Deutsches Aussprachewörterbuch. Mit Beiträgen von Walter Haas, Ingrid Hove, Peter Wiesinger. Unter Mitarbeit von Ines Bose, Uwe Hollmach, Baldur Neuber. Berlin u.a.
- Duden (1962): Der große Duden. Bd. 6: Duden Aussprachewörterbuch. Bearb. v. Max Mangold. Mannheim u.a.
- Duden (1974): Der große Duden. Bd. 6: Duden Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. Bearb. v. Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u.a.
- Duden (2005): Der Duden. Bd. 6: Duden Aussprachewörterbuch. Bearb. v. Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 6., überarb. u. aktual. Aufl. Mannheim u.a.

³⁰ Diese konsequente Orientierung am „educated speaker“ hat letztlich auch zur Folge, dass im LPD die Demokratisierung der Gesellschaft als Begründung dafür genannt wird, warum man das Konzept der englischen Standardaussprache heutzutage weiter fassen muss: „the democratization undergone by English society during the second half of the twentieth century means that it is nowadays necessary to define RP in a rather broader way than was once customary“ (Wells 2008, S. XIX).

- Eisenberg, Peter (2005): Phonem und Graphem. In: Duden. Bd. 4: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. 7., völlig neu erb. u. erw. Aufl. Mannheim u.a., S. 19–94.
- Erbe, Karl (1899): Gutachten. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 16, S. 182–187.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1982): Goethes Werke: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 12: Schriften zur Kunst. Schriften zur Literatur. Maximen und Reflexionen. Hrsg. v. Erich Trunz. 10. Aufl. München.
- GWDA = Krech, Eva-Maria et al. (Hg.) (1982): Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig.
- Haas, Walter/Hove, Ingrid (2009): Die Standardaussprache in der deutschsprachigen Schweiz. In: DAW, S. 259–277.
- Hollmach, Uwe (2007): Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardaussprache in Deutschland. (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik 21). Frankfurt a.M. u.a.
- Kehrein, Roland (2009): Dialektalität von Vorleseaussprache im diatopischen Vergleich – Hörerurteil und phonetische Messung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 76, S. 14–54.
- Kleiner, Stefan (2010): Zur Aussprache von nebentonigem *-ig* im deutschen Gebrauchsstandard. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 77, S. 259–303.
- Kleiner, Stefan (2011): Rezension zu: Eva-Maria Krech/Eberhard Stock/Ursula Hirschfeld/Lutz Christian Anders: Deutsches Aussprachewörterbuch. Mit Beiträgen von Walter Haas, Ingrid Hove, Peter Wiesinger. Unter Mitarbeit von Ines Bose, Uwe Hollmann, Baldur Neuber. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 78, S. 85–91.
- Kluge, Friedrich (1899): Gutachten. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 16, S. 187–189.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.
- Kohler, Klaus (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2., neubearb. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 20). Berlin.
- Moulton, William G. (1962): The sounds of English and German. (= Contrastive Structure Series). Chicago.
- Paul, Hermann (1899): Gutachten. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 196, S. 189–191.
- Schmidt, Jürgen E./Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik: Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.
- Siebs, Theodor (Hg.) (1898): Deutsche Bühnenaussprache. Berlin u.a.
- Siebs, Theodor (1904): Grundzüge der Bühnenaussprache. 2. Aufl. Berlin u.a.
- Siebs, Theodor (1931a): Rundfunkaussprache. Berlin.

- Siebs, Theodor (1931b): Deutsche Bühnenaussprache. Hochsprache. Köln.
- Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hrsg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser u. Christian Winkler. 19., umgearb. Aufl. Berlin.
- Trouvain, Jürgen (2011): Rezension zu: Krech, Eva-Maria; Stock, Eberhard; Hirschfeld, Ursula & Anders, Lutz Christian 2009. Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin, New York: de Gruyter. In: Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht 16, 1, S. 86–91.
- Viëtor, Wilhelm (1885): Die Aussprache der in dem Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preussischen Schulen enthaltenen Wörter. Heilbronn.
- Viëtor, Wilhelm (1931): Deutsches Aussprachewörterbuch. 4. u. 5., durchges. u. durch e. Anhang erw. Aufl. Besorgt von Ernst A. Meyer. Leipzig.
- WDA = Krech, Hans et al. (Hg.) (1964): Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig.
- Wells, John C. (1990): Longman Pronunciation Dictionary. 1. Aufl. Harlow.
- Wells, John C. (2008): Longman Pronunciation Dictionary. 3. Aufl. Harlow.
- Wiesinger, Peter (2009): Die Standardaussprache in Österreich. In: DAW, S. 229–258.

Die Sprachnormfrage im Deutschunterricht: das Dilemma der Lehrenden*

Abstract

Üblicherweise wird behauptet und erwartet, dass für den Deutschunterricht die deutsche Standardsprache zumindest als Zielsprache, wenn nicht gar als Unterrichtssprache gilt. Die Forschungen der germanistischen Soziolinguistik und Sprachlehrforschung zeigen allerdings, dass keinesfalls Einigkeit darüber besteht, was denn ‚die deutsche Standardsprache‘ überhaupt sei, ob, und wenn ja, wie viel Variation sie beinhaltet, und wie mit Normabweichungen seitens der Schüler/innen umzugehen sei.

Unser Beitrag beschäftigt sich mit der Rolle der Deutschlehrenden – sowohl an deutschsprachigen Schulen als auch im Rahmen des DaF-Unterrichts an britischen Hochschulen – um zu erörtern, welche Erwartungen sie an die sprachliche Normenkonformität ihrer Schüler/innen haben und welche praktischen Probleme ihnen hierbei begegnen. Unterstützt durch historische Belege aus dem Schulalltag im 19. Jahrhundert, diskutieren wir Kontinuitäten und Innovationen in der Selbsteinschätzung von Deutsch- und DaF-Lehrer/innen zu ihrer Rolle als Sprachnormvermittler/innen und stellen die Frage, wie groß ihre Rolle tatsächlich ist.

1. Einleitung

Dass die Schule für den Erwerb der Standardsprache besonders wichtig ist, wird allgemein für selbstverständlich gehalten. Im Schulunterricht sollte – so zumindest die vorherrschende Meinung der Öffentlichkeit – besonders darauf geachtet werden, eine normenkonforme Sprache in Wort und Schrift zu vermitteln, um den Schüler/innen zu ermöglichen, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und nicht später als Erwachsene durch Leseschwächen, schlechte Rechtschreibung oder falsche Kasusreaktion benachteiligt zu werden. Eine entregionalisierte Grammatik, eine akzentfreie Aussprache und ein reicher Wortschatz, gerne mit Latinismen und Graezismen – nicht aber Anglizismen – angereichert, gilt immer noch als Idealvorstellung vieler Teile der Bevölkerung¹ – auch wenn die Meinungen darüber, was denn akzentfrei² oder was entregionalisiert ist, in der Praxis weit auseinander gehen.

* Wir danken dem Publikum der IDS-Jahrestagung 2013 für seine hilfreichen Anmerkungen und Kim Pätzold (Bristol) für ihre Hilfe beim Korrekturlesen.

¹ Wobei es nicht wirklich klar ist, ob dies die Meinung der Mehrheit der Bevölkerung insgesamt oder nur der Mehrheit der sich zu dieser Problematik äussernden Bevölkerung widerspiegelt.

² Dass es möglich ist, ohne Akzent zu sprechen, ist natürlich ein Mythos (vgl. Lippi-Green 2012, S. 44 f.).

Ist ‚Norddeutsch‘ ein regionaler Akzent oder die anzustrebende Idealsprache? Darf man ‚Da kann ich nichts für‘ sagen oder gar schreiben? Ist *wegen* + Dativ immer unakzeptabel, oder gibt es Ausnahmen? Und ist ‚Der Tag, wo wir ankamen‘ Teil der Standardnorm?³

In diesem Aufsatz beschäftigen wir uns mit der Rolle der Lehrenden bei der Vermittlung der Standardsprache und ihrem Dilemma, dass sie es irgendwie niemandem recht machen können. Es wird ihnen regelmäßig vorgeworfen, sie wären nicht streng genug, was sprachliche Standards angeht, und würden ihre Aufgaben nicht richtig erfüllen: Wolf Schneider, zum Beispiel, Verfasser vieler laienlinguistischer Sprachratgeber und ehemaliger Leiter der Hamburger Journalistenschule, wirft ihnen vor, „sie würden ihre historische Pflicht gegenüber der Sprache nicht mehr erfüllen wollen“ (Schneider 2001, S. 216) und würden eine Spaßpädagogik treiben, die den Schülern jede Mühe erspart (Zeit online, 11.5.2012).

Weiterhin hat in Deutschland und in der Schweiz der sogenannte PISA-Schock dafür gesorgt, dass die Kompetenzen von Lehrenden noch schärfer unter die Lupe genommen werden. Ihnen wird auferlegt, die sprachlichen Kompetenzen der Schüler/innen zu verbessern, aber gern werden in dieser Diskussion die Leistungen von Schulen mit sehr unterschiedlichen Sozialprofilen recht wahllos angeführt, um sprachapokalyptische Szenarien auszumalen. Was sprachliche Kompetenzen tatsächlich sind, hängt eben nicht nur von den Grundvoraussetzungen ab, z.B. der Familiensprache, sondern auch davon, was man als erstrebenswert ansieht: Statt lobend zu beobachten, wie die Jugend durch ihre multimedialen Zugänge zu Texten eine Reihe von Registern zu verschriftlichen lernt, anstatt sich eigentlich nur in der formellen Hochsprache ausdrücken zu können, empfinden viele Kommentatoren dies im Gegenteil als Chaos oder Verwirrung. Diese Reaktion findet man auch häufig angesichts der weit verbreiteten Mehrsprachigkeit an den Schulen, obwohl die Überzeugung, dass die Schulklassen früher homogener waren, sicher nicht der Wirklichkeit entspricht.

In den Lehrplänen und amtlichen Richtlinien finden sich häufige Bezüge zur Standardsprache als einzig akzeptabler Unterrichtssprache. Zwar heißt es oft, Schüler/innen sollten „situations- und adressatengerecht sprechen und schreiben“ (Kernlehrplan für den verkürzten Bildungsgang des Gymnasiums Sekundarstufe I (G8) in Nordrhein-Westfalen. Deutsch 2007, S. 11), und in ihrem Sprachgebrauch eine „reale[...] Differenzierung der Sprache und des Sprachverhaltens“ (Richtlinien für die gymnasiale Oberstufe Nordrhein-Westfalen, zitiert in Volmert 1997, S. 69) aufweisen, aber genauso wird

³ In Davies (2000) und Davies/Langer (2006) werden Beispiele für divergierende Meinungen von Sprachnormautoritäten (Deutschlehrenden) und angesehenen Nachschlagewerken (Duden-Bänden) beschrieben. Beim temporalen *wo* wurde klar, dass laienlinguistische Sprachratgeber (z.B. Illgner 2001) eher die Meinung der Sprachnormautoritäten wiedergeben als Werke mit höheren wissenschaftlichen Ansprüchen.

verlangt, dass „für die Bewertung der Darstellungsleistung“ auf die „Berücksichtigung standardsprachlicher Normen“ besonders Gewicht gelegt werde (Richtlinien und Lehrpläne für die Sekundarstufe II Gymnasium/Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen 1999, S. 67). Ganz deutlich findet man diese Position in den Beschlüssen der Kultusministerkonferenz (KMK) von 2003: „Die Schülerinnen und Schüler bewältigen kommunikative Situationen in persönlichen, beruflichen und öffentlichen Zusammenhängen situationsangemessen und adressatengerecht. Sie benutzen die Standardsprache.“

Während des Universitätsstudiums werden angehende Lehrer/innen – wenn sie überhaupt soziolinguistische Seminare belegen – zwar von der Differenztheorie und der Äquivalenz sprachlicher Varietäten lernen, aber die Tatsache, dass ein Buch wie Sick (2004) in einer DaF-Fachzeitschrift positiv rezensiert und für den Lehrbetrieb wärmstens empfohlen wird, weil dort darin doch endlich mal genau gesagt werde, was richtig und was falsch ist, zeigt, dass soziolinguistische Theorie und tatsächliche Praktiken im Unterricht keinesfalls gleichzusetzen sind.⁴ Ist es überhaupt möglich, die Belange der Lehrenden, die oft ganz konkrete Kommunikationsprobleme schnell lösen wollen und schriftliche und mündliche Arbeiten transparent und fair benoten müssen, mit der Perspektive von Soziolinguist/innen als Verfechter/innen eines deskriptiven, variationstoleranten Ansatzes in Einklang zu bringen? In diesem Beitrag reflektieren wir über dieses Dilemma der Lehrenden, indem wir Theorie – in der Form von Grammatikeinträgen, Lehrplänen, aber auch metasprachlichen Diskussionen – und Praxis – soweit diese für uns zugänglich sein können – miteinander vergleichen. Wir sprechen hier nicht nur von unserer Warte als germanistische Soziolinguist/innen aus, sondern auch als praktizierende DaF-Lehrende an britischen Hochschulen. In unserer Forschung beschäftigen wir uns mit theoretischen Aspekten von Standardisierungsprozessen, mit Ideologien der Standardsprache, mit Kritiken der Theorie der Situationsadäquatheit usw., aber ein Teil unserer Arbeit – wie bei vielen Germanistikdozent/innen im Ausland – besteht darin, Sprachunterricht zu geben und sprachpraktische Übungen zu korrigieren, was bedeutet, dass wir jede Woche selbst versuchen müssen, beide Perspektiven unter einen Hut zu bringen.

Ziel des Aufsatzes ist, die Probleme der Sprachlehrenden aufzuzeigen, denn der Begriff Standardsprache (bzw. Hochsprache oder Hochdeutsch) wird in den Lehrplänen und Lehrmaterialien fast immer ohne nähere Spezifizierung und als nicht weiter erklärungsbedürftig verwendet; in der Praxis aber muss er ganz unterschiedliche Sprachvarianten umfassen, wenn er sich nicht als unbrauchbar erweisen soll (siehe Eichinger 2005, S. 363).

⁴ Man vgl. allerdings hierzu, welche heftigen Reaktionen seitens der Soziolinguistik auf diese Rezension folgten (z.B. Maitz/Elspaß 2007, auch 2011).

2. Lehrer/innen und Stigmatisierung sprachlicher Konstruktionen – historische Dimension

Wie oben angedeutet, schreiben wir den Lehrer/innen, speziell den Deutschlehrer/innen, eine besondere Rolle als Normautoritäten (Ammon 1995) und Normvermittler/innen zu. Man könnte sie eventuell auch als Normgeber betrachten: Peter Braun zum Beispiel beobachtete in einer empirischen Untersuchung, dass morphologische und orthographische Varianten, die laut Duden alle gültig seien (z. B. ‚des Tales‘ und ‚des Tals‘), in der Schule nicht immer berücksichtigt würden (Siegl 1986, S. 86), sondern dass sich in der Praxis die Lehrer/innen für nur eine Variante entschieden und diese als die einzig richtige vermittelten. Daraus folgt, dass, selbst wenn Lehrer/innen nicht direkt am Kodifizierungsprozess teilnehmen, sie dennoch durch ihre jeweilige Unterrichtspraxis die womöglich viel ausschlaggebendere Macht darüber haben, was als standardsprachlich wahrgenommen wird.

Es stellt sich die Frage, ob sie diese Funktion auch schon früher, also zu den Anfängen der Standardisierung des Deutschen hatten. Die Rolle des Sprachunterrichts und der Grammatikschreibung waren schon von Anfang an verbunden. Die ersten relativ vollständigen Grammatiken des Deutschen aus den 1570er Jahren waren Fremdsprachengrammatiken und ihre Autoren somit DaF-Lehrer. Zielsprache war ganz allgemein ‚Deutsch‘, auch wenn die verschiedenen Autoren damit recht unterschiedliche Varietäten meinten.⁵ Ob mit dieser Zielsprache auch explizites Prestige verbunden war, ist unklar. Es bestehen leider kaum zeitgenössische metasprachliche Kommentare über die Praxis des Unterrichts – weder für DaF noch für den muttersprachlichen Unterricht (vgl. Müller 1882). Wir sind für diese Zeit also in der Regel darauf angewiesen, aus gedruckten Quellen, z.B. Vorworten von Grammatiken und sprachlichen Beschreibungen in solchen Werken, Rückschlüsse auf die soziolinguistische Wirklichkeit zu schließen. Für das 17. Jahrhundert gibt es eine Fülle an Forschungsliteratur, und gerade die Rolle der Grammatiker ist auch in jüngster Zeit detailliert erforscht worden (siehe Gardt 1999; Hundt 2000; Langer 2001; McLelland 2012). Die *Effektivität* der präskriptiven Grammatiken für den Sprachgebrauch überzeugend zu messen, bleibt allerdings schwierig. Die erste deutschsprachige Grammatik (Kromayer 1618) dient der Lehre der *Grammatica* im Allgemeinen – für deutsche Muttersprachler –, nicht der deutschen Grammatik im Speziellen, und sie ist somit keineswegs eine vollständige Beschreibung einer Varietät des Deutschen, sondern nur eine lateinische Grammatik mit deutschen Beispielen. Nicht der Unterricht der deutschen Sprache war das Ziel, sondern Kenntnisse der grammatikalischen Fachbegriffe, damit anschließend das

⁵ Vgl. Langer (2004) zu morphosyntaktischen Unterschieden in der DaF-Zielsprache der Frühen Neuzeit.

Lateinische gelernt werden konnte. Dessen ungeachtet entsteht in dieser Zeit ein großes Interesse an der Hebung des Deutschen, dessen Variantenvielfalt durch Spracharbeit (siehe Hundt 2000) gebändigt werden müsse, um eine ausgebaute und würdige Standardsprache zu erreichen. Zahlreiche Grammatiken beschäftigen sich mit dieser Aufgabe, wobei für die Erforschung der Standardsprache nicht nur interessant ist, welche Konstruktionen für die Prestigevarietät ausgewählt wurden, sondern auch, welche ausgeschlossen blieben (siehe Davies/Langer 2006).

Aber erst für das 18. Jahrhundert erhalten wir einen besseren Einblick darüber, welche Sprachnormen im Schulalltag vermittelt wurden, da die Schulbildung auf breitere Schichten ausgeweitet wurde und Lese- und Lehrbücher für den Schulgebrauch veröffentlicht wurden. Die Autoren dieser Werke beziehen klare, wenn auch nicht vollständige, Positionen zu Konstruktionen, die nicht zu gebrauchen seien. Zur Polynegation im Deutschen schreibt Hemmer (1769, S. 188 f.), dass „[n]icht allein der gemeine Mann, sondern auch eine gute Menge vornehmer Leute“ diese oft benutzten, sie aber dennoch überflüssig sei. Heynatz, in der „Deutschen Sprachlehre zum Gebrauch für die Schulen“ (1777, S. 279), bezeichnet diese Konstruktion noch expliziter als unrichtig, und für Adelung (1793, S. 484) klingt sie „in der anständigen Schreibart [...] überaus widrig“, auch wenn man sie doch oft höre und lese. In der Standardisierungsgeschichte ging es also nicht nur darum, zu benennen, was zur Standardsprache gehört, sondern auch, was *nicht* dazu gehört. Mit der Entstehung der Standardsprache gab es nun eine erstrebenswerte Sprachnorm, die zur Ausbildung der aufstrebenden Bevölkerungsschichten gehörte, und die – wie die Schulgrammatik von Heynatz (1777) zeigt – auch Unterrichtsgegenstand war. Diese Schulbücher bezogen eine explizite Stellung in der Normierung der Zielsprache.

Doch gilt dies auch für die Volksschulen, die seit dem späten 18. Jahrhundert immer weiter verbreitet waren? Inwiefern waren Lehrer als Gruppe an der Ausformung und Verbreitung der entstandenen und entstehenden Standardsprache beteiligt? Was können uns die historischen Quellen über den Sprachgebrauch im Unterricht und das metalinguistische Verständnis der Lehrer mitteilen?

3. Schulunterricht und Sprachunterricht

Seit dem späten 18. Jahrhundert finden sich immer mehr Belege dafür, dass Schullehrer ein aktives Interesse am Muttersprachunterricht nahmen – sowohl im Rahmen der weiter voranschreitenden, allgemeinen Standardsprachideologie wie auch als Teil der erstrebten Nationalerziehung. Hier müssen wir allerdings ein wenig differenzieren. Die Gelehrten- oder Lateinschulen beschäftigten sich erst recht spät mit dem Muttersprachunterricht als

selbstständigem Fach und konzentrierten sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch lange Zeit auf die Vermittlung der altphilologischen Sprachen (G. Schmidt 1985, S. 252). Da im zeitgenössischen Denken zur Vermittlung der neuen, als „gemeinsam empfundenen Nationalliteratur“ (ebd.) eine gefestigte grammatische Norm nötig war, wurden die von Adelung propoierten Standards im Unterricht eingeführt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts melden sich auch Lehrer immer wieder mit Beiträgen – ab 1885 vor allem im Rahmen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (ADSV) – zu korrektem Sprachgebrauch für die Schule (siehe Durrell 2007; Durrell in diesem Bd.; Ziegler 1998). Intensive Debatten finden sich auch unter Grammatik- und Lehrbuchschreibern, teils in den jeweiligen Vorworten, teils als Kommentar zu bestimmten Konstruktionen in den jeweiligen Werken, teils aber auch in Verbandszeitschriften für Pädagogen (siehe Davies/Langer 2006; Durrell 2007; Law 2007).

Für die Volksschulen gilt auf der anderen Seite, dass höhere Lernziele nur selten verfolgt wurden (noch weniger nach 1848/49, siehe Bluhm-Faust 2005, S. 107⁶), was aber auch stark von den einzelnen Lehrern abhing. Unter den Volksschullehrern finden sich immer einige, die aktiv in die metasprachlichen Debatten zur Standardisierung eingreifen (siehe H. Schmidt 1985). Hierzu gehört neben dem Themenkomplex der exakten grammatischen Wertung von Sprachvarianten auch die Diskussion zur Stellung des Dialekts in der Schule.

4. Dialekt in der Schule

Wir führen hierzu exemplarisch Beispiele aus dem norddeutschen Raum⁷ an, wo sich zu diesem Thema zwei Positionen finden: zum einen die absolute Ablehnung des hiesigen Dialekts, des Niederdeutschen, da dies bäurisch klinge und ein Hindernis für die Bildung der Landbevölkerung darstelle (siehe Wienbarg 1834), sowie womöglich auch als anti-national interpretiert werden könne, da die Sprache der nationalen Einigung allein das *Hochdeutsche* sei. Zum anderen finden sich aber auch zahlreiche Stimmen, die sich sehr stark für das Niederdeutsche einsetzen, sowohl aus ideologischen Gründen (also das Niederdeutsche als die historische und traditionsträchtige Sprache

⁶ „Für den elementaren Deutschunterricht [in Baden, W.D./N.L.] bedeutete dies, dass nun von der Vermittlung der deutschen Standardsprache und vor allem von der Denkschulung abgesehen wurde“ (Bluhm-Faust 2005, S. 107).

⁷ In Bluhm-Faust (2005, S. 546) lesen wir, dass es auch andernorts Diskussionen zu diesem Thema gab. Hildebrand (1867) und von Raumer (1852) schlugen vor, den Unterricht in der Standardsprache an der Mundart der Schüler anzuknüpfen, d.h. die Mundart durfte auch im Klassenzimmer vorkommen. Es gab aber auch „Stimmen, die die Mundart ganz aus der Schule verbannen wollten“ (Bluhm-Faust 2005, S. 546).

der Norddeutschen) wie auch aus pädagogischen Gründen (also das Niederdeutsche als die Muttersprache der eingeschulten Kinder; siehe Langer/Langhanke 2013). Im Folgenden zeigen wir einige Beispiele für die besonderen soziolinguistischen Bedingungen in Schleswig-Holstein. In den Kirchen- und Schulinspektionsberichten aus Schleswig-Holstein finden sich auch immer wieder Kommentare, die uns einen Einblick in das negative Stigma der niederdeutschen Sprache geben:⁸

In dieser mangelhaften Bildung hat es denn auch seinen Grund, daß die plattdeutsche Sprache hier viel mehr als an andern Orten Umgangssprache ist, welches für die Kinder den Nachtheil hat, daß einige bei ihrer Aufnahme in unsere Schule kein hochdeutsches Wort sprechen können. (Kappeln (Angeln), 1843)

Doch nicht nur das Plattdeutsch der Kinder wird kritisiert. In den Berichten der Schulinspektoren finden sich auch Anmerkungen über das fehlerhafte Deutsch des Lehrers bzw. dessen Verwendung des Niederdeutschen im Unterricht, die uns Aufschlüsse über die tatsächliche Unterrichtssprache geben:

Meine hieselbst übernommene Schule [c. 1848] befand sich in der traurigsten Verfassung. Selbst die größeren Kinder konnten nicht einmal richtig buchstabieren, vielweniger [sic!] lesen. Der alte Lehrer hatte in der Schule nur plattdeutsch gesprochen. (Vaale (Dithmarschen), 1851)

In seiner Kritik der Kieler Schulen von 1907 und 1910 bemängelt der Schulinspektor die fehlerhafte (d.h. norddeutsche!) Aussprache des Lehrers im Unterricht:

Kiel-Gaarden, 1907, XIII. Knaben-Volksschule

Klasse VIII [...] Gelesen wird recht fließend, aber auf Betonung und lautreine Aussprache, namentlich das Z – es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig Lehrer ein deutliches Z sprechen können und den Unterschied zwischen Z und S hören – muss mehr Wert gelegt werden. Desgleichen auf den Wohlklang der Sprache. Der Lehrer selbst spricht ziemlich bäurisch.

Kiel-Knooper Weg, 1910, V. Mädchen-Volksschule

Klasse VI b [...] Die Kinder rechnen mündlich und schriftlich befriedigend, schreiben die Zahlen gut, sprechen aber mässig: „ach ma vie is swei und dreisig“

⁸ Eine ähnliche Bewertung nicht-hochdeutscher Sprachen findet sich auch in der Intoleranz gegenüber den autochthonen Minderheitensprachen Friesisch, Südjütisch und Reichsdänisch. Im 19. Jahrhundert klagen die Volksschullehrer in vielen Kirchspielen des heutigen deutsch-dänischen Grenzlands immer wieder über die Kinder mit friesischer oder dänischer Muttersprache, die aus diesem Grund nur über unzureichende Kenntnisse der hochdeutschen Unterrichtssprache verfügen (vgl. Langer 2011):

„Hindernisse: 1, der Umstand, daß die Umgangssprache hier platt dänisch ist, während der Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird.“ (Aventoft, 1847);

„Wie für den Unterricht überhaupt die friesische Muttersprache unserer Kinder ein großes und nicht zu beseitigendes Hinderniß ist, indem den Kindern bei ihrem Eintritt in die Schule die deutsche Sprache ihnen völlig fremd ist, so dass sie erst nach mehreren Jahren den Lehrer verstehen.“ (Horsbüll, 1872).

Diese Belege zeigen, dass die Aufgabe der Volksschullehrer sehr wohl die Lehre – und der eigene Gebrauch – des korrekten Hochdeutsch war und dass, wo dies nicht zufriedenstellend geschah, dies bemerkt und kommentiert wurde. Das Niederdeutsche wurde jedoch nicht von allen als für den Schulunterricht ungeeignet stigmatisiert. Womöglich durch seine besondere Stellung als Sprachvarietät mit langer, eigenständiger Geschichte (Hansesprache, Bibelübersetzung) genoss und genießt das Niederdeutsche einen besonderen Status, der ihn heutzutage zur einzigen ‚offiziellen‘ Regionalsprache in Deutschland gemacht hat. Dieser besondere Status hatte bereits in den Diskussionen des 19. Jahrhunderts seine Auswirkungen, und zwar eben auch unter den Volksschullehrern. In den Lehrervereinigungen wurde mindestens seit den 1840er Jahren diskutiert, ob und inwiefern das Niederdeutsche Eingang in den Schulunterricht finden möge, und zwar nicht primär deshalb, weil es den Kindern den Lernerfolg erleichtern würde, sondern weil das Niederdeutsche die angestammte Sprache der Norddeutschen sei. Diese Diskussion fand in verschiedenen Foren statt, unter anderem auch in der Schleswig-Holsteinischen Schulzeitung (SHSZ), dem Vereinsblatt der Volksschullehrer. Hier lesen wir 1855 über die Mundart:

SHSZ No 18, 3.2.1855, S. 70 f., Zur Bücheranzeige, von F. Dunker

Wenn nun das Volk dabei bleibt, in der Mundart zu denken, so ist im Laufe der Zeit ein Zwiespalt entstanden zwischen Cultur und Literatur. Dieser Zwiespalt läßt sich nur heben, wenn die Volksschule es übernimmt, zwischen Dialect und Schriftsprache, zwischen Cultur und Literatur, zwischen Volksthum und Schriftthum zu vermitteln. [...]

[N]ur durch eine pädagogische Anleitung zum Uebertragen der eigenen, plattdeutschen Gedanken in die Formen der Schriftsprache werden unsere Schüler die nöthige Gewandheit und Sicherheit erwerben, um sich später im Leben der Schriftsprache mit Anstand bedienen zu können.

Das Niederdeutsche findet starke Unterstützung durch ihre Neuverschriftung durch Klaus Groth (1852) und wird auch in einigen Lesebüchern für Volksschulen zumindest als Hilfsmittel zu einem erfolgreicherem Erwerb der Hochsprache berücksichtigt (z.B. Burgwardt 1867; Knees (Hg.) 1878; siehe www.spsh.uni-kiel.de/Archiv/sprachen-der-schule/schulbuecher). Es bleibt jedoch unklar, inwieweit das Niederdeutsche tatsächlich im Unterricht verwendet wurde, um den Kindern den Zugang zum Lehrstoff zu erleichtern. Sicherlich werden einige Lehrer niederdeutsch gesprochen haben oder zumindest als Hilfsmittel verwendet haben – dies zeigen zahlreiche Anekdoten aus Lebenserinnerungen und aus den Beiträgen in der Schleswig-Holsteinischen Schulzeitung. Aber selbst von den entschiedensten Verfechtern des Niederdeutschen wurde stets betont, dass die nationale Einigung Deutschlands in der *hoch*deutschen Sprache zu geschehen habe.

Was wir an diesen Beispielen sehen, ist, dass sich Lehrer auch im 19. Jahrhundert mit Sprachenfragen beschäftigt haben; allerdings weniger damit,

welche speziellen Varianten der Standardsprache der Zielsprache entsprechen, als vielmehr welche Funktion – wenn überhaupt eine – den Dialekten bzw. der Nicht-Hochsprache eingeräumt werden möge und welche Modelle nachgeahmt werden sollten.

Nicht nur im norddeutschen Raum, sondern im ganzen Deutschland des 19. Jahrhunderts beteiligen sich Lehrer an der Diskussion über die korrekte Form des Hochdeutschen. Bluhm-Faust (2005, S. 540) konstatiert, „dass sich die Lehrer ihrer besonderen Rolle bei der Vermittlung der deutschen Standardsprache bewusst waren“. Als Quellen liegen uns zu diesem Thema neben Lehrbüchern und Sprachratgebern vor allem die vielen Beiträge von Lehrern in einschlägigen Vereinszeitschriften und Zeitungen vor.⁹ Auch wenn „[d]ie Standardvarietät Deutsch Ende des 19. Jahrhunderts als vollkommen konstituiert [gilt]“ (Schneider-Mizony 2008, S. 396), weist die hohe Anzahl von Sprachratgebern auf dem Markt doch darauf hin, dass es noch relativ viele grammatische Grauzonen gab. Wustmanns „Sprachdummheiten“ erschien zwischen 1891 und 1966 in 14 Auflagen, und Hirt (1925, S. 239) berichtet, dass jedes Heft der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ (1886–1924) viele Fragen zu konkurrierenden Formen und Zweifelsfällen enthalte. Laut H. Schmidt (1985, S. 175) fühlten sich viele Lehrer von den historisch und deskriptiv orientierten wissenschaftlichen Grammatiken der Zeit im Stich gelassen, und Hirt (1925, S. 242) behauptet, die Lehrer hätten sich an Werke wie die von Wustmann wenden müssen, weil sie auf der Hochschule kaum etwas über Sprachrichtigkeit erfahren hätten.

Was die Lehrpläne angeht, war schon „[a]m Anfang des 19. Jahrhunderts [...] der richtige Gebrauch der hochdeutschen Sprachform erklärtes Ziel des deutschen Sprachunterrichts“, zumindest für die Volksschulen in Baden (Bluhm-Faust 2005, S. 543). Naumanns Behauptung (1986, S. 93), dass

die normative Vermittlung jeweiliger Gegenwartssprache [...] zu allen Zeiten das oberste Lernziel des deutschen Sprachunterrichts [war und ist]. Alle Schüler sollten von jeher gut und richtig reden, schreiben und lesen lernen[.]

scheint uns plausibel, auch wenn es beizeiten immer wieder kritische Stimmen gegeben hat, die für die stärkere Berücksichtigung der tatsächlichen Muttersprache der Kinder, also der Dialekte, beim Erlernen des Hochdeutschen plädierten (von Raumer und Hildebrand gehören dazu, siehe Bluhm-Faust 2005, S. 132). Unbestritten war die Rolle der Hochsprache für das Konzept der Sprach-, Kultur- und Staatsnation (Ziegler 1998); was das aber konkret für die angestrebte Variationslosigkeit (und die Realität der Variation auch in der Hochsprache) bedeutete, ist deutlich schwieriger zu ermes sen.

⁹ Es bleibt allerdings unklar, ob dies wirklich für eine Mehrheit der Lehrer galt oder nur für wenige, sehr aktive, Korrespondenten. Für Schleswig-Holstein kann man zum Beispiel sagen, dass, auch wenn die SHSZ wohl von fast allen Volksschullehrern der Region bezogen und gelesen wurde, die namentlich genannten Beiträge zu den Artikeln insgesamt recht wenige sind.

Nachdem Adelung 1782 die Frage „Was ist Hochdeutsch?“ mit dem meißnischen Deutsch der höheren Klassen beantwortet hatte und die Rolle der besten Schriftsteller einzig auf die Rolle von Multiplikatoren reduziert wurde, änderte sich diese Position im Laufe des 19. Jahrhunderts. Als Idealnorm galt dann lange Zeit – und für viele noch heute! – die klassische Literatursprache, also die Sprache Goethes und Schillers. Mit der Ausweitung der Standardsprache auf weitere Kommunikationsbereiche im Laufe des 19. Jahrhunderts kam auch die größere Akzeptanz der Literatursprache als Vorbild für die Sprachnorm, was sich in vielen sprachkritischen Schriften widerspiegelte (Ziegler 1998).¹⁰ Die sprachkritischen Diskussionen, die sich nicht nur in ideologischen Bahnen auf allgemeine Normvorstellungen (Rolle bestimmter Regionen, Berufsgruppen, Institutionen) und rhetorische Figuren der Dichtersprache, sondern eben auch auf konkrete morphosyntaktische Konstruktionen bezogen (siehe Davies/Langer 2006), sagen allerdings wenig über die tatsächlich verwendete Varietät und verwendeten Sprachvarianten im Schulunterricht aus. Die Aussage, dass das Hochdeutsche im Unterricht zu verwenden sei, macht keine Aussage darüber, was tatsächlich unter Hochdeutsch verstanden wurde, und es ist kaum wahrscheinlich, dass im 19. Jahrhundert weniger Variabilität in der Hochsprache zu finden war, als dies noch heute der Fall ist.

Dieser Überblick über die Beziehung von Sprache und Schule soll gezeigt haben, dass Lehrende sehr wohl eine Rolle als Normvermittler im Muttersprachunterricht gespielt haben, dass es aber mit den historischen Quellen nur selten möglich ist, etwas über den tatsächlichen Sprachgebrauch im Schulalltag zu ermitteln. Noch 1925 schrieb Herman Hirt (1925, S. 240): „Wir haben durchschnittlich mit der Tatsache zu rechnen, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache erst auf der Schule erlernt werden muß“. Wie dies genau geschehen ist – durch die Stigmatisierung bzw. Nichtverwendung von nichtstandardsprachlichen Varianten – und inwiefern dies auch für die Volksschule gegolten haben wird, ist zum großen Teil noch nicht ermittelbar.

Kommen wir also nun zurück in die Gegenwart und diskutieren wir, welche Vorstellungen von muttersprachlicher Sprachrichtigkeit heutzutage in Lehrplänen und Unterricht zu finden sind.

5. Erwartungen an Lehrende: Umfragen und Lehrpläne

Die Erwartung, dass Lehrkräfte eine besondere Rolle bei der Vermittlung der institutionalisierten Normen der deutschen Sprache spielen, kommt in

¹⁰ „So besteht für viele Zeitgenossen wie Keller, Lehmann, Matthias, v. Wolzogen u.a. kein Zweifel mehr daran, daß sich das ‚gute und richtige Deutsch‘ vorrangig bei den Klassikern Goethe und Schiller findet“ (Ziegler 1998, S. 29).

verschiedenen Umfragen zum Ausdruck (z.B. Stickel/Volz 1999; Eichinger et al. 2009). So waren im Jahre 1999 83,6% der Befragten der Meinung, dass die Schule sich um die zukünftige Entwicklung der deutschen Sprache kümmern sollte. Für Mannheim-Neckarau fand Davies (1995), dass viele Dialektsprecher/innen es nach eigener Einschätzung fast ausschließlich der Schule überlassen würden, ihren Kindern Kompetenz in der Standardsprache beizubringen.

Man braucht nur einen kurzen Blick in die Lehrpläne für das Fach Deutsch an den Schulen zu werfen, um festzustellen, dass das von Naumann beschriebene Ziel immer noch gilt,¹¹ so z.B. die von der KMK für den Mittleren Bildungsabschluss geforderten Bildungsstandards (2003), die schon oben zitiert wurden: „Die Schülerinnen und Schüler bewältigen kommunikative Situationen in persönlichen, beruflichen und öffentlichen Zusammenhängen situationsangemessen und adressatengerecht. Sie benutzen die Standardsprache“. In den Rahmenrichtlinien Deutsch für das Gymnasium Schuljahrgänge 5–12 in Sachsen-Anhalt (2003) lesen wir, dass „[d]ie in den Schuljahrgängen 1–4 der Grundschule vermittelten Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten im Gebrauch der deutschen Standardsprache [...] weiterentwickelt und ausgebaut“ werden (S. 6). Im Lehrplan Deutsch für das Gymnasium in Sachsen (2004) „steht die Hochsprache in ihrer schriftlichen Form als die am weitesten tragende Varietät der deutschen Sprache“ im Mittelpunkt des Unterrichts“ (S. 2). Im Rahmenplan Deutsch für das neunstufige Gymnasium in Hamburg (2003, S. 5) lesen wir:

Der Deutschunterricht entfaltet in vier Arbeitsbereichen die sprachliche Ausdrucksfähigkeit der Kinder und Jugendlichen, damit sie zunehmend sicher in der sprachlichen Bewältigung privater, beruflicher und öffentlich-gesellschaftlicher Lebenssituationen werden. Die Verwendung der hochdeutschen Allgemeinsprache dient diesem Ziel.

Es wird in diesen Richtlinien also klar davon ausgegangen, dass es die Standard- oder Hochsprache gibt und dass man sich einig ist, was damit gemeint sei.

Untersuchungen aus Süddeutschland zeigen, dass die Deutschlehrer/innen die Rolle der Schule bei der Vermittlung einer standardsprachlichen Norm als selbstverständlich ansehen und die Erwünschtheit einer Standardvarietät nicht in Frage stellen (z.B. Davies 2000; siehe Wagner 2009 für ähnliche Ergebnisse für Trier und Umgebung). Von daher entspricht das berufliche Selbstverständnis der Lehrkräfte den Erwartungen von Eltern, Bildungspolitikern und Teilen der Öffentlichkeit. Die Frage stellt sich allerdings, ob die angestrebte und vorausgesetzte Einigkeit über die tatsächliche Form der Standardsprache auch in der Praxis so vorhanden ist, obwohl

¹¹ Nicht nur in Deutschland: In Zürich z.B. wird „[D]ie Pflege der Standardsprache als Grundlage der Verständigung aller Deutschsprechenden“ als ein Ziel des Deutschunterrichts vorgeschrieben, siehe www.kzo.ch/index.php?id=715 (Stand: 27.9.2010).

Deutsch (vor allem die bundesdeutsche Variante) einen umfangreichen Kodex besitzt und alle Sprachebenen kodifiziert sind.¹² Trotzdem gestaltet sich das Identifizieren von allgemein akzeptierten Regelwerken und Modellen schwieriger, als man vielleicht annehmen würde (siehe auch den Beitrag von Klein in diesem Band). Davies (2000) zeigt, dass es innerhalb einer Gruppe von Realschullehrer/innen in der Mannheimer Gegend relativ wenig Einigkeit darüber gab, in welchen Werken die Regeln für Standarddeutsch zu finden seien. Sie wurden gefragt, was sie unter Standarddeutsch verstehen würden und wo es ihrer Meinung nach zu finden sei. Die Duden-Bände wurden am häufigsten erwähnt, aber auch nur von knapp über der Hälfte der Lehrer (54,5%). In einer zweiten Untersuchung, diesmal mit Gymnasiallehrer/innen (Davies 2005) in Süddeutschland, waren die Antworten einheitlicher, und 92% meinten, die Regeln für Standarddeutsch (zumindest die schriftliche Form) seien in der Duden-Grammatik zu finden. Dass sich die unterschiedlichen Duden-Bände nicht immer in der Bewertung einzelner Konstruktionen einig sind, wird den meisten Informant/innen nicht bekannt gewesen sein. Ein Beispiel: In der „Duden-Grammatik“ (2009) findet man *wegen* im Abschnitt „Präpositionen mit dem Genitiv“, aber mit dem Kommentar: „Die folgenden vier genitivregierenden Präpositionen erlauben, gerade in der gesprochenen Sprache, auch den Dativ: statt, trotz, während, wegen“ (S. 612). Dabei ist es nicht klar, ob „gesprochene Sprache“ auch Standardsprache ist. Im Band „Duden. Basiswissen Schule. Deutsch“ (Duden 2002) steht *wegen* wieder in der Liste von „Präpositionen mit dem Genitiv“, diesmal aber ist der Kommentar eindeutig präskriptiv: „Umgangssprachlich wird ‚wegen‘ oft mit dem Dativ verwendet. Das sollte man vermeiden“ (S. 104). Abonnenten des elektronischen Duden-Newsletters werden auch nicht im Zweifel gelassen: „Welcher Kasus den begehrten Platz hinter der Präposition *wegen* einnehmen darf, ist vielen klar: In der Standardsprache sollte der Genitiv stehen“ (23.3.2005, archiviert unter www.duden.de). Die Antworten der Lehrenden in den von Davies durchgeführten Umfragen sagen natürlich nur etwas über die Wahrnehmung der Duden-Bände aus und nicht über den tatsächlichen Gebrauch von solchen Werken. Wie auch schon im historischen Überblick oben angesprochen, löst dies nicht unser Problem der mangelnden Erkenntnis darüber, was tatsächlich im Unterricht akzeptiert wird.¹³

¹² In vielen deutschsprachigen Werken zur Standardisierung wird die Existenz eines Kodexes als eines der konstitutiven Merkmale einer Standardvarietät angeführt (z.B. Ammon 1995; Löffler 2005). Aus britischer Sicht ist dies nicht so selbstverständlich.

¹³ Dass nicht immer die tatsächliche Duden-Norm in der Praxis ausschlaggebend ist, zeigen verschiedene Anekdoten. Es wurde W. Davies in Mannheim und Umgebung und M. Wagner in Trier und Umgebung mehr als einmal erzählt, der Duden akzeptierte den Gebrauch von *wegen* mit Dativ inzwischen als standardsprachlich. Die Vorstellung davon, was im Duden steht, entspricht nicht immer der Wirklichkeit.

6. Die heutige Situation: Normendiskussionen

Wie gesehen, schreiben die Lehrpläne den Gebrauch und die Vermittlung der Standardsprache vor (die Begriffe ‚Hochdeutsch‘ und ‚Hochsprache‘ kommen auch vor); es wird aber selten explizit erklärt, was ganz konkret unter diesen Begriffen zu verstehen ist. Sprachwissenschaftliche Diskussionen zu dem Thema finden von Zeit zu Zeit statt, z.B. verlangte Jäger schon 1971: „Zumindest sollte der Spielraum der Norm unter Berücksichtigung der gesprochenen Sprache und der Sprache einer bestimmten Öffentlichkeit erweitert werden“ (Jäger 1971, S. 227). Wagner (1987, S. 134) meint, die gesprochene Standardsprache könne mehr regionale Variation vertragen, ohne dass die gegenseitige Verständigung beeinträchtigt werde: „Auch mit der landschaftlichen Färbung, wie sie eine regionale Ausprägung der Hochsprache bietet, läßt sich eine weiträumige Kommunikation bestreiten.“ Sieber/Sitta (1986) plädieren dafür, dass sich Lehrer*innen beim Korrigieren von mündlichen Leistungen eher an „Sprachverständlichkeitsnormen“ als an „Sprachrichtigkeitsnormen“ orientieren sollten. Wir wissen aber nicht genau, ob bzw. in welchem Grad solche Positionen jemals weitflächig den Sprung in den Schulalltag geschafft haben. Dies wird bestimmt nach Lehrer*in, nach Schulart und nach Region variieren. Greulich (1995) berichtet, dass Lehrer*innen an einer Schwetzinger Hauptschule behaupteten, sie würden als lokal empfundene Wörter wie *Grumbeere* auch in mündlichen Beiträgen von Schüler*innen korrigieren, nicht aber Formen wie *ned*, die als überregional wahrgenommen wurden.

Macha (1995) beschreibt eine Studie von Grundschullehrer*innen im Rheinland. Laut Fragebogenergebnissen tendierten die Lehrenden dazu, regionale Abweichungen von der Standardaussprache nicht zu korrigieren. Regionale Lexik wurde anscheinend auch toleriert, während grammatische Abweichungen von der Standardsprache (*nach* statt *zu*, *wie* als Vergleichspartikel oder abweichende Kasusreaktion) stärker sanktioniert wurden. Was es weder in Deutschland noch in den anderen deutschsprachigen Ländern gegeben hat, ist eine grundsätzliche Kritik der Annahme, dass es sinnvoll ist, die gesprochene Form der Standardsprache zu lehren,¹⁴ bzw. einen Versuch, die Charakteristika der gesprochenen Standardsprache unabhängig von der geschriebenen Form zu beschreiben und für die Schule zugänglich zu machen (siehe aber Maitz/Elspaß 2013 und Schneider 2013).

Dies ist nicht überall so. In Großbritannien entstand in den 1990er Jahren eine hitzige Debatte zwischen Pädagog*innen, Sprachwissenschaftler*innen, Journalist*innen und Politiker*innen über die konkrete Form des gesprochenen Standardenglischen, die im gerade eingeführten „National

¹⁴ Auch die oft als zu radikal kritisierten Hessischen Rahmenrichtlinien Deutsch (1972) erkannten die etablierte Sprachnorm als Lernziel an (siehe Jäger 1974, S. 26).

Curriculum“ (Lehrplan) für Englisch für den Unterricht vorgeschrieben wurde: Es wurde argumentiert, dass es Lehrenden unmöglich sein würde, diese Sprachform zu vermitteln, da es nicht klar sei, worauf sie sich beziehe. Nicht nur sei sie nicht kodifiziert, sie sei bislang nicht einmal umfassend beschrieben worden. Diese Situation gestaltet sich in Deutschland anders, da durch die einschlägigen Regelwerke ein Kodex der Standardvarietät besteht.¹⁵ Trotzdem gibt es noch reichlich Grauzonen und Zweifelsfälle, wie der teilweise phänomenale Zuspruch zu den vielen telefonischen und Online-Sprachberatungsstellen,¹⁶ Sonderwörterbüchern (Sprachunsicherheiten, Zweifelsfälle) und den populärwissenschaftlichen Werken à la Bastian Sick (2004) zeigt. Experten fällt auf, dass sich Widersprüchliches auch in Werken finden lässt, die mit einem wissenschaftlichen Anspruch geschrieben wurden (siehe oben zur Kasusrektion mit *wegen*).¹⁷

Dass dies eine ernste Sache ist, zeigen Beispiele, in denen Schüler/innen ihre Note anfechten wollen. Da das Bürgerliche Gesetzbuch keine Aussagen zur Sprachrichtigkeit macht, bedarf es nach Meinung einiger einer entscheidenden Instanz, auf die man sich im Streitfall berufen kann. Ammon (2003, S. 5–6) führt Beispiele für Fälle an, wo Eltern die Autorität von Lehrkräften anhand des Kodexes in Frage stellten. Außerdem schreibt er, dass das Bundesverwaltungsgericht behaupte, es würde sich auf den Kodex berufen in den seltenen Fällen, wenn Uneinigkeit über den standardsprachlichen Status eines Wortes oder einer Konstruktion zu juristischen Konflikten führt (ebd.). Wonach sollen sich also Lehrer/innen richten, wenn sie sprachliche Richtigkeit und Angemessenheit im Ausdruck der Schülerleistungen bewerten müssen (siehe Vesper 2007, S. 258), wie dies von den Lehrplänen vorausgesetzt wird? Dass dies keineswegs nur theoretische Implikationen hat, zeigt die Reaktion auf die PISA-Ergebnisse in Deutschland, Luxemburg und in der Schweiz, die eine hitzige Debatte über die sprachlichen Fähigkeiten von Schüler/innen und deren Lehrer/innen entfachte.

In unserem letzten Abschnitt diskutieren wir die besondere Dimension des Fremdsprachenunterrichts. Hier gilt vielleicht noch mehr als für den Muttersprachenunterricht, dass die Lehrenden gewisse Filter applizieren, um eine möglichst homogene, schrift- oder hochsprachliche Norm als Zielsprache zu vermitteln.

¹⁵ Vgl. Klein (in diesem Band) zur Frage, welche Werke Teil des Kodex sind; auch kritisch zur Verortung der Standardsprache und zur Rolle des Kodex: Davies/Langer (2006) und Langer (2007).

¹⁶ Man beachte, dass es Ähnliches für das Englische nicht gibt.

¹⁷ Pikanterweise werden sogar die Duden-Bände, die wissenschaftlich-deskriptiv geschrieben wurden (z.B. „Duden 4: Die Grammatik“), präskriptiv-autoritativ vermarktet („Duden – unentbehrlich für richtiges Deutsch“).

7. „Richtiges Deutsch“ im Fremdsprachenunterricht

Vom Fremdsprachenunterricht wird in der Regel erwartet, dass die Student/innen die Standardsprache lernen, in Schrift und Wort. Regionale Varianz wird nicht angestrebt, auch wenn es nach unserer Erfahrung in Großbritannien nur selten vorkommt, dass der Gebrauch von regionalen Varianten unter Studierenden korrigiert wird. Anekdotisch wird uns berichtet, dass einige Studierende ihr Auslandsjahr nicht in Österreich verbringen wollen, weil sie selbst keinen ‚Dialekt‘ lernen wollen, auch wenn dies von Aberystwyth oder Bristol (heutzutage) keinesfalls als negativ bewertet würde. Offizielle Richtlinien hierzu gibt es allerdings fast nie. Die Germanistik am University College London scheint eine Ausnahme zu sein, denn im dortigen „Handbook“ für Studenten heißt es im Abschnitt zur mündlichen Abschlussprüfung: „Regional variation in accent, vocabulary and expression is acceptable“ (Langer 2010, S. 405).

Doch solche Toleranz ist nicht überall selbstverständlich. Ransmayr (2006) berichtet, dass bei einem DaF-Lehrgang Lehrmaterial in österreichisch gefärbtem Deutsch von Lektor-Kolleg/innen als für den Unterricht ungeeignet bezeichnet wurde. Die deutschländische Schriftnorm wird weiterhin als die neutralste, prestigeträchtigste, und korrekteste Varietät empfunden:

Ich wage zu behaupten, dass die Annahme, Plurizentrik wäre schon längst ein alter Hut, dass alle deutschsprachigen so wie alle nicht deutschsprachigen Sprachpädagogen heutzutage Bescheid wüssten über das plurizentrische Konzept, es tatsächlich verstanden und verinnerlicht hätten, wohl (noch) eine Illusion ist. In meiner Studie zum Status des österreichischen Deutsch an Germanistik-Instituten an Universitäten in Großbritannien, Frankreich, Ungarn und Tschechien (Ransmayr 2006) zeigte sich, dass vor allem französische und britische Deutsch-Lehrende (und auch Deutsche selber) ein stark monozentrisch geprägtes Bild von der deutschen Sprache haben. (Ransmayr 2012, S. 200)

Auch unter deutschen DaF-Didaktikern gibt es deutliche Unterschiede zu diesem Thema: Zwischen 2001 und 2003 fand in der Zeitschrift „Deutsch als Fremdsprache“ eine Debatte darüber statt, welche Art von Deutsch unterrichtet werden sollte und wie viel Variation die Lernenden vertragen würden. Götze (2001, S. 131) plädierte dafür, ein einheitliches Standarddeutsch zu unterrichten, wie es im Kodex vorgeschrieben werde, da es seiner Meinung nach „verbindlich für alle Teilnehmer der Sprachgemeinschaft“ sei. Thurmair (2002, S. 8) zeigt sich toleranter gegenüber sprachlicher Variation, gibt aber nur widerwillig zu, dass es für Lernende nützlich sein könnte, einige typisch sprechsprachliche Formen zu lernen, die von der „auf dem schriftlichen Sprachgebrauch basierenden Standardnorm“ abweichen würden. DaF-Lehrer/innen zielen häufig auf eine „variationsfreie Standardsprache“ aus zweierlei Gründen: (1) aus dem praktischen pädagogischen Grund, dass sie

ihre Studierenden nicht verwirren wollen; (2) aus ideologischen Gründen, d.h. sie hängen an einer Standardideologie und setzen nichtstandardsprachliche Varianten mit ‚schlechtem‘ Deutsch gleich (Durrell/Langer 2005). Eine auffällige Ausnahme hierzu bilden die für den englischsprachigen DaF-Unterricht konzipierten Sprachlehrbücher von Martin Durrell (z.B. Durrell 2003). Er argumentiert für eine register-sensible Sprachlehre, da es für Lernende nicht unbedingt von Nutzen sei, wenn sie ausschließlich die formelle Schriftsprache beherrschten. Sobald sie in einem deutschsprachigen Land ankämen, würden sie regionalen, informellen und gesprochensprachlichen Varianten begegnen (z.B. *e*-Apokope bei Verben (*ich hab*), *so (ein)* statt *ein solch*, *weil* + V2, usw.), auf die sie sonst nicht vorbereitet wären. Auch wenn Lernende natürlich nicht jede Form des Deutschen aktiv beherrschen müssen, plädiert er doch dafür, dass

die ausschließliche Vermittlung der herkömmlichen hochsprachlichen Normen heutzutage nicht mehr für die Vermittlung umfassender fremdsprachlicher Kompetenzen ausreicht, denn die Lernenden müssen sich auch die Fähigkeit aneignen, sich an einer Vielfalt sprachlicher Handlungen in angemessener Weise zu beteiligen. (Durrell 2012, S. 103)

Hierzu gehört ein weiterer Aspekt der sprachlichen Variation, den wir bereits oben angesprochen haben und der wenig Beachtung im Klassenzimmer findet: die Plurizentrik. Obwohl z.B. 1986 auf der internationalen Deutschlehrertagung in Bern beschlossen wurde, dass Lehrwerke das Plurizentritätsmodell berücksichtigen sollten, um die Sprachwirklichkeit besser wiederzugeben (Clalüna/Fischer/Hirschfeld 2007, S. 45), fehlt „in Lehr- und Lernmaterialien nach wie vor ein erkennbares linguistisches Konzept hinsichtlich der nationalen Varietäten des Deutschen“ (Hägi 2006, S. 227).

Auch hier gilt es zwischen Wahrnehmung und Unterrichtspraxis zu unterscheiden. In der bereits oben erwähnten Studie von Durrell/Langer (Durrell/Langer 2005; Langer 2010) zeigten sich deutliche Unterschiede der Aussagen der DaF-Lehrenden über die Varietäten, die sie im Unterricht akzeptieren würden, und den konkreten Varianten, die sie in studentischen Arbeiten unkorrigiert lassen würden. Obwohl DaF-Lehrer/innen in Großbritannien und in Irland das Plurizentritätsmodell *prinzipiell* akzeptieren, wussten sie doch oft nicht, welche konkreten Varianten in welchem Land als standardsprachlich gelten. Viele, die behaupteten, sie würden schweizerisches oder österreichisches Hochdeutsch akzeptieren, gaben gleichzeitig an, sie würden Formen wie *vergessen auf* (A) oder *Trottoir* (CH) als falsch anstreichen. Aber auch bei bekannteren Varianten (z.B. *ist* bzw. *hat gesessen*) ergaben sich große Unterschiede zwischen dem, was die in Großbritannien unterrichtenden Lektor/innen und Dozent/innen als korrekt empfanden.¹⁸

¹⁸ Die Studie besteht aus 77 Fragebögen aus dem Jahre 2004. In ihnen wurden die Informant/innen gebeten, allgemeine Fragen zur intendierten und akzeptierten Zielvarietät zu beantworten.

Während der Gebrauch von *weil* + V2 von allen Befragten für den schriftlichen Sprachgebrauch abgelehnt wurde, wurde die Konstruktion in den mündlichen Beispielsätzen von ca. 50% Informant/innen nicht korrigiert. Die fehlende Flexion für das schwache Maskulinum wurde für den schriftlichen Gebrauch von 77% der Informant/innen angemerkt, für den mündlichen aber von nur 34%. Dies zeigt zwei Dinge: DaFler/innen können sehr wohl zwischen verschiedenen Verwendungsweisen (hier: mündlich – schriftlich) unterscheiden; es zeigt aber auch, dass sich die DaF-Gemeinde keineswegs einig ist, was akzeptabel ist und was nicht. Regionale Varianten wie der *am*-Progressiv¹⁹ wurden von nur 60% der Befragten im schriftlichen Sprachgebrauch korrigiert, Varianten aus der österreichischen Standardsprache wie *vergessen auf* hingegen von 81%. Insofern spiegelt sich die Kluft zwischen Theorie und Praxis, die wir bezüglich der Standardnorm im Muttersprachunterricht gesehen haben, auch in der Fremdsprachenvermittlung. Dies wird nicht überraschen, sollte aber zu denken geben. Wenn die Lehrenden in ihrer gegebenen, aber auch von ihnen selbst so gesehenen Funktion als Sprachnormvermittler/innen sich nicht in jedem Fall einig sind, ob eine sprachliche Konstruktion Standarddeutsch ist oder nicht, zeigt dies doch mindestens, dass eine allzu enge Definition der Standardsprache nicht der Wirklichkeit entspricht. Wenn selbst die Lehrenden kollektiv – wenn auch nicht individuell – für die Standardsprache eine Reihe von Varianten akzeptieren, scheint es sinnvoll, auch in der Schulpraxis Variation nicht als falsch, sondern als natürlichen Bestandteil der deutschen Sprache, auch der Standardsprache, zu akzeptieren. Wenn man das nicht tut, läuft man Gefahr, eine wirklichkeitsferne Varietät, die nur für die Schule gilt, zu vermitteln. Es stellt sich aber die Frage, woher Lehrende Informationen darüber nehmen sollen, wie elastisch die zu vermittelnden Normen sein sollen und welche Varianten zugelassen werden dürfen.

Oder erübrigen sich alle solche Erwägungen, da die Rolle der Lehrenden als Normautoritäten bzw. Normvermittler/innen in der heutigen Gesellschaft sowieso relativiert werden muss? Knöbls Studie über schwäbische Schulen konstatiert, dass „[i]m Fall der Schüler [...] die kodifizierten Normen des Standards so gut wie keine Rolle [spielen]. Ihre dominante Sprechlage konstituiert sich aus sprechsprachlich adaptierten Standardformen“ (Knöbl 2012, S. 262). Wie diese sprechsprachlichen Standardformen propagiert werden, ist nicht klar, aber die Lehrenden werden nur *ein* Faktor sein und einer, der weniger wichtig ist, als von Medien und Öffentlichkeit bisher angenommen.

ten und 30 künstliche Beispielsätze mit Varianten zu korrigieren und zu kommentieren (siehe Langer 2010).

¹⁹ Laut Auer (2004, S. 83–84) ist diese Form typisch für überregionales gesprochenes Deutsch.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1782 [1971]): Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Leipzig [Nachdruck Hildesheim/New York 1971.]
- Adelung, Johann Christoph (1793): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. 4 Teile. Leipzig.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich (2003): On the social forces that determine what is standard in a language and on conditions of successful implementation. In: *Sociolinguistica* 17, S. 1–10.
- Auer, Peter (2004): Non-standard evidence in syntactic typology: Methodological remarks on the use of dialect data vs spoken language data. In: Kortmann, Bernd (Hg.): *Dialectology meets Typology. Dialect grammar from a cross-linguistic perspective.* (= Trends in Linguistics: Studies and Monographs 153). Berlin/New York, S. 69–92.
- Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hg.) (1985): *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung.* Berlin.
- Beschlüsse der Kultusministerkonferenz: Bildungsstandards im Fach Deutsch für den Mittleren Bildungsabschluss (2003): Internet: www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2003/2003_12_04-B5-Deutsch-MS.pdf (Stand: 6.3.2013).
- Bluhm-Faust, Claudia (2005): Die Pädagogisierung der deutschen Standardsprache im 19. Jahrhundert am Beispiel Badens. (= *VarioLingua* 25). Frankfurt a.M.
- Burgwardt, Heinrich (1867): *Der Bildungsfreund. 1. Theil: Ein vaterländisches Schul-Lesebuch zunächst für Mecklenburg.* Altona.
- Clalüna, Monika/Fischer, Roland/Hirschfeld, Ursula (2007): Alles unter einem D-A-CH-L? Oder: wie viel Plurizentrik verträgt ein Lehrwerk? In: *Fremdsprache Deutsch* 37, S. 38–45.
- Davies, Winifred V. (1995): Linguistic variation and language attitudes in Mannheim-Neckarau. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte* 91). Stuttgart.
- Davies, Winifred V. (2000): Linguistic norms at school. A survey of secondary-school teachers in a central German dialect area. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 67, S. 129–147.
- Davies, Winifred V. (2005): Deutschlehrer und Deutschlehrerinnen (in Deutschland) als Geber und Vermittler von sprachlichen Normen. In: Roggensch (Hg.), S. 323–339.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): The making of bad language. Lay linguistic stigmatisations in German: past and present. (= *VarioLingua* 28). Frankfurt a.M. u.a.
- Duden (2002): *Duden. Basiswissen Schule. Deutsch.* Mannheim u.a.

- Duden (2009): Der Duden. Bd. 4: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarb. Aufl. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- Durrell, Martin (2003): Using German. A guide to contemporary usage. 2. Aufl. Cambridge.
- Durrell, Martin (2007): „Deutsch ist eine *würde*-lose Sprache“. On the history of a failed prescription. In: Elspaß, Stephan et al. (Hg.): Germanic language histories „from Below“ (1700–2000). (= Studia linguistica Germanica 86). Berlin/New York, S. 243–258.
- Durrell, Martin (2012): Zur Relativierung von hochsprachlichen Normen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Der Blick von außen. In: Günthner, Susanne et al. (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. (= Reihe Germanistische Linguistik 296). Berlin, S. 89–105.
- Durrell, Martin/Langer, Nils (2005): Gutes Deutsch und schlechtes Deutsch an britischen und irischen Hochschulen. Zur Akzeptanz von Variation im DaF-Unterricht. In: Roggausch (Hg.), S. 297–314.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen. In: Eichinger/Kallmeyer (Hg.), S. 363–381.
- Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.) (2005): Standardvariation: Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York.
- Eichinger, Ludwig M. et al. (2009): Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Mannheim.
- Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Götze, Lutz (2001): Normen – Sprachnormen – Normtoleranz. In: Deutsch als Fremdsprache 38, S. 131–133.
- Greulich, S. (1995): Die Verwendung von Dialekt und Hochsprache im Deutschunterricht. Wissenschaftliche Hausarbeit. PH Heidelberg.
- Groth, Klaus (1852): Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Hamburg.
- Hägi, Sara (2006): Nationale Varietäten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 64). Frankfurt a.M. u.a.
- Hemmer, Jakob (1769): Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz. Mannheim.
- Heynatz, Johann Friedrich (1777): Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen. 3., verm. u. verb. Aufl. Berlin.
- Hildebrand, Rudolf (1867): Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. Leipzig.

- Hirt, Herman (1925): Geschichte der deutschen Sprache. 2., neubearb. Aufl. (= Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen 4, Teil 1). München.
- Hundt, Markus (2000): „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. (= *Studia linguistica Germanica* 57). Berlin/New York.
- Illgner, Gerhard (2001): Die deutsche Sprachverwirrung. Lächerlich und ärgerlich: Das neue Kauderwelsch. 2. Aufl. Paderborn.
- Jäger, Siegfried (1971): Sprachnorm und Schülersprache. In: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1970. (= Sprache der Gegenwart 13). Düsseldorf, S. 166–233.
- Jäger, Siegfried (1974): Die Hessischen Rahmenrichtlinien „Deutsch“ und die Sprachrichtigkeit. Der Übergang von einer willkürlich-formal-normativen zu einer funktionalen Auffassung. In: Germanistische Linguistik 74/1–2, S. 21–35.
- Kernlehrplan für den verkürzten Bildungsgang des Gymnasiums Sekundarstufe I (G8) in Nordrhein-Westfalen. Deutsch (2007). (= Schule in NRW 3409). Frechen.
- Knees, Friedrich (Hg.) (1878): Fibel, oder naturgemäßer Lerngang im Rechtschreiben und Rechtlesen. (Schreibendlesen – buchstabiren – lautiren). 15. Aufl. Kiel.
- Knöbl, Ralf (2012): Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse. (= *OraLingua* 1). Heidelberg.
- Kromayer, Johannes (1618 [1986]): Deutsche Grammatica zum neuen Methodo der Jugend zum besten zugerichtet. [Nachdruck Hildesheim 1986.]
- Langer, Nils (2001): Linguistic purism in action. How auxiliary *tum* was stigmatised in Early New High German. (= *Studia linguistica Germanica* 60). Berlin/New York.
- Langer, Nils (2004): Frühe Fremdsprachengrammatiken als Vermittlerinnen der Standardsprache. In: Mattheier, Klaus J./Nitta, Haruo (Hg.): Sprachwandel und Gesellschaftswandel – Wurzeln des heutigen Deutsch. München, S. 223–243.
- Langer, Nils (2007): Locating Standard German. On the difference between a codex in the head and a codex on the bookshelf. In: Fandrych, Christian/Salvierda, Reinier (Hg.): Standard, Variation and Language Contact in the Germanic Languages. Tübingen, S. 217–241.
- Langer, Nils (2010): Sprechereinstellungen zur Zielsprache im britischen und irischen DaF-Unterricht. In: Anders, Christina Ada et al. (Hg.): „Perceptual Dialectology“: Neue Wege der Dialektologie. (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 38). Berlin/New York, S. 409–431.
- Langer, Nils (2011): Historical Sociolinguistics in Nineteenth-Century Schleswig Holstein: Evidence from School Inspection Reports. In: *German Life and Letters* 64, S. 167–187.
- Langer, Nils/Langhanke, Robert (2013): How to deal with non-dominant languages metalinguistic discourses on Low German in the Nineteenth Century. In: *Linguistik-online* 58, S. 77–97.

- Law, Claudia (2007): Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923–1967): Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen. (= *Studia linguistica Germanica* 84). Berlin/New York.
- Lehrplan Deutsch für das Gymnasium in Sachsen (2004). Dresden.
- Lippi-Green, Rosina (2012): *English with an accent. Language, ideology and discrimination in the United States*. 2. Aufl. London/New York.
- Löffler, Heinrich (2005): Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eichinger/Kallmeyer (Hg.), S. 7–27.
- Macha, Jürgen (1995): Regionalsprachlichkeit und Korrektur in der Grundschule. In: *Der Deutschunterricht* 47, S. 78–83.
- McLelland, Nicola (2012): J.G. Schottelius's Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache (1663) and its place in early modern European vernacular language study. Oxford.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Info DaF* 34, S. 515–526.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2011): „Dialektfreies Sprechen – leicht gemacht!“ Sprachliche Diskriminierung von deutschen Muttersprachlern in Deutschland. In: *Der Deutschunterricht* 63, 6, S. 7–17.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2013): Zur Ideologie des „Gesprochenen Standarddeutsch“. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.): *Pragmatischer Standard*. (= *Stauffenburg Linguistik* 73). Tübingen.
- Müller, Johannes (1882 [1969]): *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Gotha. [= Nachdruck 1969, mit einer Einführung von Monika Rössing-Hager. Darmstadt].
- Naumann, Bernd (1986): *Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856*. (= *Philologische Studien und Quellen* 114). Berlin.
- Rahmenplan Deutsch für das neunstufige Gymnasium in Hamburg (2003). Hamburg.
- Rahmenrichtlinien Deutsch für das Gymnasium Schuljahrgänge 5–12 in Sachsen-Anhalt (2003). Magdeburg.
- Ransmayr, Jutta (2006): *Der Status des österreichischen Deutsch an nichtdeutschsprachigen Universitäten: eine empirische Untersuchung*. (= *Österreichisches Deutsch – Sprache der Gegenwart* 8). Frankfurt a.M. u.a.
- Ransmayr, Jutta (2012): Zur Wahrnehmung der Varietäten des Deutschen im Unterricht für Deutsch als Muttersprache und Deutsch als Fremdsprache. In: *Der Sprachdienst* 56, S. 198–207.
- Raumer, Rudolf von (1852): *Der Unterricht im Deutschen*. In: Raumer, Karl von (Hg.): *Geschichte der Pädagogik: vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit*. Theil 3, Abth. 2. 2., unveränd. Aufl. Stuttgart, S. 17–151.
- Richtlinien und Lehrpläne für die Sekundarstufe II Gymnasium/Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen (1999). Frechen.

- Roggasch, Werner (Hg.) (2005): *Germanistentreffen: Deutschland – Großbritannien – Irland*. Bonn.
- Schmidt, Gunther (1985): Sprachkonzeptionen und Schulpraxis. Bemerkungen zu sprachtheoretischen Grundlagen des Deutschunterrichts. In: Bahner/Neumann (Hg.), S. 249–281.
- Schmidt, Hartmut (1985): Aspekte der Institutionalisierung. Zur Durchsetzung der neuen Denkmuster. In: Bahner/Neumann (Hg.), S. 151–248.
- Schneider, Jan-Georg (2013): Sprachliche ‚Fehler‘ aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: *Sprachreport* 29, 1–2, S. 30–37.
- Schneider, Wolf (2001): *Deutsch fürs Leben. Was die Schule zu lehren vergaß*. 10. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Schneider, Wolf (2012): Die Sprache ist eine Waffe. Aber sie lässt uns auch träumen, sie erklärt uns die Welt. Seien wir gut zu ihr! In: *Die Zeit online* 11.5.2012. Internet: www.zeit.de/2012/20/Sprache (Stand: 26.2.2013).
- Schneider-Mizony, Odile (2008): Grammatiken der wilhelminischen Ära: Dokumente der deutschen Sprache oder Monumente der Norm? In: Lartillot, Françoise/Gellhaus, Axel (Hg.): *Dokument – Monument. Textvarianz in den verschiedenen Disziplinen der europäischen Germanistik*. (= *Convergences* 46). Bern, S. 395–410.
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.
- Sieber, Peter/Sitta, Horst (1986): *Mundart und Standardsprache als Problem der Schule*. (= *Sprachlandschaft* 3). Aarau u.a.
- Siegl, Elke A. (1986): Der Duden als Normierungsinstrument in der DDR und in der Bundesrepublik Deutschland. In: Debus, Friedhelm et al. (Hg.): *Sprachliche Normen und Normierungsfolgen in der DDR*. (= *Germanistische Linguistik* 82/83). Hildesheim u.a., S. 75–88.
- Stickel, Gerhard/Volz, Norbert (1999): *Meinungen und Einstellungen zur deutschen Sprache. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung*. (= *amades* 2/1999). Mannheim.
- Thurmair, Maria (2002): Standardnorm und Abweichungen. Entwicklungstendenzen unter dem Einfluss der gesprochenen Sprache. In: *Deutsch als Fremdsprache* 39, S. 3–8.
- Vesper, Wilhelm (2007): Ist gutes Deutsch heutzutage schon das weniger schlechte Deutsch? Einige Überlegungen zu der Frage nach dem guten Deutsch im schulischen Unterricht. In: Burkhardt, Armin (Hg.): *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. (= *Thema Deutsch* 8). Mannheim u.a., S. 255–264.
- Volmert, Johannes (1997): Jugend und Ruhrgebietssprache: Die regionale Varietät in der Freizeit – und als Unterrichtsgegenstand? In: Ehlich, Konrad et al. (Hg.): *Sprache und Literatur an der Ruhr*. 2., erw. u. überarb. Aufl. (= *Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Deutsche und Ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund: Reihe 2, Forschungen zur Arbeiterliteratur* 10). Essen, S. 57–79.

Wagner, Eberhard (1987): Das fränkische Dialektbuch. München.

Wagner, Melanie (2009): Lay linguistics and school teaching: An empirical sociolinguistic study in the Moselle-Franconian dialect area. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 136). Stuttgart.

Wienbarg, Ludolf (1834): Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres. Hamburg.

Wustmann, Gustav (1966): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. 14., ern. Aufl. Berlin.

Ziegler, Evelyn (1998): Zur Entwicklung der Standardsprache und der Vorbildfunktion der Klassikersprache. In: Der Deutschunterricht 3, S. 24–31.

Alexandra N. Lenz (Wien)

Sprachvariation und Sprachwandel aus der Perspektive von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern.

Einstellungsdaten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz

Abstract

Der Fokus des Beitrags liegt auf Spracheinstellungen von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern an weiterführenden Schulen in Österreich, Deutschland und der Schweiz. Auf Basis einer aktuellen und großangelegten empirischen Studie wird der Frage nachgegangen, welche Einstellungen Lehrpersonen in den drei Ländern zu Variation und Wandel des Deutschen und seinen Varietäten haben. Neben der quantitativen und qualitativen Analyse von ausgewählten Einzelergebnissen setzt sich der Beitrag zum Ziel, mittels des Klassifizierungsverfahrens einer Clusteranalyse interindividuelle Einstellungsmuster herauszuarbeiten und diese – in einem zweiten Schritt – auf ihre soziodemographische Zusammensetzung hin zu analysieren.

1. Zu Inhalt und Struktur des Beitrags

Im Fokus dieses Artikels stehen Spracheinstellungen und somit Meinungen und Wertungen, die nach dem mentalistischen Konzept von Allport (1954) Kompositionen aus kognitiven, evaluativen und konativen Elementen darstellen.¹ Während emotional-affektive Werte, mit denen Urteilende Sprachen, Varietäten, Varianten bzw. Sprechende belegen, zum Komplex der evaluativen Spracheinstellungen gehören (etwa *Prestige* und *Stigma*), sind laien-sprachliche Wissensbestände Teil der kognitiven Komponente. Sie beinhalten beispielsweise das Wissen um situativ-pragmatische Faktoren, die aus Sicht der Urteilenden Sprachverhalten steuern, sowie die kognitive Strukturierung von „sprachlichen Möglichkeitsräumen“ (vgl. Macha 1991) in subjektive Sprechlagen (siehe etwa Huesmann 1998; Mattheier 1985; Lenz 2003, S. 263, 2011). Aus den evaluativen und kognitiven Spracheinstellungen lassen sich schließlich Handlungsintentionen ableiten (konativer Aspekt).

Spracheinstellungen, wie Einstellungen überhaupt, sind hoch dynamische² Bestandteile des Alltagswissens, das neben eigenen Wertvorstellungen,

¹ Zur Diskussion der Drei-Komponenten-Theorie siehe etwa Rosch/Frey (1997, S. 296 ff.). Zu Spracheinstellungen im Allgemeinen siehe auch Rosenberg/Hovland (1960); Hewstone/Manstead/Stroebe (1997); Tophinke/Ziegler (2002); Lenz (2003, S. 263 ff.); Lenz (2010a und b) sowie Schmidlin (2011, S. 179 ff.).

² Wie alle Teilbestände des Alltagswissens werden Einstellungen – und damit auch Spracheinstellungen – im Kontakt mit der sozialen Umwelt erworben. Sie sind keine angeborenen in-

Kategorisierungen und Verhaltensmustern ebenso auch ein Wissen um eben diese Elemente im Alltagswissen anderer enthält. Die Diskussion wird sich im Folgenden auf Spracheinstellungen aus Österreich, der Schweiz und Deutschland und damit auf die Länder konzentrieren, die mit Ammon (1995) als „Vollzentren“ des Deutschen klassifiziert werden können. Die Tatsache, dass Deutsch in verschiedenen Ländern mit zumindest teilweise divergierenden standardsprachlichen Normen und Kodifizierungen vorzufinden ist, wird in der Forschungsliteratur in der Regel unter dem Terminus *Plurizentrik/Plurizentrität* gefasst. Nach Clyne (1989, S. 358) „[t]he term pluricentricity indicates that a language has more than one centre, each providing a national variety with its own norm“. Als Zentren einer plurizentrischen Sprache werden dann allerdings nur diejenigen Länder oder Regionen angesehen,

die eigene standardsprachliche Besonderheiten herausgebildet haben. Von einem Vollzentrum spricht man dann, wenn die standardsprachlichen Besonderheiten in eigenen Nachschlagewerken, vor allem Wörterbüchern, festgehalten und autorisiert sind. Dies trifft für Österreich, die deutschsprachige Schweiz und Deutschland zu, bei denen es sich deshalb um nationale Vollzentren der deutschen Sprache handelt. (Ammon/Bickel/Ebner [et al.] 2004, S. 18)

Inwieweit das Vorhandensein standardsprachlicher Normen wirklich mit der Existenz eines Kodexes gleichzusetzen ist, ist und bleibt umstritten.³ Ebenso kontrovers diskutiert wird in der Plurizentritätsforschung, inwieweit das Deutsche als plurinationale oder aber als pluriareale Sprache zu klassifizieren ist.⁴ Während der Begriff der Plurinationalität standardsprachliche Besonderheiten auf nationaler Ebene hervorhebt, trägt der Begriff der Pluriarealität der Tatsache Rechnung, dass die areale Gliederung des Deutschen häufig nicht mit nationalen Grenzen im Zusammenhang steht (vgl. Ammon 1996, S. 135).

variablen Konstanten, sondern dynamische Komponenten, die aus sozialen Interaktionsprozessen heraus entstehen, weiterentwickelt und variiert werden. Damit agieren und reagieren sie als Teil eines interdependenten Kreislaufes aus Alltagswissen, Anwendung dieses Alltagswissens in konkreten Interaktionen, daraus resultierenden Erfahrungen und einer Redefinition des Alltagswissens (vgl. Ziegler 1996, S. 147 ff.; Lenz 2003, S. 265 f.).

³ „Es sind [...] zuallererst kollektive Vorstellungen von Richtigkeit und Vorbildlichkeit, die Varianten zu standardsprachlichen Varianten machen. Ein Kodex schreibt diese Varianten dann fest, verleiht ihnen Dauer und wirkt durch diese Festschreibung auf die kollektiven Vorstellungen von Richtigkeit und Vorbildlichkeit. Ein Kodex ist also ein nicht zu vernachlässigender Faktor bei der Modellierung jener Prozesse, die zu standardsprachlichen Normen führen. Sein Einfluss darf aber auch nicht überbewertet werden. So erweist sich die Gleichsetzung von Norm und Kodex im Fall der Schweiz als Kurzschluss. Zwar existieren Kodizes des Schweizerhochdeutschen, doch haben sie bei weitem nicht die Reichweite, die Kodizes aus Deutschland haben.“ (Scharloth 2005, S. 262 f.).

⁴ Zur Diskussion der Konzepte und Begrifflichkeiten siehe Wolf (1994), Ammon (1995), Ammon (1996), Scheuringer (1996), Glauninger (i.Dr.), Schmidlin (2011) u.a.

In der Forschungsdiskussion um die drei Vollzentren Deutschland, Österreich und die Schweiz ist häufig von einem asymmetrischen Verhältnis der drei Zentren die Rede (siehe etwa Schmidlin 2011, S. 71 ff.), das darin zum Ausdruck komme, dass das „deutschländische“ Deutsch in verschiedener Hinsicht die anderen beiden Zentren bzw. vor allem ihre standardsprachlichen Varietäten dominiere. Die Wahrnehmung dieser einseitigen Beeinflussung kommt auch in laiensprachlichen Diskursen zum Ausdruck. Auf einen Zeitungsartikel aus der österreichischen Tageszeitung „Die Presse“ mit dem Titel „Der Jugend ist das österreichische Deutsch powidl“⁵ haben sich im Sommer 2012 im Internet mehrere hundert Diskutanten zu Wort gemeldet und ihre Postings hinterlassen, in denen die gesellschaftliche Relevanz plurizentrischer Fragestellungen zum Ausdruck kommt. Der Zeitungsartikel basiert auf einer aktuellen Fragebogenerhebung von Peter Wiesinger, in der österreichische Jugendliche nach ihren Sprachgebrauchsmustern befragt werden und die ergibt, dass die „junge Generation zu einem Drittel bundesdeutsche Bezeichnungen verwendet. Typisch österreichische Ausdrücke werden wenn, dann nur mündlich verwendet“.⁶ Während Wiesinger die Ergebnisse seiner Befragung als Nachweis asymmetrischer Annäherung auf der Ebene des Sprachgebrauchs interpretiert, belegen andere Studien ein asymmetrisches Verhältnis der Zentren auf attitudinal-subjektiver Ebene, etwa wenn es um die Bewertung der Standardsprachlichkeit von konkreten Varianten geht. So stellte etwa Ammon (1995) bei einer Befragung von 77 Grundschullehrer/innen in Deutschland, Österreich und der Schweiz fest:

Sowohl die Befunde bezüglich der Kenntnisse als auch die bezüglich der Lehrerkorrekturen nationaler Varianten verweisen damit auf eine Asymmetrie zu Gunsten des deutschen und zu Ungunsten der beiden anderen nationalen Zentren der deutschen Sprache. Mit etwas anderer Akzentuierung könnte man auch von Indizien für eine größere Autonomie des Zentrums Deutschland und einer teilweise Heteronomie der Zentren Österreich und Schweiz sprechen [...]. (Ammon 1995, S. 447)

Und auch die bislang größte empirische Studie zu „Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache“, die jüngst mit Schmidlin (2011) vorgelegt wurde, kommt auf der Grundlage von Internetbefragungen in den drei Vollzentren zu dem Schluss:

Besonders Austriazismen und Helvetismen werden von den GP, auch aus der Eigenperspektive, in ihrer Standardsprachlichkeit unterschätzt. Anhand der tiefen Einschätzung der Standardsprachlichkeit von Varianten durch die GP zeigt sich, dass

⁵ Siehe <http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/1263227/Der-Jugend-ist-das-oesterreichische-Deutsch-powidl> (Stand: 11.7.2013).

⁶ Siehe <http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/1263227/Der-Jugend-ist-das-oesterreichische-Deutsch-powidl> (Stand: 11.7.2013).

die in der Linguistik und Lexikographie akzeptierte Plurizentrik des Deutschen mehrheitlich nicht bis in die Köpfe der Sprecherinnen und Sprecher vorgedrungen zu sein scheint. Aus der schwachen normativen Akzeptanz plurizentrischer Varianten kann geschlossen werden, dass die Standardideologie und damit ein monozentrisches Standardkonzept immer noch stark verbreitet sind. (Schmidlin 2011, S. 296)

Vor dem Hintergrund der skizzierten Plurizentritätsdiskussion soll auf der Grundlage einer aktuellen Spracheinstellungserhebung zwei zentralen Fragekomplexen nachgegangen werden:

- Welche Einstellungen haben Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer in den drei „Vollzentren“ zu Variation und Wandel des Deutschen und seinen Varietäten „im Allgemeinen“? Haben Lehrkräfte in der Schweiz und Österreich möglicherweise – (auch) bedingt durch das asymmetrische Verhältnis der drei Vollzentren – negativere Einstellungen zu Phänomenen des Sprachwandels als Lehrkräfte in Deutschland?
- Zeichnen sich überhaupt interindividuelle Einstellungsmuster ab, und wenn ja, korrelieren diese mit extralinguistischen Variablen (wie etwa nationaler Zugehörigkeit) oder anderen?

Das allgemeine Moment in der Formulierung der ersten Frage zielt dabei auf die Tatsache ab, dass erstens – entgegen den meisten bisherigen länderübergreifenden Studien zu Spracheinstellungen – die Befragung für die Gewährspersonen keine explizit plurizentrische Ausrichtung erkennen ließ. Anders formuliert: Die Proband/innen wurden – fast ausschließlich – nach ihren Einstellungen zu Variation und Wandel des Deutschen befragt, ohne dass ein anderes deutschsprachiges Nachbarland bzw. seine „fremdnationalen“ Varianten oder Varietäten als Vergleichspol in die Diskussion einbezogen wurde(n). Zweitens zielte die Befragung nicht – ebenso entgegen den meisten bisherigen länderübergreifenden Studien zu Spracheinstellungen – primär auf die Standardsprache, sondern auch auf andere Varietäten des gesamtsprachlichen Spektrums.

Die Vermutung, dass Lehrkräfte in der Schweiz und in Österreich möglicherweise negativere Einstellungen gegenüber Sprachwandel und seinen Phänomenen aufweisen, ist durch das in der Plurizentritätsforschung häufig diskutierte Moment des asymmetrischen Verhältnisses der drei Vollzentren motiviert: Denn zu den häufig in Sprachverfallseinstellungsausserungen kolportierten Einflüssen, die den Wandel des Deutschen (vermeintlich negativ) beeinflussen, kommt für Österreicher/innen und Deutschschweizer/innen als ein wesentlicher und i. d. R. negativ wahrgenommener sprachlicher Einflussfaktor das deutschländische Deutsch hinzu.

Die empirische Basis, die zur Beantwortung der genannten Fragen herangezogen wird, bilden die Daten einer Einstellungsstudie, die in Kapitel 2 ausführlicher vorgestellt wird, bevor dann in Kapitel 3 ausgewählte Ergeb-

nisse der empirischen Untersuchung skizziert und mit anderen Einstellungsstudien verglichen werden. In der Zusammenschau der verschiedenen Einzelergebnisse wird in Kapitel 4 der Versuch unternommen, Einstellungscluster mit individuenübergreifenden Einstellungsmustern zu finden. Der Beitrag schließt mit einer Zusammenfassung (Kapitel 5).

2. Zur Anlage der Untersuchung⁷

Von September 2012 bis Februar 2013 hat unsere Wiener Arbeitsgruppe insgesamt 273 Lehrer/innen weiterführender Schulen mit Sekundarstufe-II aus Deutschland, Österreich und der Schweiz für eine umfassende Spracheinstellungsstudie gewinnen können. Als Gewährspersonen wurden Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer herangezogen. Die Auswahl der Informantengruppe war und ist durch die Annahme motiviert, dass Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer einen nicht unwesentlichen Beitrag zu Prozessen der Spracheinstellungsformierung, -verfestigung und -tradierung leisten, nicht nur in ihrem nächsten Umfeld (bei ihren Schüler/innen), sondern auch oder vielleicht noch mehr in der interessierten Öffentlichkeit.⁸

Die Einstellungsstudie wurde mittels einer Online-Befragung durchgeführt, wobei allen Lehrpersonen ein weitestgehend identischer Fragebogen über einen Weblink zugänglich gemacht wurde. Modifikationen des Fragebogens betrafen lediglich länderspezifische Anpassungen der Fragestellungen. Als Ziel der Befragung wurde angegeben, „Einstellungen und Bewertungen von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern der drei Länder im Hinblick auf den Zustand und die Entwicklung der deutschen Sprache zu erheben und zu vergleichen“. Neben einem einleitenden Fragenkatalog zu individuellen Sozialdaten enthielt der Fragebogen vor allem geschlossene und offene Fragen zum übergeordneten Themenkomplex „Variation und Wandel des Deutschen“, wobei die Fragen vier thematischen Unterbereichen zugeordnet wurden, die auch in der folgenden Reihenfolge im Fragebogen erschienen:

- 1) Dynamik des Deutschen im Allgemeinen (ohne explizit landesspezifischen Bezug),
- 2) Dynamik des Deutschen und seinen Varietäten im jeweiligen Land,
- 3) Dynamik des Sprach- und Einstellungsverhaltens der Schüler/innen,
- 4) Individuelle Sprachdynamik.

⁷ An dieser Stelle möchte ich Tim Kallenborn für seine Unterstützung bei der Datenerhebung und Datenaufbereitung meinen besonderen Dank aussprechen.

⁸ Auch in Ammons berühmtem „Kräftefeld einer Standardvarietät“ kommt Lehrerinnen und Lehrern als korrigierende und sanktionierende Normautoritäten eine zentrale Rolle zu (vgl. Ammon 1995, S. 80).

Abb. 1: Absolute Häufigkeiten der Gewährspersonen in der Deutschschweiz sowie in den Bundesländern Deutschlands und Österreichs

Die Verteilung der Informant/innen bzw. ihrer Schulen auf die drei Erhebungsländer und ihre Bundesländer bzw. Kantone ist in Abbildung 1 einzusehen. Wie ersichtlich, konnten in den drei Ländern annähernd gleich viele Personen zur Mitarbeit gewonnen werden: 92 Lehrkräfte unterrichten in der Deutschschweiz (in insgesamt sechs Kantonen), 83 in Österreich und 98 in Deutschland.⁹ Insgesamt stammen die Daten aus 104 verschiedenen

⁹ Die regionale Verteilung der Befragten in Deutschland zeigt eine nur relativ schwache Repräsentation der ostmitteleuropäischen Bundesländer, was forschungspraktische Ursachen hatte: Hier war und ist es – im Gegensatz zu den übrigen Bundesländern – kaum bis gar nicht möglich, sich direkt per Mail an die Schulen bzw. an die Lehrer/innen zu wenden, sondern die Kontaktaufnahme hätte über Umwege auf politischer Landesebene passieren müssen (z.B. über Distribution des Fragebogens seitens der Sächsischen Bildungsagentur).

Schulorten. Die Höchstzahl von gleich 13 ausgefüllten Fragebogen von ein und demselben Schulort sind in Bern und Wien zu finden. Das Alter der Gewährspersonen liegt in Österreich durchschnittlich bei knapp 48 Jahren, in Deutschland bei gut 43 Jahren und in der Schweiz bei knapp 47 Jahren. Was die Geschlechterverteilung im Informantensample betrifft, überwiegen die weiblichen Gewährspersonen. Ihr Anteil beträgt im österreichischen Sample 67,1%, im schweizerischen Sample 51,1% und im deutschen Sample 65,5%. Um die gewonnenen Daten insbesondere hinsichtlich eines Ländervergleichs auswerten zu können, wurden nur Lehrpersonen mit Primärsozialisation im jeweiligen Land berücksichtigt.

3. Ausgewählte Ergebnisse

Aus der Fülle an Einzelergebnissen werden im Folgenden vor allem die Daten aus den beiden Themenbereichen „Dynamik des Deutschen im Allgemeinen (ohne explizit landesspezifischen Bezug)“ sowie „Dynamik des Deutschen und seinen Varietäten im jeweiligen Land“ ausgewählt und einer Diskussion unterzogen. Der Präsentation der Ergebnisse sind jeweils die zitierten Originalfragen aus dem Fragebogen vorangestellt.

- a) „Wie alle lebendigen Sprachen unterliegt auch das Deutsche einem ständigen Wandel. Wie beurteilen Sie selbst diese Tatsache?“

Die These vorwegnehmend, dass das Deutsche wie alle lebendigen Sprachen einem ständigen Wandel unterliegt, wurden die Gewährspersonen nach ihrer Beurteilung dieser These gefragt. Zur Beantwortung lag ihnen eine Fünfer-Skala mit den Endpunkten „sehr negativ“ bzw. „sehr positiv“ vor. Eine Darstellung der Ergebnisse liefert das Balkendiagramm in Abbildung 2, in dem die relativen Häufigkeiten der jeweiligen Skalenpunkte pro Land aufgeführt sind (Österreich mit der Sigle A, die Schweiz mit der Sigle CH und Deutschland mit der Sigle D).

Wie ersichtlich stehen die Lehrkräfte in allen drei Ländern – nach ihren Aussagen – mehrheitlich Sprachwandel generell neutral bis positiv gegenüber. Zwar treten in der Schweiz proportional gesehen etwas mehr Negativurteile, dafür aber auch insgesamt mehr Antworten auf, die sich im oberen „positiveren“ Skalenbereich bewegen. Während die leichten Unterschiede, die sich im Ländervergleich andeuten, statistisch nicht relevant sind, zeigen die Daten eine signifikante Korrelation zwischen dem Alter der Befragten und ihrem Antwortverhalten (siehe Abb. 3). Die Daten stützen somit die These, dass der Anteil positiver Einstellungen zum generellen Sprachwandel des Deutschen von jüngeren zu älteren Lehrkräften hin abnimmt.

Mit dieser intergenerationellen Tendenz verhalten sich die Lehrer ähnlich wie die Allgemeinbevölkerung, denn eine Korrelation von Alter und Grad der Besorgnis, was die Entwicklung des Deutschen betrifft, ist ebenso in der IDS-Studie (siehe Gärtig/Plewania/Rothe 2010, S. 212 ff.) und auch in der GfS-Studie von 2008 (siehe Hoberg/Eichhoff/Schulz (Hg.) 2008) – zumindest für Deutschland – belegt.

Abb. 2: „Dass die deutsche Sprache sich wandelt, finde ich ...“ (Frequenzen (in %) an angekreuzten Skalenpunkten)

Abb. 3: „Dass die deutsche Sprache sich wandelt, finde ich ...“ (Frequenzen (in %) an angekreuzten Skalenpunkten)

b) „Wie entwickelt sich das Gegenwartsdeutsche Ihrer Meinung nach?“

Die oben in den Abbildungen 2 und 3 dargestellten Ergebnisse zeigen, dass über 90% der Lehrkräfte der Tatsache, „dass das Deutsche wie alle lebendigen Sprachen einem ständigen Wandel unterliegt“, länderübergreifend (nach ihren Aussagen) neutral bis positiv gegenüberstehen. Wie es aber um die vermutete Entwicklungsrichtung geht, die das Gegenwartsdeutsche aktuell einschlägt, geben die schwarzen Balken in Abbildung 4 wieder: 26% der Lehrpersonen stufen die Entwicklungsrichtung als „sehr negativ“ bzw. „eher negativ“ ein. Die absolute Mehrheit von gut 56% wählt den mittleren Skalenpunkt, der eine neutrale Einstellung widerspiegelt. Nur knapp 18% der Lehrkräfte geht von einer positiven bis sehr positiven Entwicklungsrichtung aus. Neben der Lehrerbefragung illustriert das gruppierte Balkendiagramm Resultate einer großangelegten und repräsentativen Einstellungsstudie, die das IDS gemeinsam mit der Universität Mannheim 2008 in Deutschland durchgeführt hat (siehe Gärtig/Plewnia/Rothe 2010).

Abb. 4: „Wie entwickelt sich das Gegenwartsdeutsche Ihrer Meinung nach?“ (Frequenzen (in %) an angekreuzten Skalenpunkten der Lehrerstudie; schwarze Balken) versus „Finden Sie die derzeitige Entwicklung der deutschen Sprache ...?“ (Frequenzen (in %) an angekreuzten Skalenpunkten der IDS-Studie von Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 212; weiße Balken)

Auch wenn die Ergebnisse auf leicht unterschiedlichen Fragestellungen basieren, legt der direkte Vergleich der beiden Studien auffallende Parallelen offen: Die Entwicklungsrichtung des Gegenwartsdeutschen wird (prozentual gesehen) von fast ebenso vielen Lehrpersonen neutral bis negativ beurteilt, wie sie sich anteilmäßig in der Gesamtbevölkerung Deutschlands finden lassen. Zugespitzt heißt dies: Lehrpersonen unterscheiden sich hinsichtlich der affektiv-evaluativen Bewertung der Richtung, in die sich das Gegenwartsdeutsche entwickelt, nicht von der Durchschnittsbevölkerung.

	A- west	A- mitte	A- ost	CH- nord	CH- west	CH- ost	D- nord	D- mitte	D- süd
sehr negativ	6,3	0,0	2,6	0,0	5,3	0,0	0,0	8,8	0,0
eher negativ	12,5	34,6	15,4	20,0	15,8	18,2	17,4	41,2	25,0
neutral	68,8	50,0	59,0	60,0	47,4	63,6	65,2	41,2	60,7
eher positiv	12,5	11,5	23,1	20,0	31,6	18,2	17,4	8,8	10,7
sehr positiv	0,0	3,8	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	3,6

Tab. 1: „Wie entwickelt sich das Gegenwartsdeutsche Ihrer Meinung nach?“ (Frequenzen (in %) an angekreuzten Skalenpunkten)¹⁰

Ein differenzierter Blick auf die nationale Herkunft der Befragten deckt auf, dass die Lehrkräfte aus Deutschland das insgesamt negativste Bild hinsichtlich der Entwicklungsrichtung zeichnen, während die Schweizer Lehrpersonen etwas seltener untere und dafür aber auch häufiger höhere Skalenpunkte ankreuzen. Zumindest zwischen diesen beiden Landesgruppen kann das abweichende Antwortverhalten auch statistisch als signifikant nachgewiesen werden. Um die interregionalen Einstellungen innerhalb eines Landes vergleichen zu können, differenziert Tabelle 1 jeweils drei Subräume pro Land. Wie ersichtlich wird, sind es besonders die Lehrpersonen aus der Mitte Deutschlands, die (in auch statistisch signifikantem Maße) als „Pessimisten“ herausstechen. 50% der befragten Lehrpersonen aus westmitteldeutschen Schulorten beurteilen die Entwicklung des Gegenwartsdeutschen als „eher“ bis „sehr negativ“.¹¹

- c) „Welche Faktoren beeinflussen Ihrer Meinung nach die deutsche Sprache aktuell am meisten?“

Im Gegensatz zu den bislang analysierten Daten wurden die Nennungen potenzieller Einflussfaktoren über eine offene Frage evoziert. Entsprechend

¹⁰ In Deutschland wurden die nördlichen Bundesländer zu „D-nord“ zusammengefasst bzw. die mitteldeutschen zu „D-mitte“ und die süddeutschen zu „D-süd“. Entsprechend stehen die Siglen „A-west“, „A-mitte“ und „A-ost“ für die in drei regionale Subräume eingeteilten Bundesländer Österreichs, während „CH-nord“, „CH-west“ und „CH-ost“ die in der Befragung abgedeckten Kantone der Deutschschweiz gruppieren.

¹¹ Neben der regionalen/nationalen Verteilung kann wiederum das Alter als signifikante Sozialvariable identifiziert werden, die mit dem Antwortverhalten korreliert, in dem Sinne, dass insgesamt ältere Personen die Entwicklung des Gegenwartsdeutschen negativer beurteilen als jüngere.

heterogen und vielfältig sind die Antworten, die in Tabelle 2 verschiedenen Faktorenklassen zugeordnet sind. Die dort angegebenen Prozentzahlen beziehen sich auf die relativen Häufigkeiten der Erstnennungen.

	A	CH	D
Medien/TV	53,0	46,0	48,2
Printmedien	0,0	1,3	1,2
Werbung	0,0	0,7	3,1
Technik	2,0	2,0	1,2
Englisch/Amerikanisch	10,7	8,7	11,1
Migranten	6,7	8,0	9,9
Fremdsprachen	0,7	0,0	0,6
Globalisierung	0,0	4,0	1,9
Jugend(sprache)	0,7	4,7	1,9
Dialekte/UGS	1,3	4,0	0,6
Herkunft/Eltern/Soz. Umfeld	16,1	13,3	9,3
Schule	2,7	0,0	1,2
Leseverhalten	3,4	0,7	1,2
Sprechsprache	0,7	1,3	1,2
(Sonstiges)	2,0	5,4	7,4

Tab. 2: „Welche Faktoren beeinflussen Ihrer Meinung nach die deutsche Sprache aktuell am meisten?“ (Frequenzen in %; 238 Erstnennungen, die hier in Kategorien zusammengefasst wurden)

Die eindeutig häufigsten Erstnennungen fallen mit einer Frequenz um die 50% auf den Bereich „Medien/TV“, wobei sich die Antworten vor allem auf Neue Medien (z.B. „Internet“, „Chats“, „SMS“, „E-Mail“, „Handy“, „Soziale Netzwerke“) und nur seltener auf herkömmliche elektronische Medien verteilen (z.B. „Fernsehen“, „Kinofilme“). Printmedien wird hingegen nur selten eine sprachbeeinflussende Kraft zugeschrieben. Die Tatsache, dass „Werbung“ bei Lehrkräften in Deutschland häufiger als in den beiden anderen Ländern genannt wird, erscheint insofern besonders interessant, als im Zusammenhang mit dem „asymmetrischen“ Verhältnis der drei Vollzentren häufig gerade die zunehmende Dominanz deutschländischer Werbung in Österreich und der Schweiz diskutiert wird.¹²

¹² Als Beispiel sei hier wiederum ein Kommentar aus der österreichischen Tageszeitung „Die Presse“ (23.11.2012) genannt: „Es gibt ja bereits eine massive Bevorzugung des Norddeut-

Dass auch andere Sprachen und unter ihnen das Englische als maßgeblicher sprachbeeinflussender Faktor von den Befragten angesehen wird, kommt darin zum Ausdruck, dass Erstnennungen wie „Englische und amerikanische Wörter“, „Anglizismen“ oder „das Englische“ Frequenzen um 10% erreichen. Nur etwas seltener, am häufigsten in Deutschland, werden „Migranten“ oder „Migrantensprachen“ als Faktoren genannt. Areale oder soziolektale Varietäten des Deutschen (z.B. „Jugendsprache“, „Dialekte“, „Umgangssprache“) sind v.a. unter den Antworten der Lehrkräfte aus der Deutschschweiz zu finden.

Was das „soziale Umfeld“, „die Herkunft“ und das „Elternhaus“ betrifft, sind diese Faktoren besonders häufig in Österreich und der Schweiz aufgeführt, wo sie die zweithäufigsten Nennungen ausmachen. Recht selten wird hingegen die Schule als sprachbeeinflussender Faktor genannt, in der Schweiz wird sie von keinem der befragten Lehrkräfte unter den Erstnennungen aufgeführt.

Ein Vergleich der Lehrer/innen-Studie mit der bereits zitierten IDS-Studie (Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 207) deckt eine Reihe von Parallelen auf. Insgesamt evozierte die (repräsentative!) IDS-Studie über eine ähnlich gelagerte Fragestellung („Durch wen oder was werden Ihrer Meinung nach Veränderungen in der deutschen Sprache verursacht?“) vergleichbare Faktorenbündel wie die Lehrer/innen-Studie. Die meisten Nennungen entfallen auch dort auf die diversen Medien sowie daneben auf fremdsprachliche bzw. fremdkulturelle Einflüsse. Besonders bemerkenswert erscheinen aber folgende Unterschiede zwischen den beiden Studien: Zwar wird die „Schule“ mit nur 6,8% der Nennungen auch von der Allgemeinbevölkerung (siehe IDS-Studie: Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 207) relativ selten als Einflussfaktor genannt, aber unter den Erstnennungen der Lehrkräfte taucht dieser Faktor noch seltener bis gar nicht auf (insgesamt 2,3%). Hingegen sehen die Lehrenden einen deutlich größeren Einfluss des familiären und sozialen Umfelds (10,5% in der Lehrer-Studie), als dieser in der IDS-Umfrage (mit 1,6%) zum Ausdruck kommt.

Von der Möglichkeit, ihre aufgezählten Faktoren eingehender zu erläutern, haben nicht wenige Lehrkräfte Gebrauch gemacht. Ausgewählte Einstellungsäußerungen, die das quantitative Bild komplettieren wollen, sind in (1) aufgeführt. Trotz der (hier aus Platzgründen nur möglichen) geringen Anzahl der zitierten Stellungnahmen illustrieren die Beispiele generelle Ten-

schen in den Medien. So ist es bei uns kaum möglich, österreichisches Deutsch in der Werbung oder bei synchronisierten Filmen zu hören. Und auch der von Tobias Moretti gespielte Wiener Kommissar muss, auf den deutschen TV-Markt schielend, wie ein Deutscher klingen. Gleiches gilt anscheinend auch für die österreichischen Theaterbühnen.“ (<http://diepresse.com/home/meinung/gastkommentar/1315838/Das-gehoert-gesacht-Immer-mehr-deutsches-Deutsch-im-ORF>, Stand 11.7.2013). Siehe auch die Diskussion um *grillieren* versus *grillen* in Werbetexten des Schweizer Großverteilers „coop“ z.B. auf <http://www.blick.ch/news/schweiz/endlich-grilliert-coop-wieder-id2281998.html> (Stand 11.7.2013).

denzen im Antwortverhalten der Lehrpersonen: Obwohl in der Fragestellung von „Deutsch“ ohne explizite Varietätenreferenz die Rede ist, deuten die Einstellungsäußerungen darauf hin, dass sie sich überwiegend auf die schriftsprachliche Domäne bzw. auf standardsprachnahe Varietäten beziehen. Auch sind die metakommunizierten Beispiele überwiegend mit Negativattributen versehen (z.B. „wenig“, „weniger gut“, „verkürzt“, „schlampig“, „fehlerhaft“ u.a.). Nur selten evozierte besagte Fragestellung auch Bemerkungen zum Einfluss deutschsprachiger Nachbarn, wie es etwa im Zitat des Österreichers in (1.2) zum Ausdruck kommt, der die Leseaussprache von *China* und *Chemie* kommentiert.

- (1) „Welche Faktoren beeinflussen Ihrer Meinung nach die deutsche Sprache aktuell am meisten? Begründen/Erläutern Sie die von Ihnen genannten Faktoren.“ (Exemplarische Stellungnahmen)

(1.1) Durch das Fernsehen wird norddeutsche Umgangssprache als Standardsprache wahrgenommen. / In schriftlichen Mitteilungen über elektronische Medien (SMS, E-Mail) ist Schreib- und Sprachrichtigkeit von untergeordneter Bedeutung. / Eigenheiten von Migranten (Fehlen von Präpositionen, Artikeln, lautliche Abweichungen) werden von Schüler/innen mit deutscher Erstsprache übernommen. / Durch z.B. Werbesprache wird suggeriert, Englisch sei dem Deutschen an Aktualität und gesellschaftlicher Akzeptanz voraus. / Elektronische Medien haben das Lesen als Freizeitbeschäftigung verdrängt. / Sprachkompetenz in Printmedien (v.a. in Tageszeitungen, aber auch im Teletext) nimmt zusehends ab. (A-ost, *1957, m)

(1.2) 1. Einige deutschsprachige Kinder übernehmen Sprachmelodie- und duktus weniger gut deutsch sprechender Kinder („Wos redst du?“); tw. stichwortartig. 2. Kommunikation via SMS etc., kurze Sätze, wenige Satzzeichen, keine Groß- und Kleinschreibung. 3. Kinder gewöhnen sich an typisch deutsch ausgesprochene Wörter („Schina“ für „China“ oder „Schemie“ für „Chemie“... nur wenn sie das Wort lesen; von sich aus sprechen sie es österreichisch aus) 4. Manche lesen sehr, sehr viel, einige wenige gar nichts. An den Aufsätzen wird das meist schnell erkennbar. (A-ost, *1981, m)

(1.3) 1) Schreiben von Emails und SMSs (?) ermöglicht einen schnellen Austausch. Die Kennzeichen solcher Mitteilungen (Kürze, mitunter Verzicht auf Sprachgenauigkeit) werden in andere Bereiche übernommen. 2) Keiner hat mehr Zeit, keiner liest mehr mit Muße. Lange Sätze, elegante Sätze, komplexe Verbindungen, komplizierte Strukturen fordern ein zu hohes Maß an Konzentration. Folglich müssen sprachliche Mitteilungen, z.B. auch in Tageszeitungen, auf ein erträgliches Maß an Anforderungen eingependelt werden. 3) Selbst erwachsene Moderatoren im Fernsehen – auch in so genannten Kulturprogrammen – bedienen sich häufig eines Wortschatzes, der mir wie Anbietern beim möglicherweise jugendlichen Publikum vorkommt. 4) Ich habe in X [Ortsangabe anonymisiert; A.N.L.] selbst die Erfahrung gemacht, dass ein Leben in mehreren Sprachen zur Vermischung führt. Man übernimmt Begriffe aus einer Fremdsprache, übersetzt sie falsch, indem man sie z.B. nur „deutsch“ ausspricht, oder man bildet idiomatische Wendungen 1:1 in der Muttersprache nach usw. das geschieht besonders dann, wenn zwei Sprecher in keiner ihrer Muttersprache, sondern einer dritten, ihnen beiden fremden Sprache unterhalten. (D-mitte, *1955, w)

(1.4) Die neuesten Schülergenerationen seit ca. 2008 haben Kontakte zunehmend über soziale Netzwerke / Medien, die den Sprachgebrauch auf eine Art Kunstsprache einschränken. In der Schweiz entwickelt sich dabei eine SMS-Dialekt-Sprache als „Geheimsprache“ der Jugendlichen. Wenig Interesse an Literatur und insgesamt geschriebenen Texten (Zeitungen/Zeitschriften etc.). (CH-west, *1948, m)

d) „Wie stark sehen Sie die deutsche Sprache aktuell durch andere Sprachen beeinflusst?“

Aus der Reihe von potenziellen Einflussfaktoren wurden „andere Sprachen“ in einer eigenen Frage fokussiert, wobei den Befragten eine Antwortskala mit den Endpunkten „gar nicht“ bzw. „sehr stark“ vorgegeben wurde. Die Ergebnisse sind in Tabelle 3 im Ländervergleich einzusehen. Das Antwortverhalten zeigt international nur geringfügige Differenzen: 50 bis 60% aller Lehrkräfte aus Österreich, der Schweiz und Deutschland sehen die deutsche Sprache aktuell „stark“ bis „sehr stark“ von anderen Sprachen beeinflusst, ohne dass signifikante Unterschiede zwischen den Ländern ausgemacht werden können.

	A	CH	D
gar nicht	0,0	0,0	0,0
wenig	4,8	11,8	7,1
mittel	44,6	30,3	35,3
eher stark	34,9	42,1	45,9
sehr stark	15,7	15,8	11,8

Tab. 3: „Wie stark sehen Sie die deutsche Sprache aktuell durch andere Sprachen beeinflusst?“
(Frequenzen (in %) an angekreuzten Skalenpunkten)

e) „Welche Sprachen üben aktuell den stärksten Einfluss auf die deutsche Sprache aus?“

Die Frage, welche konkreten Sprachen denn aktuell den stärksten Einfluss ausüben, evozierte 242 Erstnennungen, die fast ausschließlich auf das Englische fallen. Neben vereinzelt Meldungen von Türkisch, Serbisch und Albanisch wurde auch einmalig „Fernsehdeutsch“ von einer jungen Lehrerin aus dem Osten Österreichs genannt. Interessant sind hier auch die Zweitnennungen, von denen immerhin 102 festgehalten wurden und deren absolute Häufigkeiten in Abbildung 5 eingegangen sind. Da Englisch bzw. Amerikanisch mehrheitlich bereits als erste Einflussssprache genannt wurde, fallen nur noch wenige Zweitnennungen auf diese beiden. Unter den aufgeführten romanischen Sprachen dominiert eindeutig Französisch gefolgt von Spa-

nisch, Italienisch, Latein und Portugiesisch. Unter den slawischen Sprachen werden die BSK-Sprachen am häufigsten genannt, fast ebenso häufig wie Türkisch. Besonderes Augenmerk verdienen die im Balkendiagramm weiter rechts aufgeführten Nennungen, die neben allgemeinen „Migrantensprache(n)“ weniger auf Sprachen, sondern mehr auf Varietäten des Deutschen referieren, wie etwa „Deutschdeutsch“ oder „Dialekte“ bzw. „Medien-“, „Computer-“ oder „Jugendsprache“. Über die Frage nach einflussreichen „Sprachen“ (siehe Fragestellung) hinaus verraten die Antworten der Lehrpersonen somit auch indirekt etwas über ihre Varietäten- und Sprachkonzepte.

Abb. 5: „Welche Sprachen üben aktuell den stärksten Einfluss auf die deutsche Sprache aus?“ (Absolute Häufigkeiten; 102 Zweitnennungen)

- f) „Welche Sprachebenen des Gegenwartsdeutschen sind Ihrer Meinung nach in welchem Maße von Wandelerscheinungen betroffen? Haben Sie konkrete Beispiele für den aktuellen Wandel?“

Was die Dynamik verschiedener (explizit vorgegebener) „Sprachebenen“ betrifft, zeigen die in Abbildung 6 differenzierten Regionen und Länder offensichtliche Parallelen. Der Beantwortung der Frage lag eine Fünferskala mit den Endpunkten „gar nicht dynamisch“ bzw. „sehr dynamisch“ zugrunde. Insgesamt wird die „Aussprache“ als stabilste und auf der anderen Seite der „Wortschatz“ als dynamischste Sprachebene eingestuft, während der Dyna-

mikgrad von „Grammatik im Allgemeinen“, „Satzbau“ und „Rechtschreibung“ mehrheitlich zwischen diesen beiden Sprachebenen angesiedelt wird.

Der Frage nach dem Grade der Betroffenheit einzelner Systemebenen schloss sich die Frage nach konkreten Beispielen an, die die Befragten nennen können. Die relativen Häufigkeiten, die die jeweiligen „Phänomenbereiche“ ausmachen, in die die evozierten Antworten der Lehrpersonen eingeordnet sind (siehe Tab. 4), decken sich weitgehend mit den Ergebnissen aus Abbildung 6.

Phänomenbereiche	Frequenzen (in %) von Nennungen
Syntax	18,2
Morphologie	13,6
Orthographie	15,2
Lexik (Verringerung, Verarmung u.a.)	16,9
Anglizismen	9,3
Fremdwörter	2,0
Abkürzungen	4,0
Migrantendeutsch	2,3
Stil	4,6
Aussprache	3,3
Sprachbewusstsein	3,3
Vordringen der Mündlichkeit	4,0
Text-/Leseverständnis	1,7
Sonstiges	2,3

Tab. 4: „Haben Sie konkrete Beispiele für den aktuellen Wandel?“ (Frequenzen in %; 318 Nennungen insgesamt, die hier in Kategorien zusammengefasst wurden)

Beide Fragestellungen lassen die Lexik als besonders dynamische Systemebene in der Wahrnehmung der Lehrpersonen deutlich werden, wobei die meist stichwortartig skizzierten Veränderungen häufig eindeutig negativ bewertet werden (z.B. „Verarmung des Wortschatzes“, „Verdrängung von deutschen Wörtern durch Anglizismen“, „Verminderter Wortschatz im Deutschen, dafür viele Anglizismen“). Eine ebenfalls hohe Veränderungsaffinität wird dem Bereich der Grammatik zugeschrieben, wobei hier Kasusabbau, „verkürzte“ oder „unvollständige Sätze“, Weglassen von Präpositionen und Artikeln in der Umgangssprache Jugendlicher („Ich geh’

Supermarkt“) zu den interindividuell häufiger genannten Wandelbeispielen gehören. Unter den ebenfalls zahlreich metakommunizierten Veränderungen im Bereich der Rechtschreibung sind insbesondere Hinweise auf den Rückgang der Großschreibung, Probleme bei der Differenzierung von Getrennt- und Zusammenschreibung sowie zunehmende Interpunktionsmängel zu finden. Wie wiederum ein Vergleich mit der (repräsentativen) IDS-Studie (Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 203 f.) zeigt, stehen die Lehrpersonen mit der Fokussierung auf die genannten Systembereiche nicht allein, sondern unterscheiden sich in ihren Einstellungsäußerungen nicht wesentlich von den in der Allgemeinbevölkerung vorzufindenden Vorstellungen.

Abb. 6: „Welche Sprachebenen des Gegenwartsdeutschen sind Ihrer Meinung nach in welchem Maße von Wandlerscheinungen betroffen?“ (arithmetische Mittelwerte; 1 = „gar nicht dynamisch“; 5 = „sehr dynamisch“)

g) „Welche Varietäten/Sprachformen des Gegenwartsdeutschen weisen aktuell welchen Dynamikgrad auf?“

Deutlichere interregionale Unterschiede als die Frage nach der Dynamik bestimmter „Sprachebenen“ fördert die Frage nach dem „Dynamikgrad“ von „Varietäten/Sprachformen“ zutage, deren Beurteilung in Abbildung 7 eingeflossen ist. Um die Antworten interindividuell vergleichen und quanti-

fizieren zu können, wurde den Befragten eine Liste mit ausgewählten „Varietäten/Sprachformen“ vorgelegt und eine Antwortskala zur Verfügung gestellt, deren Endpunkte mit „gar nicht dynamisch“ und „sehr dynamisch“ beschriftet war.

Abb. 7: „Welche Varietäten/Sprachformen des Gegenwartsdeutschen weisen aktuell welchen Dynamikgrad auf?“ (arithmetische Mittelwerte; 1 = „gar nicht dynamisch“; 5 = „sehr dynamisch“)

Wie in Abbildung 7 ersichtlich, ähneln sich die Lehrpersonen in Österreich und in Deutschland weitgehend hinsichtlich ihres Antwortverhaltens. In beiden Ländern und den differenzierten Subräumen wird der aktuelle Dynamikgrad von „Hochdeutsch“ in der Skalenmitte angeordnet, während den Dialekten, besonders von den Lehrkräften aus Deutschland, die schwächste Veränderungssensitivität zugeschrieben wird. Als dynamischste „Varietäten/Sprachformen“ werden hingegen in allen drei Ländern die „Umgangssprache“ sowie „Jugendsprache“ angesehen. Die Deutschschweizer Lehrkräfte weichen insofern von ihren Nachbarn ab, als hier den Dialekten eine vergleichsweise hohe Dynamik zugeschrieben wird, die im Osten und Westen der Deutschschweiz an den Veränderungsgrad von „Jugend-“ und „Umgangssprache“ heranreicht. Trotz oder gerade angesichts der starken Dialektloyalität in der Deutschschweiz, der ein offensichtlicher linguistischer wie soziolinguistischer Um- bzw. Abbau der Dialekte in Österreich und besonders in der Mitte und im Norden Deutschlands gegenübersteht, zeigen die

Befragten der Deutschschweiz eine besondere Sensibilität für Veränderungen im dialektalen Bereich, wohingegen besagte Umwälzungsprozesse, den die Dialekte in Teilen Österreichs und in weiten Teilen Deutschlands aktuell durchlaufen, weniger stark wahrgenommen werden.

h) „Welche Sprachen üben aktuell den stärksten Einfluss auf die deutsche Sprache in Land X aus?“

Während sich die bisher vorgestellten Ergebnisse auf Fragen bezogen, die die Dynamik des Deutschen „im Allgemeinen“ anvisierten, enthalten die Fragen h) bis j) einen expliziten Landesbezug. So wurde etwa die Frage nach das Deutsche beeinflussenden Sprachen (siehe oben Abb. 5) im späteren Verlauf des Fragebogens noch einmal in leicht modifizierter Form wiederholt, indem danach gefragt wurde: „Welche Sprachen üben aktuell den stärksten Einfluss auf die deutsche Sprache in Land X aus?“, wobei „Land X“ in den drei landesspezifischen Fragebogenversionen entsprechend angepasst wurde. Die Fragestellung war offen, die Erstnennungen der Antworten sind in Tabelle 5 einzusehen.

	A	CH	D
Englisch	70,0	81,1	90,5
Amerikanisch	0,0	1,4	1,2
Amerikanisches Englisch	3,8	1,4	2,4
BSK	0,0	2,7	0,0
Slawisch	1,3	0,0	0,0
Türkisch	5,0	0,0	6,0
Dialekte	0,0	4,1	0,0
Schweizerdeutsch	0,0	2,7	0,0
Bundesdeutsch	20,0	6,8	0,0

Tab. 5: „Welche Sprachen üben aktuell den stärksten Einfluss auf die deutsche Sprache in Land X aus?“ (Frequenzen in %; 238 Erstnennungen)

Die Antworten auf die Fragen e) und h) sind insofern deckungsgleich, als der angloamerikanische Einfluss sowohl auf „die deutsche Sprache im Allgemeinen“ als auch auf „die deutsche Sprache im Land X“ in allen drei Ländern als am größten eingestuft wird. Neben diesen Parallelen lassen sich auch interessante Länderdivergenzen ableiten. So heben sich Österreich und Deutschland zum einen hinsichtlich der Nennungen „Türkisch“ von den Lehrkräften aus der Schweiz ab, die diesen Spracheinfluss nicht unter den Erstnennungen aufführen. Zum anderen unterscheiden sich die Schweizer

Lehrkräfte zusammen mit den österreichischen darin von den Lehrpersonen aus Deutschland, dass sie „Bundesdeutsch“ an zweiter Stelle unter den Erstnennungen angeben. Unter den österreichischen Befragten ist es sogar jede/r Fünfte, der/die „Bundesdeutsch“ als erste beeinflussende „Sprache“ benennt.

- i) „Wie stark sehen Sie die deutsche Sprache in Ihrem Land aktuell durch das Deutsch in Nachbarland Y beeinflusst?“

In engem Zusammenhang mit Frage h) ist auch die Frage nach dem Einfluss der jeweiligen benachbarten „Vollzentren“ zu sehen, die zu einem sehr eindeutigen Bild führt, das die Befragten aus Österreich und der Deutschschweiz einerseits von den Lehrkräften aus Deutschland andererseits abhebt (siehe Abb. 8).

Abb. 8: „Wie stark sehen Sie die deutsche Sprache in Land X aktuell durch das Deutsch in Land Y beeinflusst?“ (arithmetische Mittelwerte; 1 = „gar nicht“; 5 = „sehr stark“)

Die oben im Zusammenhang mit der Plurizentritätsdiskussion angesprochene These eines asymmetrischen Verhältnisses zwischen den drei Vollzentren spiegelt sich in den Informanteneinschätzungen darin wider, dass die Lehrpersonen aus Deutschland nur einen sehr schwachen bis keinen sprachlichen Einfluss der beiden Nachbarländer wahrnehmen. Innerhalb Deutschlands zeichnen sich nur dahingehend leichte interregionale Divergenzen ab, dass die Lehrkräfte aus Norddeutschland (erwartungsgemäß)

noch häufiger als ihre Kollegen und Kolleginnen aus der Mitte und dem Süden Deutschlands den untersten Skalenpunkt („gar nicht“ = „gar keine Beeinflussung“) ankreuzen. Hinsichtlich des nur sehr niedrigen Einflusses von „Deutsch in der Schweiz“ gehen die Lehrpersonen aus Österreich und Deutschland weitgehend konform; in Österreich lassen sich nur im Osten des Landes vereinzelt mittlere Skalenpunkte verorten. Ähnlich schwach schätzen auch die Deutschschweizer Lehrkräfte die sprachliche Beeinflussung seitens Österreich ein; im interregionalen Vergleich hebt sich allenfalls der Osten der Deutschschweiz dahingehend ab, dass hier häufiger gar keine Beeinflussung in besagter Richtung gesehen wird. Deutlichere Unterschiede zwischen dem Österreich- und dem Schweiz-Sample treten mit Blick auf das deutschländische Deutsch zutage, dessen sprachlicher Einfluss in Österreich höher eingestuft wird als in der Schweiz.

Abb. 9: „Wie sehen Sie die Zukunft der Dialekte bzw. von Hochdeutsch in Land X?“ (arithmetische Mittelwerte; 1 = „sehr negativ“; 5 = „sehr positiv“)

- j) „Wie sehen Sie die Zukunft der Dialekte bzw. von Hochdeutsch in Land X?“

Während der Schwerpunkt der bisherigen Fragen auf den sprachlichen Verhältnissen der Gegenwart lag, zielt u.a. Frage j) auf prognostizierte Entwicklungen in der Zukunft. Wie Abbildung 9 offenlegt, sehen die Befragten aus Österreich und aus Deutschland die „Zukunft der Dialekte“ und „die

Zukunft von Hochdeutsch“ im jeweiligen Land ähnlich neutral bis negativ. Insgesamt sind es die Lehrpersonen aus der Mitte Deutschlands, die am pessimistischsten eingestellt sind, sowohl im Hinblick auf die Entwicklung der Dialekte als auch im Hinblick auf die Zukunft des „Hochdeutschen“ in Deutschland. Das optimistischste Bild skizzieren hingegen die Lehrkräfte aus der Deutschschweiz, deren Prognosen für beide Varietätentypen in der oberen Skalenhälfte verortet werden können.

4. Spracheinstellungsmuster und ihre Repräsentanten

Im Vorangehenden wurden die Ergebnisse einzelner ausgewählter Fragestellungen skizziert und insbesondere mit dem extralinguistischen Parameter <Nationalität> in Zusammenhang gebracht, indem die Informantengruppen der drei Länder einander gegenübergestellt wurden. Im Folgenden soll die Perspektive gewechselt werden, indem die Einstellungsdaten genutzt werden, um Informantengruppen mit gemeinsamen Einstellungsmustern zu finden, die dann erst in einem zweiten Schritt auf ihre soziodemographische Zusammensetzung hin untersucht werden. Um dieses Ziel zu erreichen, werden die Lehrpersonen (bzw. ihre Einstellungsdaten) einer Clusteranalyse unterzogen,¹³ bei der alle Einstellungsdaten Berücksichtigung finden, die auf der Grundlage inhaltlich vergleichbarer fünfstufiger Antwortskalen gewonnen wurden (siehe Abb. 10 und 11).

Das „Dendrogramm“¹⁴ ergibt eine klare Einteilung der Befragten in drei Einstellungscluster (im Folgenden „Cluster A“, „Cluster B“ und „Cluster C“), deren Einstellungsmuster in Abbildung 10 und Abbildung 11 skizziert sind. Dabei gibt Abbildung 10 Auskunft hinsichtlich der „Sensibilität“ von Dynamikprozessen und damit über mehr kognitive Wissensbestände der drei differenzierten Cluster, während Abbildung 11 die Beurteilung und Bewertung der beobachteten Prozesse und folglich mehr affektiv-evaluative Einstellungskomponenten fokussiert.

Hinsichtlich der wahrgenommenen Grade von Variations- und Wandelprozessen im Gegenwartsdeutschen hebt sich Cluster A deutlicher von den beiden übrigen Einstellungsgruppen ab (siehe Abb. 10). In diesem Cluster sind nur knapp 7% aller geclusterten Befragten vertreten. Seine Repräsentanten haben gemein, dass sie insgesamt vor allem mittlere bis untere

¹³ Konkret wurde hier mit dem so genannten „Ward-Verfahren“ gearbeitet. Zum Verfahren der Clusteranalyse allgemein und zu seiner Anwendung in der Soziolinguistik siehe ausführlich Lenz (2003, S. 218 ff.).

¹⁴ Bei einem Dendrogramm (eine Art Baumdiagramm), das hier aus Platzgründen nicht wiedergegeben ist, handelt es sich um das grafische Output einer Clusteranalyse, das die verschiedenen Stufen der „Objektverschmelzungen“ im Clusterungsprozess wiedergibt (vgl. Lenz 2003, S. 221). Insgesamt konnten 188 Befragte geclustert werden, weil von ihnen alle in die Clusterung eingegangenen Fragen beantwortet worden sind. Die übrigen Lehrkräfte blieben aufgrund „leerer Zellen“ von der Clusterung ausgeschlossen.

Skalenpunkte wählen, wenn es darum geht, den Grad der sprachlichen Beeinflussung extralinguistischer Faktoren alter und neuer Medien, die sprachbeeinflussende Rolle verschiedener „Sprachformen“ und Varietäten oder den Dynamikgrad der verschiedenen Systemebenen bzw. verschiedener „Sprachformen“ und Varietäten einzustufen. Wie Abbildung 11 aufdeckt, nehmen die Lehrpersonen aus Cluster A eine eher mittlere Position in den affektiv-evaluativen Einstellungen ein, bei denen sie mehrheitlich zwischen den beiden anderen Clustern liegen. Lediglich die Rolle „der Zeitungssprache“ wird von ihnen am negativsten eingestuft, während sie der Entwicklung des „Hochdeutschen“ im eigenen Land am positivsten gegenüberstehen. Die Zusammenschau der Einstellungsdaten motiviert es, die Repräsentanten des Einstellungsclusters A als „die Neutralen“ zu klassifizieren.

Abb. 10: Sensibilität für Variation und Wandel (arithmetische Mittelwerte; 1 = ‚gar kein Einfluss‘/ ‚gar keine Dynamik‘; 5 = ‚sehr starker Einfluss‘/ ‚sehr starke Dynamik‘)

Abb. 11: Bewertung von Variation und Wandel (arithmetische Mittelwerte; 1 = „sehr negativ“; 5 = „sehr positiv“)

Die Mehrheit der zur Clusterung herangezogenen Lehrkräfte gehört zu den beiden Clustern B (knapp 41%) und C (gut 52%). Was die Sensibilität von Dynamikprozessen betrifft, gehen diese beiden Cluster weitgehend konform und wählen zur Beantwortung der betreffenden Fragen eher den oberen Skalenbereich. Divergenzen zwischen den beiden Clustern zeichnen sich vor allem bei der Einschätzung medialen Spracheinflusses sowie hinsichtlich des Dynamikgrads des „Hochdeutschen“ und ganz besonders der Dialekte wieder, die von Cluster C als deutlich dynamischer wahrgenommen werden. Noch offensichtlichere Unterschiede zwischen den beiden Clustern bringen die mehr affektiv-evaluativen Daten zum Vorschein. Denn wie Abbildung 11 aufdeckt, beurteilen die Befragten aus Cluster C die sprachbe-

einflussende Rolle verschiedener „Varietäten/Sprachformen“ insgesamt am positivsten, während Cluster B die Lehrpersonen mit den insgesamt negativsten Einstellungen beinhaltet. Auch was die Zukunft der Dialekte, des „Hochdeutschen“ sowie der deutschen Sprache im Allgemeinen betrifft, weist sich Cluster C als optimistischer aus, während Cluster B die niedrigsten Durchschnittswerte erreicht. Die Zusammenschau der Einstellungsdaten motiviert es, die Repräsentanten des Clusters B als „die wachsamten Pessimisten“ zu klassifizieren, während Cluster C „die wachsamten Optimisten“ vereinigt.

Hinweise auf die soziodemographische Zusammensetzung der drei Cluster liefert Abbildung 12, in der die Ländergruppen nach Clusteranteilen aufgeschlüsselt sind. Wie schnell ersichtlich wird, ähneln sich die Zusammensetzungen der Balken von Österreich und Deutschland, was bedeutet, dass die drei eruierten Einstellungsmuster in beiden Ländern in vergleichbaren Frequenzen vorliegen. Noch häufiger als in Österreich sind aber gerade in Deutschland Lehrpersonen vorzufinden, die als „wachsame Pessimisten“ eingestuft werden können (56,5%), denen nur knapp ein Drittel „wachsame Optimisten“ gegenüberstehen. In Österreich hingegen halten sich diese beiden Cluster die Waage.

Ein deutlich anderes Bild als in Österreich und in Deutschland zeichnen die Einstellungsdaten von den Lehrpersonen in der Schweiz, wo mehr als 84% der Befragten zu den „wachsamten Optimisten“ gezählt werden können, die zwar eine deutliche Sensibilität bezüglich sprachlicher Dynamikprozesse aufweisen, die die wahrgenommenen bzw. prognostizierten Veränderungen aber überwiegend positiv beurteilen. Insgesamt weisen somit die Lehrkräfte der Deutschschweiz die positivsten Einstellungen gegenüber Sprachwandelprozessen auf, während die Lehrpersonen aus Deutschland die negativsten Einstellungen formulieren.

Neben der Nationalität der Befragten deckt auch das durchschnittliche Alter der Einstellungsgruppen Interessantes auf (siehe Abb. 13): Während in der Gruppe der 40- bis 49-Jährigen die „wachsamten Optimisten“ mit mehr als 65% deutlich überwiegen, halten sich in der jüngeren und älteren Gruppe die Pessimisten und Optimisten die Waage mit einem leichten Übergewicht der eher negativ Eingestellten in der ältesten Altersgruppe. Wichtig zu betonen ist, dass in die Clusterung sowohl Faktoren der Dynamiksensibilität (siehe etwa die Faktoren aus Abb. 10) als auch mehr affektiv-evaluative Beurteilungen (siehe etwa die Faktoren aus Abb. 11) gemeinsam eingegangen sind. Eine Clusterung, die lediglich die affektiv-evaluative Komponente berücksichtigt, erbringt deutlichere Korrelationen in dem Sinne, dass das Cluster der eindeutig negativ Eingestellten einen höheren Anteil älterer Gewährspersonen enthält, während die positiven Einstellungen vor allem unter den jüngsten Lehrkräften zu finden sind.

Abb. 12: Anteil der Clusterzugehörigkeiten pro Land

Abb. 13: Anteil der Clusterzugehörigkeiten pro Altersgruppe

5. Zusammenfassung

Im Zentrum des vorliegenden Beitrags standen Spracheinstellungen von Deutschlehrer/innen weiterführender Schulen aus dem deutschsprachigen Raum, die im Rahmen einer umfangreichen und aktuellen Spracheinstellungsstudie zum Themenkomplex „Variation und Wandel des Deutschen und seiner Varietäten“ befragt wurden. Auf der Grundlage ausgewählter Ergebnisse wurden im Vorangehenden vor allem die folgenden Fragekomplexe diskutiert:

- Welche Einstellungen haben Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer in den drei „Vollzentren“ zu Variation und Wandel des Deutschen und seinen Varietäten? Haben Lehrkräfte in der Schweiz und Österreich möglicherweise – (auch) bedingt durch das asymmetrische Verhältnis der drei Vollzentren – negativere Einstellungen zu Phänomenen des Sprachwandels als Lehrkräfte in Deutschland?
- Zeichnen sich überhaupt interindividuelle Einstellungsmuster ab und wenn ja, korrelieren diese mit extralinguistischen Variablen (wie etwa nationaler Zugehörigkeit) oder anderen?

Neben einer Fülle von Einzelergebnissen stützen die Analysen die folgenden zentralen Thesen:

Obwohl die Tatsache, dass das Deutsche „wie alle lebendigen Sprachen einem ständigen Wandel unterliegt“, mehrheitlich neutrale bis positive Einstellungsbekundungen evoziert, bringen andere Fragen zur Bewertung aktueller und zukünftiger Entwicklungstendenzen des Gegenwartsdeutschen deutlich heterogenere und auch negativere Einstellungen zum Vorschein. So gehen weniger als ein Fünftel der befragten Lehrkräfte davon aus, dass sich das Gegenwartsdeutsche in eine positive Richtung entwickelt, während mehr als ein Viertel negative Prognosen abgibt. Wie ein Vergleich dieser Ergebnisse mit anderen Studien aufdeckt, zeigen Lehrpersonen dabei erstaunliche attitudinale Parallelen mit der Allgemeinbevölkerung. Zugespitzt und unter Vernachlässigung interindividueller Differenzen formuliert stützen die hier herausgearbeiteten Ergebnisse die These, dass Deutschlehrer/innen Sprachwandeltendenzen des Gegenwartsdeutschen ebenso skeptisch bis negativ gegenüberstehen wie andere Sozial- bzw. Berufsgruppen.

Auch was die vermeintlichen sprachwandelbeeinflussenden Faktoren betrifft, gehen die Lehrkräfte mit der Allgemeinbevölkerung konform, indem sie vor allem den Einfluss Neuer Medien, des Englisch-Amerikanischen sowie „der Migranten“ als wesentliche Faktoren ansehen. Von anderen Einstellungsstudien hebt sich die Lehrer/innen-Befragung allerdings dahingehend ab, dass die Lehrpersonen der Domäne <Schule> selbst eine nur sehr geringe sprachbeeinflussende Rolle zuschreiben, während sie das Faktorenbündel <Herkunft/Eltern/soziales Umfeld> überdurchschnittlich häufig anführen.

Neben dem Einfluss „anderer Sprachen“, unter denen vor allem dem Englischen eine maßgebliche Rolle zukommt, wird auch der Einfluss des „Bundesdeutschen“ bzw. des „deutschländischen Deutschs“ von Deutschschweizer Lehrpersonen und deutlich mehr noch von den Befragten aus Österreich benannt, während die Gewährspersonen aus Deutschland einen entsprechend umgekehrten sprachlichen Einfluss kaum bzw. gar nicht wahrnehmen. Zumindest bei expliziter Nachfrage spiegelt sich somit das in der Plurizentritätsforschung häufig diskutierte „asymmetrische Verhältnis“ der drei „Vollzentren“ auch in den Einstellungen der Lehrer/innen wider.

Unter den verschiedenen Systemebenen wird die Lexik („Wortschatz“) am dynamischsten wahrgenommen, während phonetisch-phonologischen Aspekten („Aussprache“) die geringsten Veränderungsgrade zugeschrieben werden. Unabhängig von der konkreten Systemebene deckt die Analyse überwiegend negative Konnotationen auf, mit denen Sprachwandelphänomene verknüpft sind. Anders formuliert: Trotz der Fülle an erhobenen Daten sind – von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen – keine Sprachwandelphänomene auszumachen, die von den Lehrkräften emotional-affektiv positiv oder zumindest neutral besetzt sind bzw. denen seitens der Befragten eine sprachstrukturell gesehen „sinnvolle“ Funktionalität oder „Natürlichkeit“ zugeschrieben wird.

Über das statistische Verfahren einer Clusteranalyse konnten drei Einstellungsgruppen eruiert werden, die sich hinsichtlich der Sensibilität für Dynamikprozesse bzw. ihrer Bewertungsmuster voneinander abheben. Dabei wird das Cluster „der Neutralen“, das den verschiedenen Aspekten des Gegenwartsdeutschen insgesamt nur recht wenig Dynamik zuschreibt bzw. den Prozessen eher neutral gegenübersteht, von weniger als einem Zehntel der Befragten repräsentiert. Die Mehrheit (mehr als 90%) schreibt dem Gegenwartsdeutschen hingegen erstens deutlich größere Dynamik zu und belegt die verschiedenen Prozesse zweitens mit deutlich „extremere“ affektiven Werten. Ein Blick auf die soziodemographische Zusammensetzung der beiden dynamiksensibleren („wachsameren“) Cluster deckt auf, dass insbesondere die Lehrkräfte der Deutschschweiz überdurchschnittlich positive Einstellungen hinsichtlich Variation und Wandel aufweisen und sich mehrheitlich (zu über 80%!) im Cluster der „wachsam Optimisten“ wiederfinden lassen, während die Lehrpersonen aus Deutschland mehrheitlich dem Cluster der „wachsam Pessimisten“ angehören. Das Informantensample aus Österreich nimmt eine Zwischenposition ein, in der sich „wachsame Optimisten“ und „wachsame Pessimisten“ die Waage halten. Interessanterweise ist es somit gerade das sprachlich „dominierende“ Vollzentrum, in dem die Diskussion um Sprachvariation und Sprachwandel die negativsten und pessimistischsten Einstellungsdaten evoziert.

Literatur

- Allport, Gordon W. (1954): Attitudes in the history of Social Psychology. In: Warren, Neil/Jahoda, Marie (Hg.) (1979): Attitudes. Selected Readings. 2. Aufl. Harmondsworth, S. 19–25 [Wiederabdruck 1979].
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich (1996): Gibt es eine österreichische Sprache? In: Die Unterrichtspraxis – Teaching German 29, S. 131–136.
- Ammon, Ulrich et al. (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin/New York.
- Clyne, Michael (1989): Pluricentricity: national variety. In: Ammon, Ulrich (Hg.): Status and function of languages and language varieties. Berlin, S. 357–371.
- Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. (= amades 40). Mannheim.
- Glauninger, Manfred M. (i.Dr.): Deutsch im 21. Jahrhundert: „pluri“-, „supra“- oder „postnational“? In: Schmitz, Walter et al. (Hg.): Mitteleuropa. Kontakte und Kontroversen. 2. Kongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) in Olmütz, 13.–16. September 2007.
- Hewstone, Miles/Manstead, Antony S.R./Stroebe, Wolfgang (1997): The Blackwell Reader in Social Psychology. Oxford.
- Hoberg, Rudolf/Eichhoff-Cyrus, Karin M./Schulz, Rüdiger (Hg.) (2008): Wie denken die Deutschen über ihre Muttersprache und über Fremdsprachen? Eine repräsentative Umfrage der Gesellschaft für deutsche Sprache. Wiesbaden.
- Huesmann, Anette (1998): Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen. (= Reihe Germanistische Linguistik 199). Tübingen.
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125). Stuttgart.
- Lenz, Alexandra N. (2010a): Zum Begriff der Salienz und zum Nachweis salienter Merkmale. In: Anders, Ada Christina/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.): Perceptual dialectology – Neue Wege der Dialektologie. Internationale Fachtagung an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel vom 22. bis 24.5.2008. (= Linguistik – Impulse und Tendenzen 38). Berlin, S. 89–110.
- Lenz, Alexandra N. (2010b): Emergence of Varieties through Restructuring and Re-evaluation. In: Auer, Peter/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): Language and space. An International Handbook of Linguistic Variation. 1. Halbband: Theories and Methods. (= Handbooks of Linguistics and Communication Science 30). New York, S. 295–315.

- Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln u.a.
- Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher. Überlegungen zu einem interpretativen Ansatz in der Dialektologie. In: Germanistische Mitteilungen 21, S. 47–68.
- Rosenberg, Milton J./Hovland, Carl I. (1960): Cognitive, affective and behavioral components of attitudes. In: Rosenberg, Milton J./Hovland, Carl I. (Hg.): Attitude organization and change: An analysis of consistency among attitude components. (= Yale Studies in Attitude and Communication). New Haven u.a., S. 1–14.
- Rosch, Marita/Frey, Dieter (1997): Soziale Einstellungen. In: Frey, Dieter/Greif, Siegfried (Hg.): Sozialpsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. 4. Aufl. Weinheim, S. 296–305.
- Scharloth, Joachim (2005): Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 33, S. 236–267.
- Scheuringer, Hermann (1996): Das Deutsche als pluriareale Sprache: Ein Beitrag gegen staatlich begrenzte Horizonte in der Diskussion um die deutsche Sprache in Österreich. In: Die Unterrichtspraxis – Teaching German 29, S. 147–153.
- Schmidlin, Regula (2011): Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. (= Studia Linguistica Germanica 106). Berlin/New York.
- Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2002): Plädoyer für eine kontextsensitive Modellierung von Spracheinstellungen. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert – Akten des X. Internationalen Germanistentages Wien 2000. Bd. 3: Aufgaben einer zukünftigen Sprachgeschichtsforschung. (= Jahrbuch für internationale Germanistik: Reihe A, Kongreßberichte 53). Bern u.a., S. 187–194.
- Wolf, Norbert R. (1994): Österreichisches zum österreichischen Deutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 61, S. 66–76.
- Ziegler, Evelyn (1996): Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. (= VarioLingua 2). Frankfurt a.M. u.a.

Wolfgang Steinig (Siegen)/Dirk Betzel (Freiburg i.Br.)

Schreiben Grundschüler heute schlechter als vor 40 Jahren?

Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972, 2002 und 2012

Abstract

Anhand von Texten aus den Jahren 1972 und 2002 wurden die Schreibkompetenzen von 530 Viertklässlern aus dem östlichen Ruhrgebiet untersucht und miteinander verglichen. In einer Nachfolgestudie¹ kamen im Dezember 2012 noch 437 Texte hinzu, die zurzeit ausgewertet werden. Als außersprachliche Variablen wurden u.a. soziale Schicht, Ein-/Mehrsprachigkeit, Geschlecht und die Sekundarschulempfehlung erfasst. Die Texte wurden in Bezug auf Schriftbild, Textlänge, Wortschatz, Textgestaltung, Rechtschreibung, Zeichensetzung und Grammatik untersucht. Neben der grundsätzlichen Frage nach den historisch bedingten Unterschieden im Schreibverhalten ermöglicht das Untersuchungsdesign eine differenzierte Analyse des Schriftsprachwandels in der Grundschule über einen Zeitraum von 40 Jahren.

Die Ergebnisse zeigen, dass sich generell keine Entwicklung zu defizitären Texten („Sprachverfall“) beobachten lässt. Stattdessen ergibt sich ein differenziertes Bild schriftsprachlichen Wandels mit erfreulichen und weniger erfreulichen Tendenzen. Während beispielsweise für die Bereiche Wortschatz und Textgestaltung beachtliche Verbesserungen erzielt werden konnten, finden sich in den neueren Texten beinahe doppelt so viele Rechtschreibfehler. Es zeigt sich auch, dass 2002 und 2012 die soziale Schicht und die Zuordnung der Schülerinnen und Schüler nach Sekundarschulen (Übergangsempfehlung) in einem wesentlich stärkeren Bezug zu den schriftsprachlichen Leistungen stehen als 1972. Positive Entwicklungen lassen sich vor allem bei Kindern aus der oberen Mittelschicht beobachten, während Kinder aus der Unterschicht mit einer Hauptschulempfehlung gegenüber 1972 deutlich schlechtere Leistungen zeigen. Gegenwärtig wird untersucht, ob sich der Trend bis heute fortgesetzt hat. Zur Rechtschreibung liegen bereits erste Ergebnisse vor.

1. Schreibsprachwandel in der Schule

In welcher Richtung und in welchem Ausmaß haben sich Texte von Grundschulern in den letzten 40 Jahren verändert? Sind sie schlechter geworden, wie vielfach in der Öffentlichkeit und auch von Lehrerinnen oder Lehrern vermutet wird? Oder haben sie sich nur in einigen Bereichen verschlechtert, in anderen hingegen verbessert? Möglicherweise wird aber der bewertende Dualismus „besser/schlechter“ den tatsächlichen Veränderungen nicht gerecht. Vielleicht sind die Texte von Grundschulern einfach anders geworden, ohne dass man diese Veränderungen bewerten sollte.

Schreiben in der Schule ist ein didaktisch modelliertes Schreiben mit Zielen, die von staatlichen Lehrplänen vorgegeben werden. Man sollte des-

¹ Die Nachfolgestudie wird vom Rat für deutsche Rechtschreibung finanziell unterstützt.

halb annehmen, dass Veränderungen in Schülertexten auf Veränderungen der Lehrpläne, der Schulbücher und der Unterrichtsmethoden zurückzuführen sind. Man kann aber auch erwarten, dass nicht nur die institutionellen Rahmenbedingungen, sondern auch nicht intendierte schriftsprachliche Wandlungsprozesse, die die Sprachgemeinschaft als Ganzes betreffen, das Schreiben von Kindern über die letzten vier Jahrzehnte beeinflusst haben. Diese Einflüsse entfalten wahrscheinlich andere Wirkungen und verändern andere Bereiche des Textschreibens als die Steuerung durch den Unterricht. Veränderungen im Wortschatz sind eher auf allgemeine Sprachwandelprozesse zurückzuführen als Veränderungen in der Rechtschreibung, die weitgehend vom Unterricht beeinflusst werden.

Denkt man in sprachgeschichtlichen Dimensionen, ist die Zeit von 1972 bis heute, also 40 Jahre, nicht sehr lang, vor allem nicht für die geschriebene Sprache, die sich langsamer verändert als die gesprochene, insbesondere in Texten, die in einer Institution wie der Schule geschrieben werden, in der die Textproduktion staatlich reglementiert und kontrolliert wird.

Schule ist die zentrale Institution literaler Kulturen, die garantieren sollte, dass kulturelles Wissen von der nachwachsenden Generation zuverlässig im Medium der Schrift tradiert werden kann. Deshalb ist es nachvollziehbar, dass die Hüter dieser Kulturen dafür Sorge tragen, dass der Umgang mit Schriftlichkeit auf einem möglichst hohen Niveau aufrecht erhalten werden kann. Die über die Jahrhunderte immer wieder neu geäußerten Sorgen eines drohenden Sprachverfalls lassen sich dementsprechend verstehen als ein Bemühen, sprachlichen Wandel möglichst zu verhindern oder zumindest zu verlangsamen, damit das in der Schrift fixierte kulturelle Wissen nicht an Wirkung verliert oder gar unverständlich und mithin nutzlos wird.

Schule als eine konservative, bewahrende Institution der Schriftlichkeit wird deshalb immer in besonderer Weise darauf achten, dass sich die von den Schülern geschriebenen Texte möglichst eng an normativen Vorgaben orientieren. Es ist deshalb bezeichnend, dass Lehrpersonen sprachliche Innovationen und Normabweichungen negativ sanktionieren, also bei ihren Schülern nicht durchgehen lassen oder mit schlechten Noten abstrafen, während Linguisten sprachlichen Wandel keineswegs stigmatisieren, sondern geradezu lustvoll beobachten und Innovationen, wie sie besonders in der sogenannten Jugendsprache und im Internet zu beobachten sind, als funktional angemessene, kreative Lösungen zu schätzen wissen.

Auf dem konservativ geprägten Hintergrund institutionalisierten Schreibens in der Schule wären größere Veränderungen in Schülertexten in den letzten 40 Jahren deshalb eigentlich nicht zu erwarten. Andererseits aber haben sich Gesellschaft, Schule und Unterricht seit den frühen 1970er Jahren stark verändert und diese Veränderungen sollten auch in den Schreibprodukten der Schüler zum Ausdruck kommen.

An welche Veränderungen denken wir?

- Da sind zunächst einmal Veränderungen in der Sozialstruktur, insbesondere im Ruhrgebiet, wo wir unsere Untersuchung durchgeführt haben. 1972, zum Zeitpunkt unserer ersten Erhebung, waren noch zahlreiche Familienväter Bergleute und die Mütter Hausfrauen. Heute arbeiten oft beide Eltern, vorwiegend in der verarbeitenden Industrie und im Dienstleistungssektor. Auch der Anteil von Ein-Eltern-Familien hat stark zugenommen.
- Die Zusammensetzung der Schülerschaft hat sich aufgrund der Zuwanderung von Menschen aus süd- und osteuropäischen Ländern stark verändert. Während in unserer Untersuchung von 1972 noch kein mehrsprachiges Kind im Sample war, sind 2002 ein Viertel aller Kinder mit einer anderen Familiensprache aufgewachsen. 2012 hat sich dieser Anteil auf rund 40 Prozent erhöht.²
- Zu denken ist auch an die Entwicklung des Internets, das den Umgang mit Schriftlichkeit verändert hat.
- Schließlich hat sich auch der Deutschunterricht verändert:
 - Mit der sogenannten „kommunikativen Wende“ in den 1970er Jahren hat das formorientierte Schreiben nach vorgegebenen Mustern mit penibel kontrollierten Abschreibübungen seine Bedeutung verloren. Zum Credo der Deutschdidaktik wurde nun ein kommunikativ funktionales Schreiben, in dem es auf Verständlichkeit und Wirkung ankommt. Orthographische Korrektheit wurde dementsprechend relativiert. Die Zeitfenster, in denen im Deutschunterricht die Rechtschreibung geübt wurde, sind seit dieser Zeit kleiner geworden.
 - In den ersten Klassen der Grundschule hat sich der Umgang mit Rechtschreibfehlern grundsätzlich verändert. Fibelbasierte Kurse, in denen ABC-Schützen Lesen und Schreiben durch Instruktion und Imitation als eine Technik (mit Schwungübungen und Fehlervermeidung) erlernen mussten, wurden durch einen erfahrungs- und entwicklungsorientierten Unterricht ersetzt, in dem normabweichende Schreibungen nicht nur toleriert, sondern als notwendiger Bestandteil eines Entwicklungsprozesses gesehen werden.

All diese Veränderungen könnten dazu beitragen, dass sich das Schreibverhalten von Viertklässlern verändert hat.

² Da wir zum Zeitpunkt, als dieser Beitrag geschrieben wurde, noch nicht alle Sozialdaten von den Schulen erhalten haben, kann sich dieser Prozentwert noch verändern.

2. Diachrone Studien zum Schreiben in der Schule

Peter Sieber (1998) verglich Maturaufsätze, die über einen Zeitraum von 110 Jahren an deutschschweizerischen Gymnasien geschrieben wurden. Seit den 1970er Jahren, so sein Befund, habe sich eine Tendenz zur konzeptionellen Mündlichkeit entwickelt, so dass ein verändertes „kommunikatives Grundmuster in der Schriftlichkeit“ entstanden sei, das er als „Parlando“ bezeichnet. Die Texte hätten sich also verändert, aber die Textqualität sei deshalb nicht schlechter geworden. Dieses Ergebnis hat uns veranlasst, zu überprüfen, ob seit den 1970er Jahren auch in den Texten von Viertklässlern verstärkt mündliche Elemente beobachtet werden können.

Hannelore Grimm (2003) konnte jedoch in Abituraufsätzen, die von den 1940er bis zu den 1990er Jahren entstanden sind, keine Tendenz zu umgangssprachlichen Formulierungen und konzeptioneller Mündlichkeit feststellen. Die Texte seien über den untersuchten Zeitraum deutlich länger geworden und der Umfang des Wortschatzes sei gestiegen. Insbesondere der Anteil komplexerer Wortbildungen habe zugenommen. Nichts deute auf geringer werdende Schreibfähigkeiten oder gar auf einen Sprachverfall hin. Ihr Fazit: „Vieles hat sich gar nicht, nur geringfügig oder zum Besseren (Qualifizierteren) geändert“ (Grimm 2003, S. 261).

Diachrone Untersuchungen zur Rechtschreibung haben einen anderen Fokus: Hier geht es grundsätzlich immer um die Frage, ob sich die Anzahl orthographischer Fehler erhöht hat, ob sie gesunken oder gleich geblieben ist. Anhand der Art der Fehler lassen sich aber begründete Vermutungen darüber anstellen, warum sich Fehler in bestimmten Bereichen in besonderer Weise entwickeln. Nicht zuletzt der Rat für deutsche Rechtschreibung versucht Tendenzen in der Sprachgemeinschaft zu erfassen, um Empfehlungen für Variantenschreibungen oder veränderte Schreibkonventionen geben zu können. Insofern sind diachrone Studien zum Schreiben von Schülern aufschlussreich. Wenn man also beobachten kann, dass sich bestimmte Schreibungen gegen die Norm etablieren, beispielsweise ein verstärkter Trend zur satzinternen Kleinschreibung, könnte man dies als Hinweis verstehen, dass auch die Sprachgemeinschaft als Ganzes eine Tendenz hat, Schreibungen in dieser Richtung zu verändern. In den letzten Jahren hat man besonders den Schreibgebrauch in den neuen Medien beobachtet, wo sich relativ rasch veränderte Gebrauchsweisen entwickelt haben, von denen man aber noch nicht weiß, ob sie die Schriftsprache generell beeinflussen werden. Aber vielleicht können auch gehäuft auftretende Fehler von Viertklässlern Indikatoren für einen bevorstehenden Schreibsprachwandel sein, gerade weil ihre Rechtschreibkompetenz noch relativ schwach entwickelt ist und sie möglicherweise deshalb für Veränderungen in der Sprachgemeinschaft besonders empfänglich sind.

Zur diachronen Entwicklung von Rechtschreibleistungen gibt es so gut wie keine belastbaren Daten. Die beiden älteren uns bekannten Untersuchungen erlauben jedenfalls keine weitreichenden Schlüsse. Die Studie von Ingenkamp aus dem Jahr 1967, in der die Leistungen von Sechstklässlern aus den Jahren 1949 und 1962 miteinander verglichen wurden, kam zu dem Ergebnis, dass sich die Rechtschreibleistungen nach den problematischen Nachkriegsjahren stabilisiert hätten und homogener geworden seien. In der zweiten im Jahre 1988 erschienenen Studie von Vogel, in der Rechtschreibfehler von Dritt- und Viertklässlern aus den Jahren 1970 bis 1974 mit denen aus den Jahren 1982 und 1984 verglichen wurden, kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass sich in diesem Zeitraum keine Verschlechterung der Rechtschreibleistung feststellen lasse. Die von ihm beobachtete Zunahme orthographischer Fehler von immerhin 35 Prozent in nur zehn Jahren wird mit einem differenzierteren Wortschatz erklärt, also mit einem erhöhten Anteil an Wörtern in Schülertexten, die schwieriger zu schreiben seien.

3. Schreiben vor dem Übertritt in die Sekundarschule

3.1 Fragestellung

Unsere generelle Fragestellung lautet: Welche Veränderungen im Schreibverhalten von Viertklässlern lassen sich von 1972 zu 2002 und 2012 beobachten? Aber im Gegensatz zu den wenigen älteren Studien zur diachronen Entwicklung des Textschreibens und der Rechtschreibung kam es uns nicht nur auf einen generellen Vergleich von Schreibleistungen in einem bestimmten Zeitraum an. Wir wollten auch feststellen, wie sich diese Leistungen innerhalb der Schülerschaft ausdifferenziert haben. Aus soziolinguistischer Perspektive geht es dabei nicht um die schriftsprachlichen Fähigkeiten einzelner Schülerinnen und Schüler, sondern um textuelle Varianten, die sich einzelnen Gruppen von Schülern, die sich in bestimmten Merkmalen unterscheiden, zuordnen lassen. Wir haben uns in unserer Studie vor allem auf die soziale und sprachliche Herkunft der Schüler bezogen, da sie – wie die PISA-Studien gezeigt haben – in besonderer Weise den Umgang mit Schriftlichkeit beeinflussen: bei PISA das Lesen und in unserer Studie das Schreiben.

Weil die soziale Herkunft besonders in Deutschland ein starker Prädiktor für den späteren Schulerfolg in unserem hochgradig differenzierten Sekundarschulsystem ist, haben wir auch die Entscheidung für eine bestimmte Schulart nach der Grundschulzeit als Kriterium zur Gruppierung von Schülern einbezogen. Wir können also zwischen Gruppen von Viertklässlern unterscheiden, die später die Hauptschule, die Realschule, das Gymnasium oder die Gesamtschule besuchen werden. Schließlich haben wir das Alter sowie

das Geschlecht der Kinder als Kriterium bzw. als außersprachliche Variable einbezogen, um altersbedingte und geschlechtsspezifische Unterschiede beschreiben zu können, auf die wir hier aber nicht eingehen werden.

In unserem selektiven Schulsystem ist der Übertritt in die Sekundarschule vermutlich die Schaltstelle, an der der spätere finanzielle, berufliche und gesellschaftliche Erfolg eines Menschen am stärksten beeinflusst wird. Das Abitur, ein Studium, eine gut bezahlte Arbeit und ein Leben in finanzieller Sicherheit sind in starkem Maße von einer Entscheidung abhängig, die bei einem Kind im Alter von etwa zehn Jahren getroffen wird.

Wenn nun aber die Schreibprodukte von Schülerinnen und Schülern im Fach Deutsch wichtige, wenn nicht gar die wichtigsten Entscheidungsgrundlagen für die Sekundarschulempfehlung liefern, dann müssen wir diese Produkte ganzheitlich in den Blick nehmen. Um ihrer Qualität gerecht zu werden, wäre es nicht angemessen, sich nur auf die Rechtschreibung oder nur auf die Textgestaltung zu beziehen, zumal wir mit unserer Untersuchung mögliche Veränderungen in den schriftlichen Texten umfassend beschreiben möchten. Es ist deshalb das Ziel unserer Studie, möglichst viele Teilkompetenzen zu erfassen, die zur Herstellung eines Schreibprodukts notwendig sind.

3.2 Untersuchungsdesign

Die Rahmenbedingungen unserer Untersuchung wurden zu allen Messzeitpunkten – 1972, 2002 und 2012 – konstant gehalten, um sicherzustellen, dass mögliche Veränderungen in den Schreibprodukten nicht aus unterschiedlichen Bedingungen der Datenerhebung resultieren. Das Untersuchungsdesign lässt sich wie in Abbildung 1 dargestellt visualisieren.

Abb. 1: Untersuchungsdesign

Das Schreibexperiment wurde mit Viertklässlerinnen und Viertklässlern an denselben Grundschulen in Dortmund und Recklinghausen³ durchgeführt. Die Datenerhebungsphase umfasste den Zeitraum von November bis Januar des entsprechenden Schuljahres. Als Schreibimpuls diente ein 2:10 Minuten langer Film mit einfachem Erzählschema, dem ein 80 Sekunden langer Vorspann vorausging. Um die Schreibsituation für die Schülerinnen und Schüler so unterrichtsnah wie möglich zu gestalten, wurde das Schreibexperiment im Rahmen einer Unterrichtsstunde von den Lehrkräften selbst durchgeführt. Die Lehrkräfte wurden vorab über den geplanten Ablauf schriftlich instruiert, um einheitliche Schreibbedingungen zu gewährleisten.

Wie unter 3.1 ausgeführt, möchten wir nicht nur textbezogene Daten diachron vergleichen, sondern diese auch in Beziehung zu nicht-sprachlichen Merkmalen der Versuchspopulation setzen. Hierzu haben wir das Geschlecht, den ein- oder mehrsprachigen Erwerbs hintergrund, die Sekundarschulempfehlung sowie Daten zur sozialen Schichtzugehörigkeit⁴ der Schülerinnen und Schüler erfasst. Mit diesen unabhängigen Variablen können mögliche Veränderungen nicht nur für die jeweilige Jahrgangskohorte beschrieben werden. Es lässt sich so auch klären, ob sprachliche Veränderungen in den Schülertexten den gesamten Jahrgang betreffen oder als gruppenspezifische Ausprägung eines Jahrgangs zu verstehen sind. Wie unter 3.3.2 noch zu zeigen sein wird, ist dies für die Beurteilung von schriftsprachlichen Veränderungen aus diachroner Perspektive von zentraler Bedeutung.

Um die Texte ganzheitlich in den Blick nehmen zu können, werden unterschiedliche Analyseebenen berücksichtigt. Neben verschiedenen Aspekten der Textgestaltung und Analysen zur Rechtschreibung, auf die wir im Folgenden näher eingehen werden, finden Untersuchungen zum Wortschatz⁵ und zu ausgewählten Bereichen der Grammatik ebenso Berücksichtigung wie das Schriftbild.⁶ Der letztgenannte Bereich stand bislang kaum im wissenschaftlichen Interesse; wir konnten jedoch für die Teilkorpora von 1972 und 2002 eine positive Korrelation zwischen ästhetisch ansprechenden Schriftbildern und einer geringeren Fehleranzahl nachweisen (vgl. Steinig et al. 2009, S. 100).

³ 2012 wurden zusätzliche Grundschulen in die Untersuchung einbezogen, woraus die veränderte Stichprobengröße (N = 437) resultiert. Für einen diachronen Vergleich beziehen wir uns 2012 jedoch nur auf die Schulen, die auch in den früheren Erhebungen einbezogen wurden (2012: N = 274).

⁴ Die Schichtzugehörigkeit wurde anhand der Tätigkeit des Hauptverdieners erfasst. Aus Platzgründen verweisen wir hierzu auf Steinig et al. (2009, S. 38 ff.).

⁵ Die Wortschatzanalyse erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

⁶ Für die statistische Auswertung verwenden wir die Software SPSS.

3.3 Erste Ergebnisse

Anknüpfend an die Befunde von 1972 und 2002, die wir in Steinig et al. (2009) veröffentlicht haben, möchten wir erste Ergebnisse zu den Texten aus 2012⁷ vergleichend gegenüberstellen: zum einen zur Textgestaltung und zum anderen zur Rechtschreibung – dem Bereich, zu dem uns bereits quantitative Daten vorliegen.

3.3.1 Textgestaltung

Zu den Unterschieden in der Textgestaltung liegen uns zwar noch keine quantitativen Ergebnisse vor; wir haben aber bereits bei der ersten Durchsicht des Teilkorpus von 2012 feststellen können, dass hier zahlreiche Texte zu finden sind, die in dieser Form in den beiden früheren Teilkorpora von 1972 und 2002 noch nicht vorhanden waren. Hier deutet sich offenbar eine neuere Entwicklung an, deren Ausmaß wir noch näher untersuchen müssen. Mit gebotener Zurückhaltung möchten wir deshalb lediglich einige dieser Auffälligkeiten auflisten, die in den Texten von vor zehn Jahren noch nicht oder kaum zu finden waren:

- Der Plot des Films wurde seltener nacherzählt. Die Kinder orientierten sich weniger an der Textsorte ‚Nacherzählung‘.
- Stattdessen wurden häufiger Texte geschrieben, die als Textsorte nicht eindeutig zu bestimmen waren.
- Oft fanden wir Texte, die man als ‚Kommentare zum Film‘ lesen konnte, häufig verbunden mit einer impliziten oder expliziten Adressierung an den ‚Wissenschaftler‘, der diese Untersuchung durchgeführt hat.
- Die Kinder verwenden häufiger *ich*. Während 1972 die Person des Schreibers noch vollkommen hinter einem nüchtern berichtenden, durchschnittlich kürzeren Text verschwand, wurden die Texte 2002 erzählender und der Autor des Textes wurde erkennbarer. Dieser Trend hat sich verstärkt. Der Autor tritt heute noch deutlicher in den Vordergrund: durch den *ich*-Gebrauch und durch seine kommentierenden und adressatenbezogenen Passagen.
- Merkmale konzeptioneller Mündlichkeit auf verschiedenen sprachlichen Ebenen scheinen zugenommen zu haben.

⁷ Einzelne Klassen haben das Schreibexperiment im Januar 2013 durchgeführt, vereinfachend sprechen wir jedoch vom Textkorpus 2012.

Ein Beispiel, das dafür typisch ist:

Ich finde den Film witzig und schön. aber was ich auch irgent wie alls eine lekzion finde. Ist das mann nicht Kinder ärgern sollte. das Mädchen mit der Puppe finde ich auch ihr gentwie süß. Das der Film allt ist finde ich garnich schlim weil erwar ja auch witzig an meisten fand ich lustig mit der Puppe wo sie gesagt hat das in der film gefählt was ich in den Film gut fand war das die Frau denn kleinen Mädchen geholfen. aber was ich auch witzig fand ist wo das klein Mädchen gemütlich dann weiter gelaufen ist so alls nix Passiert wäre. Was ich ihrgent wie spannet fand ist wo sie sich an denn Mädchen rangesch ichen hat. Was ich auch an witzigsten fand wo sie die Puppe durch die luft gewirbelt haben. Was ich Liebe follfand war wo das Mädchen das Baby auf den arm genommen hat oder denn Kidnerwagen finde ich hübsch. was ich auch cool finde war wo sie sich glangweilt haben oder wo sie grant sind. Eins frag ich aber mich wiso ist an anfang Bunte Streifen? Und eine frage hab ich noch wo? wurde das gedret und welle jahresziet war es

Für denn wissenschaftler der unsere welt jahre lang
err forschen will und neugierig ist.

von der Pinguin Klasse 4c

Während die Texte 1972 noch vorwiegend in einem berichtenden Modus geschrieben wurden, waren 2002 narrative Texte vorherrschend (vgl. Steinig et al. 2009, S. 194–242). 2012 hat sich die Vielfalt der Textgestaltung erhöht, sowohl quantitativ als auch qualitativ. Es wurden Texte geschrieben, die nur aus einem einzigen Satz bestehen (*Ich fand den Film blöd*), aber auch längere Phantasiegeschichten, die mit dem Geschehen im Film nichts gemein hatten.

3.3.2 Rechtschreibung

Rechtschreibfehler wurden mit der „Aachener Förderdiagnostischen Rechtschreibfehler-Analyse“ (kurz: AFRA) von Herné/Naumann (2007) kategorial erfasst. Durch die Unterscheidung von 17 Fehlerkategorien, die vier Fehlerebenen zugeordnet werden, erlaubt diese Systematik eine differenzierte Darstellung und Analyse der Rechtschreibfehler. Unabhängig von der Entwicklung einzelner Fehlerebenen und Fehlerkategorien interessiert jedoch zunächst die grundsätzliche Frage, ob sich die Rechtschreibleistungen der Kinder im Zeitraum von 40 Jahren in den erhobenen Texten überhaupt verändert haben und wenn ja, mit welcher Tendenz. Da sich sowohl die einzelnen Textlängen als auch die durchschnittliche Wortanzahl der Teilkorpora von 1972, 2002 und 2012 zum Teil erheblich unterscheiden⁸ und mit

⁸ Die Textlängen, gemessen an der Wortanzahl, schwanken innerhalb eines Jahrganges von Minimum 10 Wörtern bis Maximum > 300 Wörtern pro Text; deutliche Unterschiede in der durchschnittlichen Textlänge konnten wir auch zwischen den Jahrgängen feststellen: 1972 (Ø 75,74 W.) und 2002 (Ø 104,56 W.).

gestiegener Textlänge theoretisch eine höhere Fehlerverlockung einhergeht, haben wir die Rechtschreibfehler pro 100 Wortformen berechnet, um eine adäquate Vergleichsbasis herzustellen. Zudem haben wir für die hier vorzustellenden Ergebnisse von 2012 nur die Schulen in unsere Analyse einbezogen, die bereits 1972 und 2002 an der Untersuchung teilnahmen. Entsprechend beziehen sich die nachfolgenden Ergebnisse von 2012 auf einen mit 1972 und 2002 vergleichbaren Stichprobenumfang von $N = 274$ und nicht auf den gesamten Stichprobenumfang (siehe Abb. 1).

Die unter diesen Voraussetzungen ermittelte Veränderung der durchschnittlichen Rechtschreibfehleranzahl zu den jeweiligen Messzeitpunkten kann der nachfolgenden Grafik entnommen werden.

Abb. 2: Entwicklung der Rechtschreibfehler seit 1972

Bereits von 1972 auf 2002, in einem Zeitraum von 30 Jahren, war ein beachtlicher Fehleranstieg von rund 77 Prozent zu verzeichnen. In den dann folgenden zehn Jahren nahmen die Fehler um etwa 38 Prozent zu: ein deutlich steilerer Anstieg, den wir in diesem Ausmaß nicht erwartet hatten. Würde man nämlich bereits ab 1972 eine prozentuale Fehlerzunahme von 38 Prozent pro Dekade ansetzen, ergäbe sich für die Texte von 2002 ein Fehleranteil von durchschnittlich 18 anstatt der ermittelten 12,26 Prozent. Dieses Rechenexempel macht deutlich, dass sich die Dynamik der Fehlerzunahme in den letzten zehn Jahren verstärkt hat.

Nun könnte man annehmen, insbesondere der gestiegene Anteil an mehrsprachigen Schülerinnen und Schülern – 1972 nahm kein mehrsprachiges Kind an der Untersuchung teil – wäre für den Fehlerzuwachs verantwortlich. Unsere nach diesem Gruppenmerkmal vorgenommene Differenzierung der Rechtschreibfehler kann eine solche Annahme jedoch nicht stützen:

Abb. 3: Rechtschreibfehler und Mehrsprachigkeit⁹

Zwar wird im Jahr 2002 durch die Gegenüberstellung der durchschnittlichen Rechtschreibfehler von ein- und mehrsprachigen Kindern ein Unterschied der Mittelwerte erkennbar; die generelle Fehlerzunahme von 1972 auf 2002 um insgesamt 77 Prozent kann allenfalls nur geringfügig mit Defiziten mehrsprachiger Kinder erklärt werden. Korrelationsanalysen ergaben, dass 2002 die soziale Schicht einen wesentlich höheren Prädiktor für die Rechtschreibleistung darstellt ($r = 0,33$) als das Merkmal der Mehrsprachigkeit ($r = 0,17$).

Für die Texte von 2012 wird bereits anhand des Säulendiagramms ersichtlich, dass der Fehlerzuwachs nicht auf Kinder mit anderer Erstsprache zurückgeführt werden kann. Der geringe Mittelwertunterschied zwischen ein- und mehrsprachigen Kindern ist nicht signifikant ($p = 0,39$). Ein mehrsprachiges Kind aus der oberen Mittelschicht hat normalerweise einen ähnlich niedrigen Fehleranteil wie ein einsprachiges Kind aus der gleichen Schicht. Die einseitige Fokussierung auf Defizite von Kindern mit Zuwanderungsgeschichte – nicht nur in der Rechtschreibung! – hat in der Vergangenheit dazu geführt, dass monolingual deutsche Kinder aus der sozialen Unterschicht, die dringend gefördert werden müssten, aus dem Blickfeld gerieten.

Da offenbar das Merkmal der Mehrsprachigkeit für die Fehlerzunahme von 1972 auf 2002 allenfalls eine geringe und für den noch einmal deutlich verstärkten Zuwachs von 2002 auf 2012 keine Erklärungskraft besitzt, möchten wir nun die unabhängige Variable in den Blick nehmen, die sich bereits 2002 als starker Prädiktor für sprachliche Merkmale herausstellte: die so-

⁹ Da noch nicht alle Sozialdaten von den Schulen eingegangen sind, beziehen sich die Ergebnisse von 2012 auf 158 einsprachige Kinder und auf 97 Kinder mit mehrsprachigem Erwerbs hintergrund.

ziale Schichtzugehörigkeit. Wir haben die in den PISA- und IGLU-Studien angesetzten „sieben Dienstklassen“, die anhand des Kriteriums „Berufstätigkeit des Hauptverdieners“ differenziert wurden, auf drei soziale Schichten reduziert: Unterschicht (US), untere Mittelschicht (uMS) und obere Mittelschicht (oMS) (vgl. Steinig et al. 2009, S. 38 ff.). Wenn man diese drei Schichten zu den Rechtschreibfehlern in Beziehung setzt, ergeben sich für 1972 keine signifikanten Bezüge. Für 2002 zeigt sich aber eine deutlich gestufte Abhängigkeit von der sozialen Schicht, die sich 2012 in ähnlicher Weise fortsetzt.

Abb. 4: Rechtschreibfehler und soziale Schicht¹⁰

Der Vergleich der Ergebnisse von 2002 und 2012 macht deutlich, dass der Fehleranstieg insbesondere auf die Unterschicht (28,2% Anstieg) und auf die untere Mittelschicht (33,5% Anstieg) zurückzuführen ist, während bei Schülerinnen und Schülern aus der oberen Mittelschicht der Zuwachs an Rechtschreibfehlern geringer ausfällt (20% Anstieg). Die Differenz der Mittelwerte zwischen den unteren beiden sozialen Schichten ist annähernd gleich geblieben, allerdings vergrößerte sich die Kluft zwischen der oberen und der unteren Mittelschicht ($p = 0,006$). Offenbar hat die Fähigkeit der Grundschule, sozial bedingte Unterschiede in der Rechtschreibung nicht zu groß werden zu lassen bzw. zu kompensieren, in den vergangenen zehn Jahren trotz aller Reformbemühungen weiter nachgelassen. Das Merkmal der sozialen Schichtzugehörigkeit ist jedenfalls für die Rechtschreibung nach wie vor ein starker Prädiktor.

¹⁰ Die Daten für 2012 beziehen sich aus den unter Fußnote 8 genannten Gründen auf folgende Stichprobengrößen: US: N = 57 / uMS: N = 89 / oMS: N = 54.

Bereits 1972 und insbesondere 2002 hatte die Rechtschreibleistung eine herausragende Bedeutung für die Sekundarschulempfehlung. Für die Texte von 2002 konnten wir zeigen, dass dieses sprachliche Merkmal die stärkste Affinität zur Schulempfehlung aufweist (vgl. Steinig et al. 2009, S. 354). Für die Schulempfehlung im Jahr 2012 hat die Rechtschreibung eine ähnlich große Bedeutung.

Abb. 5: Rechtschreibfehler und Schulempfehlung

Erwartungsgemäß machen auch 2012 zukünftige Gymnasiasten die wenigsten Rechtschreibfehler, zukünftige Realschüler nehmen eine Zwischenposition ein und zukünftige Hauptschüler, lässt man die Gesamtschule vorerst außer Acht, weisen die meisten orthographischen Normverstöße in ihren Texten auf. Die grundsätzliche Stufung der Rechtschreibfehler zwischen den drei genannten Schularten zeigt sich demnach auch 2012, wenngleich mit veränderten Fehlerzuwächsen für die empfohlenen Bildungsgänge. Während die Gesamtschule 2002 in Bezug auf die Fehlerzahlen noch eine Position zwischen der Haupt- und der Realschule einnahm, wird sie 2012 Kindern mit den meisten Rechtschreibfehlern als zukünftige Schulform¹¹ empfohlen.

Nachdem die soziale Schicht – im Gegensatz zur Mehrsprachigkeit! – als bedeutsamer Prädiktor für die Rechtschreibleistung herausgestellt werden konnte, möchten wir nun die unterschiedlichen Rechtschreibebenen nach

¹¹ Allerdings scheint eine Empfehlung für die Hauptschule, zumindest nach unseren Daten, immer weniger ausgesprochen zu werden. Für die bislang eingetroffenen Daten ergibt sich folgende Verteilung: HS: N = 36 / RS: N = 96 / GYM: N = 90 / GES: N = 41. NB: Zwei Schüler werden die vierte Klasse wiederholen, sie weisen durchschnittlich rund 56 Fehler pro 100 Wörter in ihren Texten auf.

AFRA in den Blick nehmen und die Frage aufwerfen, ob der Fehleranstieg in einem Teilbereich besonders deutlich ausfällt. AFRA unterscheidet die Fehlererebenen Phonem-Graphem-Korrespondenz, Vokalquantität, Morphologie und Syntax.

Abb. 6: Rechtschreibfehler nach AFRA-Fehlerebenen

Wie bereits beim Vergleich der Teilkorpora von 1972 und 2002 deutlich wurde, verzeichnet auch 2012 die Ebene ‚Syntax‘ den stärksten Fehlerzuwachs mit rund 95 Prozent. Dazu zählen die Groß- und Kleinschreibung sowie die Zusammen- und Getrennschreibung. Den zweitstärksten Anstieg finden wir auf der Ebene ‚Vokalquantität‘ mit einem Fehlerzuwachs von rund 38 Prozent. Der Anstieg auf der Ebene ‚Morphologie‘ fällt dagegen vergleichsweise moderat aus, während auf der Ebene ‚Phonem-Graphem-Korrespondenzen‘ sogar ein geringfügiger Fehlerrückgang zu verzeichnen ist. Während also phonographisch bedingte Fehler in den vergangenen zehn Jahren nicht zugenommen haben, zeigt sich eine deutliche Zunahme bei allen Schreibungen, die von diesem Prinzip abweichen.

Die stärkste Fehlerzunahme auf syntaktischer Ebene ergab sich im Bereich der Groß-/Kleinschreibung. Mit der nachfolgenden Grafik wird die Entwicklung dieser Kategorie zu allen Messzeitpunkten illustriert. Verstöße gegen die Kleinschreibung – die unmarkierte Form der Schreibung – treten erwartungsgemäß seltener auf und haben insgesamt einen erkennbar flacheren Fehleranstieg. Die größte Schwierigkeit bereitet die korrekte Majuskelsetzung. Von 1972 auf 2002 haben sich die Rechtschreibfehler in diesem Bereich verdreifacht; 2012 sind sie noch einmal um rund 70 Prozent angestiegen.

Abb. 7: Fehler im Bereich der Groß-/Kleinschreibung

Bereits Menzel (1985) konnte mit seiner Fehleruntersuchung Mitte der achtziger Jahre zeigen, dass die Großschreibung zu den Hauptfehlerquellen in Schülerschreibungen zählt. Dies steht im Einklang mit unseren Ergebnissen. Auffällig ist jedoch die Entwicklung dieser Fehlerkategorie, wie sie anhand der Abbildung 7 deutlich wird: 2002 war die Kategorie *klein statt groß* die Fehlerkategorie mit dem größten Fehlerzuwachs. Auch 2012 haben Verstöße gegen die Großschreibung im Vergleich zum Gesamtfehleranstieg (38%) einen höheren Fehlerzuwachs. Die korrekte Großschreibung scheint demnach im Rahmen veränderter Rechtschreibleistungen stets in besonderer Weise betroffen zu sein.

4. Diskussion

Das Textschreiben hat sich in den an unserer Studie beteiligten Schulen in Dortmund und Recklinghausen in den letzten zehn Jahren seit unserer letzten Erhebung deutlich verändert. Texte, die man eindeutig als Berichte oder Erzählungen bezeichnen konnte, sind seltener geworden. Eine Zuweisung zu einer Textsorte ist teilweise schwierig geworden. Die Vielfalt der textuellen Gestaltung hat zugenommen. Die Texte richten sich öfter mit adressierenden Wendungen am Anfang und/oder am Ende an den Leiter der Untersuchung. Kommentierende Textpassagen und Texte, die ausschließlich als Kommentare gelesen werden können, nehmen zu. Wie ist es in den letzten zehn Jahren zu diesen veränderten Formen des Schreibens gekommen?

Für einige Kinder scheint offenbar die mit der Institution Schule und dem Deutschunterricht verbundene Erwartung, der impliziten Aufforderung nachzukommen, zu einem im Rahmen einer Unterrichtsstunde prä-

sentierten narrativen Schreibimpuls einen Text zu produzieren, der diese Narration aufgreift oder zumindest ihren Plot versprachlicht, keine Geltung zu haben. Dieses Verhalten beruht, wie wir vermuten, auf einer zunehmenden Individualisierung und Differenzierung im Grundschulunterricht.

Das Schreiben im Anschluss an einen Film in der von uns vorgegebenen experimentellen Situation wurde von vielen offenbar nicht als schulisch-normatives Schreiben gewertet, sondern als ein ‚freies‘, von der Institution Schule unabhängiges Schreiben. Die Situation Unterricht, in das unser Schreibexperiment eingebettet war, garantiert offenbar nicht mehr automatisch, dass in dieser Situation die normativen Erwartungen an Textsorten, die im Deutschunterricht üblich sind, erfüllt werden.

Neben dieser individualisierenden Tendenz, die die Unterschiede von Text zu Text größer werden lässt, kann man auch eine Differenzierung beobachten, die auf unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen der Lehrkräfte beruht. Die subjektiven Theorien darüber, wie Schreiben im Deutschunterricht didaktisch modelliert werden sollte, scheinen auch von Lehrkraft zu Lehrkraft zunehmend auseinanderzugehen. Dementsprechend unterscheiden sich die Texte auch teilweise deutlich von Klasse zu Klasse. Es entwickeln sich nach unserem Eindruck regelrechte klassenspezifische Schreibkulturen – eine Entwicklung, die 2002 erst in Ansätzen und 1972 noch überhaupt nicht zu beobachten war.

Schließlich kann sich auch der unmittelbare Einfluss der Lehrperson vor und während der Schreibsituation verändert haben, obwohl wir die Rahmenbedingungen genau so wie 2002 vorgegeben hatten. Die Aufgabenstellung ist gleich geblieben, aber dennoch können die Lehrpersonen explizit oder implizit Information zum Schreibversuch gegeben haben, die das Schreiben der Kinder in eine etwas andere Richtung gelenkt haben könnte. Vielleicht sehen sich die Lehrkräfte heute stärker genötigt, genauere Auskunft darüber zu geben, warum etwas Unübliches im Unterricht getan werden soll.

Diese ersten Befunde müssen noch inhaltsanalytisch und statistisch überprüft werden, um das Ausmaß dieser Entwicklung genauer einschätzen zu können.

Als einen wichtigen Grund für die deutliche Zunahme an Rechtschreibfehlern hatten wir bereits beim Vergleich von 1972 mit 2002 angenommen, dass für die Rechtschreibung zunehmend weniger Zeit zur Verfügung steht. Ein Vergleich der 1972 geltenden Lehrpläne und zugelassenen Sprachbücher mit denen aus 2002 macht einen quantitativ höheren Anteil, den die Rechtschreibung noch 1972 im Deutschunterricht einnahm, plausibel (vgl. Steinig et al. 2009, S. 379). Sollte die explizite Thematisierung von Rechtschreibregeln und -strategien sowie die Übungszeit für bestimmte orthographische Phänomene im Unterricht tatsächlich abgenommen haben, könnten diese unterrichtsbedingten Veränderungen möglicherweise auch mit den

hier aufgezeigten Veränderungen in der Rechtschreibleistung im Zusammenhang stehen – wir nehmen dies zumindest für bestimmte Gruppen von Schülern an.

Es gibt nachvollziehbare Belege, dass Rechtschreiblernen auch ohne explizite Instruktion erfolgreich sein kann. Bredel (2007) führt hierzu beispielsweise die weitgehende Schreibsicherheit von Schülerinnen und Schülern in der Getrennt- und Zusammenschreibung an, obwohl (oder weil) sie kaum explizit im Unterricht thematisiert werden. Eichler (1991) prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der „inneren Regelbildung“ und meint damit die Fähigkeit der Lernenden, durch Schlussfolgerungen, Vergleiche und durch die Überführung von Merkschreibungen in ein „geistiges Konzept“ Rechtschreibregeln selbst zu erarbeiten, was sich insbesondere an „geregelten Abweichungen von der Normschreibung“ zeige (Eichler 1991, S. 34). Wahrscheinlich setzte der Deutschunterricht nach der so genannten kognitiven Wende in den 1980er Jahren, in dem sich der Anteil expliziter Rechtschreibarbeit tendenziell verringerte, verstärkt darauf, dass die eigenaktiven Regelbildungsfähigkeiten der Kinder durch den Umgang mit Schrift zur korrekten Rechtschreibung führen. Wir nehmen jedoch an, dass dies nur bestimmten Schülerinnen und Schülern gelingt, nämlich denjenigen aus der oberen Mittelschicht, die durch ihre schriftsprachlich geprägte Sozialisation einen geringer werdenden Anteil expliziter Rechtschreibarbeit durch ‚innere Regelbildung‘ kompensieren können. Bei weniger privilegierten Gruppen aus der Unterschicht und zunehmend auch aus der unteren Mittelschicht gerät dieser Regelbildungsprozess vermutlich mit höherem Anspruch an die Rechtschreibleistung ins Stocken, die Verunsicherung nimmt zu und der Abstand zu den erfolgreichen Lernern wird zunehmend größer. Wir vermuten, dass diese Schülerinnen und Schüler von einer verstärkten expliziten Erarbeitung rechtschriftlicher Phänomene in besonderer Weise profitieren würden. Mit dieser Form bewusster Kognitivierung meinen wir kein Memorieren von Rechtschreibregeln und Grundwortschatzlisten, sondern ein erforschendes Rechtschreiblernen, wie es u.a. von Eisenberg/Feilke (2001) vorgeschlagen wurde. Die deutlich gestiegenen orthographischen Verstöße in den Texten und insbesondere der sich seit 2002 weiter vergrößernde Abstand zwischen der oberen Mittelschicht auf der einen Seite und der unteren Mittelschicht sowie der Unterschicht auf der anderen Seite scheinen unsere Annahmen zu stützen (siehe Abb. 4).

Gründe für die unterschiedliche Fehlerentwicklung einzelner AFRA-Ebenen sind nicht leicht zu finden, zumal entsprechende Analysen einzelner Fehlerkategorien noch ausstehen. Exemplarisch haben wir die Fehlerentwicklung im Bereich der Großschreibung (*klein statt groß*) herausgestellt, weil in dieser Kategorie bereits 2002 der stärkste Fehlerzuwachs beobachtet werden konnte und hier auch 2012, im Vergleich zum Gesamtfehleranstieg,

ein nahezu doppelt so hoher prozentualer Fehlerzuwachs zu verzeichnen ist. Auffällig daran ist, dass dies einen Bereich betrifft, der in der öffentlichen Meinung mit defizitärem Schreiben in den neuen Medien in Verbindung gebracht wird. Empirisch konnte dieser Zusammenhang bislang jedoch nicht belegt werden (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010), er dürfte empirisch aber auch schwer zu erbringen sein.

Da die satzinterne Großschreibung in hohem Maße zwischen Leistungsgruppen differenziert, wie die IGLU-E-Studie für die vierte Klasse (vgl. Löffler/Meyer-Schepers 2005, S. 95) und Betzel (2013) für den Beginn der Sekundarstufe zeigen konnten, sehen wir insbesondere für diesen Bereich einen Zusammenhang mit den zuvor vermuteten Veränderungen des Rechtschreibunterrichts. Es scheint naheliegend, dass Kinder aus schriftnahen Milieus die Voraussetzungen mitbringen, die Großschreibung sicher zu erwerben, weil sie unabhängig von den quantitativen Unterrichtsanteilen, die für die Erarbeitung der satzinternen Großschreibung zur Verfügung stehen, orthographische Regularitäten eigenständig entdecken und im Unterricht vermittelte Strategien auf dieser Grundlage situationsgerecht anwenden können. Kindern aus niederen sozialen Schichten mit geringerer Affinität zur Schriftlichkeit fällt es im Rahmen geringer werdender Unterrichtszeit für die Rechtschreibung wahrscheinlich schwerer, vermittelte Strategien zur Großschreibung eigenaktiv so zu verarbeiten, dass sie in verschiedenen Kontexten für eine weitgehend korrekte Großschreibung sicher genutzt werden können.

Wenn unsere Annahmen zum Zusammenhang von Rechtschreibunterricht und Rechtschreibleistungen zutreffen sollten, dann scheinen davon besonders komplexe orthographische Phänomene wie die satzinterne Großschreibung oder die Doppelkonsonantenschreibung betroffen zu sein – mit gravierenden Auswirkungen auf Kinder aus schriftfernen Milieus.

Literatur

- Betzel, Dirk (2013): Leistungsgruppenprofile zur satzinternen Großschreibung in Klassenstufe fünf. In: *Der Deutschunterricht* 65, 3, S. 87–92.
- Bredel, Ursula (2007): *Sprachbetrachtung und Grammatikunterricht*. (= UTB 2890). Paderborn u.a.
- Dürscheid, Christa/Wagner, Franc/Brommer, Sarah (2010): *Wie Jugendliche schreiben: Schreibkompetenz und neue Medien*. (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 41). Berlin/New York.
- Eichler, Wolfgang (1991): Nachdenken über das richtige Schreiben. Innere Regelbildung und Regelfehlbildung im Orthographieerwerb. In: *Diskussion Deutsch* 117, 22, S. 34–44.

- Eisenberg, Peter/Feilke, Helmuth (2001): Rechtschreiben erforschen. In: *Praxis Deutsch* 170, S. 6–15.
- Grimm, Hannelore (2003): Veränderungen der Sprachfähigkeiten Jugendlicher. Eine Untersuchung zu Abituraufsätzen von den Vierziger- bis zu den Neunzigerjahren. (= *Angewandte Sprachwissenschaft* 10). Frankfurt a.M. u.a.
- Herné, Karl-Ludwig/Naumann, Carl Ludwig (2007): AFRA – Aachener Förderdiagnostische Rechtschreibfehleranalyse. 4., völl. überarb. u. erw. Aufl. Aachen.
- Ingenkamp, Karlheinz (1967): Schulleistungen – damals und heute. Meinungen und Untersuchungen zur Veränderung des Leistungsniveaus unserer Schuljugend. (= *Theorie und Praxis der Schulpsychologie* 7). Weinheim u.a.
- Löffler, Ilona/Meyer-Schepers, Ursula (2005): Orthographische Kompetenzen: Ergebnisse qualitativer Fehleranalysen, insbesondere bei schwachen Rechtschreibern. In: Bos, Wilfried et al. (Hg.): *IGLU. Vertiefende Analysen zu Leseverständnis, Rahmenbedingungen und Zusatzstudien*. Münster u.a., S. 81–108.
- Menzel, Wolfgang (1985): Rechtschreibunterricht. Praxis und Theorie „Aus Fehlern lernen“. (= *Praxis Deutsch* 69, Beiheft). Seelze.
- Sieber, Peter (1998): *Parlando in Texten. Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit*. (= *Reihe Germanistische Linguistik* 191). Tübingen.
- Steinig, Wolfgang et al. (2009): Schreiben von Kindern im diachronen Vergleich. Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972 und 2002. Münster u.a.
- Vogel, Roland (1988): Rechtschreibanforderungen und -leistungen früher und heute. Eine vergleichende Untersuchung von Schüleraufsätzen und -diktaten. Bad Salzedetfurth.